Ped. Th.
4985 8°

~~Paed 391~~ ~~nK~~ 8°
Scherer
Paed. Th.
4985

Die Zukunft der Blinden.

Fünf Vorträge

über

Blindenverhältnisse und Blindenerziehung,

nebst sieben beigefügten Anhängen,

von

Friedrich Scherer,
seit seinem zweiten Lebensjahre erblindet.

Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Preis 1 fl. 12 kr. oder 20 Sgr.
im Selbstverlag.

Regensburg.
Druck der J. Reitmayr'schen Offizin.
1866.

MONACENSIS
387 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniss.

		Seite.
Vorwort	. . . .	3
Recension über dieses Werk vom Jahre 1863	. . .	5
Oberhirtliche Gutachten	. . . .	9
Einleitung	. . . .	11
Erster Abschnitt	Bestimmung des Menschen	13
Zweiter Abschnitt.	Grundzüge der Blindenerziehung und des Blindenunterrichts	33
Dritter Abschnitt.	Der Rechenunterricht der Blinden . .	63
Vierter Abschnitt.	Ueber Blindenversorgung im Allgemeinen .	80
Fünfter Abschnitt.	Der Blinde als Lehrer	93
Sechster Abschnitt.	Der Blinde als Familienglied, Freund, Gatte, Vater und Bürger . . .	96
Siebenter Abschnitt.	Schlußwort	103
Anhang. I. A.	Einrichtung und Zweck eines allgemeinen Blindengenossenhauses oder Blindenassociation .	107
B.	Mittel und Wege zur Erreichung dieses Zweckes	117
C.	Aufnahme-Bedingungen und Leistungen des Blindengenossenhauses	119
II.	Vorschlag zu einer Blindenversicherungsbank .	121
III.	Biographie merkwürdiger Blinden . . .	124
IV.	Entstehung der Blindheit und Beobachtung über Blinde	187
V.	Berichte über Blindenanstalten . . .	203
VI.	Gründungsplan von Blinden-Anstalten . .	222
VII.	Mnemotechnik	230

Vorwort.

Wenn auch der unerwartet schnelle Absatz und die wiederholte Nachfrage nach dem von mir herausgegebenen Buche, „die Zukunft der Blinden“ ein erfreuliches Zeichen der immer grösseren Theilnahme an dem Schicksale meiner blinden Leidensgenossen ist, so kann und darf ich doch nicht verhehlen, daß mir leider auch viele Widerwärtigkeiten bereitet und nicht unbedeutende Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wodurch man mir die Verfolgung meiner Bestrebungen außerordentlich erschwerte. Trotz jener Hemmnisse habe ich rastlos fortgearbeitet, für meine Schicksalsgenossen eine bessere Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu erringen. Die mir von vielen Seiten gewordenen Aufmunterungen sind gewiß ein Zeichen, daß mein Streben zeitgemäß, sowie der Beachtung und Förderung würdig, was die nachfolgende Recension und beigedruckten Gutachten beweisen dürften. So möge denn auch dieses Buch fernerhin dazu beitragen, daß das Schicksal der Binden in immer weiteren Kreisen Anerkennung und Berücksichtigung findet.

Vorwort.

Wenn auch der unerwartet schnelle Absatz und die wiederholte Nachfrage nach dem von mir herausgegebenen Buche, „die Zukunft der Blinden“ ein erfreuliches Zeichen der immer größeren Theilnahme an dem Schicksale meiner blinden Leidensgenossen ist, so kann und darf ich doch nicht verhehlen, daß mir leider auch viele Widerwärtigkeiten bereitet und nicht unbedeutende Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wodurch man mir die Verfolgung meiner Bestrebungen außerordentlich erschwerte. Trotz jener Hemmnisse habe ich rastlos fortgearbeitet, für meine Schicksalsgenossen eine bessere Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu erringen. Die mir von vielen Seiten gewordenen Aufmunterungen sind gewiß ein Zeichen, daß mein Streben zeitgemäß; sowie der Beachtung und Förderung würdig, was die nachfolgende Recension und beigedruckten Gutachten beweisen dürften. So möge denn auch dieses Buch fernerhin dazu beitragen, daß das Schicksal der Blinden in immer weiteren Kreisen Anerkennung und Berücksichtigung findet.

„Die Zukunft der Blinden.“

Recensirt von dem Institutslehrer der k. Blindenanstalt in Berlin, Rösner. — Berliner Blätter für Schule und Erziehung Nr. 27, vierter Jahrgang 1863. Herausgegeben und redigirt vom Gymnasial-Direktor Eduard Bonnell, Stadt-Schulrath Moritz Fürbringer und Seminar-Direktor Wilhelm Thilo.

In der gewaltigen Strömung der allgemeinen pädagogischen Bestrebungen bleiben erfahrungsmässig einzelne, durch besondere (innere wie äußere) Eigenthümlichkeiten scharf abgegrenzte und deßhalb theilweis isolirt dastehende Unterrichts- und Erziehungs-Gebiete oft für längere Zeit zurück, werden bei Seite gedrängt und vermögen nur in ihren äußeren Peripherien an dem Wellenschlage der grossen Entwickelungsbewegungen Theil zu nehmen. Solche Erscheinungen treten uns besonders in der Geschichte aller unserer sogenannten Humanitäts-Anstalten vor Augen, und es ist unschwer, dieselben von ihren Grundursachen aus sich zum Verständniß zu bringen. Ihre Bedeutsamkeit zu würdigen und zu immer allgemeinerer Anerkennung zu bringen, ist sonderlich Aufgabe Derer, die berufen sind, in die Bestrebungen der Zeit gestaltend einzugreifen. — Die Geschichte der Pädagogik aber erschließt uns durch alle ihre Wandlungen hindurch die grosse, trostvolle Wahrheit, daß Alles, was aus dem „Geist“ geboren wurde, auch eine „Zukunft“ hat, mögen seine Anfänge, seine Gestaltungen und Fortentwickelungen noch so dürftig, mangelhaft und ungesichert erscheinen. Es kommt darum auch für jene abgeschlossenen Kreise, die wir im Sinne haben, früher oder später, je nach den belebenden Anstößen, die von außen auf sie einwirken, die Zeit, wo ihre Stellung innerhalb des grossen Ganzen nach und nach weniger verloren und verlassen sich dem Blicke zeigt, bis endlich die scharfe Abgrenzung gegen das Gesammtgebiet verschwindet und das allgemeine Interesse auch sie in Pflege nimmt.

Das Gebiet der Blindenbildung ist solch' ein im grossen Strome still und fast unbeachtet mitschwimmender Lebenskreis. Wir sagen: still und unbeachtet —; denn wo hört man die Angelegenheit des Blindenwesens in grösseren Kreisen mit lebendigem

Interesse erfassen? — wo liest man in unsern pädagogischen Schriften viel mehr als gelegentliche Notizen über die Existenz von Unterrichts- und Erziehungsanstalten für die Blinden? Man hat überall „Wichtigeres" zu thun, „Erfreulicheres" zu schauen. Und doch sollte es anders sein.

Einst galt der Blinde für ein Individuum, dem die Berechtigung zur Theilnahme an dem Allgemeingut der Erziehung und Bildung kurz und entschieden, d. h. nicht wenig hart und lieblos abgesprochen wurde. (Daß jene Ansicht noch heutigen Tages Vertreter finden sollte, läßt sich wohl nicht annehmen.) — Seitdem der Anfang gemacht wurde, Bildungsstätten für die der allgemeinsten Theilnahme meist so würdigen wie bedürftigen Blinden zu bauen und zu pflegen, ist hin und wieder doch wenigstens ein flüchtiger Blick der Beachtung auf und in ein solches Institut gefallen. Nun findet man blinde Arbeiter, die ihre eigene Werkstatt aufschlagen, begegnet einstigen Zöglingen bei Blindenanstalten in Gymnasien, Seminarien, auch auf Universitäten, trifft blinde Organisten im Dienste der Kirche, blinde Schriftsteller u. s. w. Aber man hält solche Erscheinungen heut zu Tage noch meist für vereinzelte Ausnahmen. Sie sind es, ja! — doch liegt der Grund, daß sie dafür gelten müssen, keineswegs im Mangel an Bildungsfähigkeit der Blinden.

Freunde dieser Unglücklichen, vornehmlich aber Lehrer und Erzieher derselben, müssen dem gegenüber aber auch anerkennen — und sprechen es freudig aus, daß in neuester Zeit eine Theilnahme für das Blindenwesen sich bekundet hat, die, wenn sie das allgemeine Interesse um das Eine, was hier namentlich noth ist, zu sammeln nicht ermüdet, einen trostreichen Blick in die „Zukunft der Blinden" thun lassen möchte. Die „Berliner Blätter" haben einem Worte der Anregung dieser Sache jederzeit förderlichst sich geöffnet; darum hoffen wir, auch unser Wort im Dienst der Blindenangelegenheit werde nicht vergebens um ein bescheidenes Plätzchen bitten. —

Wenn wir es aber unternehmen, den verehrlichen Lesern das Interesse des Blindenwesens an's Herz zu legen, so möchten wir dieß für heute thun durch Hinweis auf ein Buch, welches diese Aufgabe verfolgt, und welches geeignet sein dürfte, dieselbe erfolgreicher zu lösen. Es trägt den Titel: „Die Zukunft der Blinden." Vorträge über Blindenverhältnisse und Blindenerziehung nebst sieben Anhängen von F. Scherer.

Wir lernten dies Buch bereits vor mehreren Jahren zufällig kennen — auf dem Tisch des Herrn Schulrath Ausfeld in Schnepfenthal. Es war damals (1858) in zweiter Auflage er-

schienen und diese der Universität Jena zu ihrem 300jährigen Jubelfeste vom Verfasser zugeeignet. Gegenwärtig liegt das Werk in siebenter umgearbeiteter und vermehrter Auflage vor uns. Eine siebente Auflage aber dürfte wohl als Zeugniß gelten für den Werth des Buches einerseits, andererseits genügend bekunden, daß im weiten deutschen Vaterlande nach Theilnahme für das Blindenwesen nicht mehr vergeblich gefragt und gesucht wird.

Das Scherer'sche Werk hat sein Publikum bisher gefunden theils in Süd- und Mitteldeutschland, theils im nördlichsten Theile Niederdeutschlands, wo der Verfasser als Lehrer und Erzieher von Blinden thätig gewesen. Die jetzige Auflage ist in Berlin erschienen, und das Buch betritt hiermit zum ersten Male Preußens Boden. Möchte es ihm auch hier an liebevoller Beachtung nicht fehlen! (Da dieses Werk bereits vergriffen, so wurde es wegen der stets steigernden Nachfrage wiederholt in unveränderter Form mit der vorstehenden Recension und den beigefügten Gutachten im Selbstverlage des Verfassers in der J. Reitmayr'schen Offizin zu Regensburg gedruckt.)

Gerne gingen wir näher auf den reichen Inhalt und die anregenden Eigenthümlichkeiten des Werkes ein, aber der Raum, den wir uns für dießmal erbeten, möchte es nicht gestatten. Darum beschränken wir uns auf einzelne kurze Bemerkungen.

1. Der Verfasser hat als vieljähriger Lehrer und Erzieher von Blinden reiche Erfahrungen gesammelt und konnte deßhalb wohl den Beruf in sich fühlen, seine sorgfältigen Beobachtungen, die Resultate seiner psychologischen Studien und seine Ideen über eine „Zukunft der Blinden" zu veröffentlichen, auch abgesehen davon, daß er von vielen Seiten dazu Aufmunterung gefunden.

2. Herr Scherer ist seit seinem zweiten Lebensjahre selbst ein Blinder und weiß als solcher uns in das Seelenleben und die Vorstellungen des Blinden einzuführen. Das gibt dem Buche seinen eigenthümlichen Werth und Reiz.

3. Das Buch ist nicht allein für Diejenigen geschrieben, welche den direkten Beruf haben, Arbeiter im Gebiete der Blindenbildung zu sein; es bietet sich Allen an, die ein Herz haben für die schöne Aufgabe, daß den Blinden der Weg in die grosse Lebensgemeinschaft erschlossen und mehr und mehr geebnet werde. Blindeninstitute, Eltern und Pfleger blinder Kinder, Seelsorger und Gemeindevorstände, denen die Fürsorge für die Blinden ihrer Gemeinden mit anvertraut und an die Seele gelegt ist: — sie alle finden in dem Werke reiche Belehrung und treffliche Fingerzeige; und auch der Lehrer vollsinniger Kinder wird das Buch nicht ohne Gewinn für seine Berufsthätigkeit studiren.

4. Die Einleitung des Werkes trägt als Motto das Wort Niemeyer's: „Wer der Bildung fähig ist, der hat auch ein Recht an sie, und es ist Pflicht, daß man sie ihm verschaffe." Damit ist der Grundgedanke angedeutet, aus dem heraus die „Vorträge" sich entwickelt und gestaltet haben. Das Buch zerfällt in einen Haupttheil und einen Anhang. Ersterer gibt die „fünf Vorträge", die in sieben Abschnitten geordnet sind.

Im ersten Abschnitte weist der Verfasser, ausgehend von der Bestimmung des Menschen, in schöner, klarer Weise das Recht des Blinden auf Erziehung und Bildung nach, und zeichnet im zweiten Abschnitte sodann die Grundzüge der Blindenerziehung und des Blindenunterrichts. Sehr ausführlich wird im dritten Abschnitte der Rechnenunterricht mit seinen Hilfsmitteln behandelt. Im vierten Abschnitte lesen wir recht beherzigenswerthe Gedanken über Blindenversorgung, während der fünfte und sechste Abschnitt uns den Blinden als Lehrer, als Freund, Gatten, Vater und Bürger würdigen lehren. Der letzte Abschnitt faßt als „Schlußwort" das Gegebene noch einmal kurz zusammen und thut einen vertrauten Blick in die Zukunft der Blinden.

Der Anhang bringt kurzgefaßte Berichte über die bekanntesten Blindenanstalten (auch Asien, Afrika und Amerika sind vertreten); ferner 75 Biographien merkwürdiger Blinder alter und neuester Zeit. Wir begegnen da Königen und Diplomaten, Philosophen und Theologen, Mathematikern (ein Blinder erfand z. B. die Theilung des Würfels in sechs Pyramiden), Mechanikern, Künstlern (Bildhauern und Musikern), Dichtern, Lehrern verschiedener Wissenschaften u. s. w.

Es folgen dann noch: ein Gründungsplan von Blindenanstalten, — Gedanken über Einrichtung und Zweck eines allgemeinen Blindengenossenhauses — und ein Vorschlag zur Errichtung einer Blinden-Versicherungsbank.

Mag nun auch das Eine und Andere von des Verfassers Plänen, Ideen und Vorschlägen schwer ausführbar erscheinen, oder wenigstens in der Weise, wie Herr Scherer zum Wohle seiner Schicksalsgenossen es sich und uns vorstellt, nicht so leicht zur Verwirklichung gelangen können: was ist nicht einem redlichen Streben schon gelungen, das durch allgemeine Theilnahme gestützt und getragen wurde! Um eine solche Theilnahme aber werben wir heute mit unserm Hinweis auf das Scherer'sche Werk. Möge es recht viele Leser finden, und unter Gottes Segen rüstig vorwärts schreiten der Bau an der „Zukunft der Blinden!" —

Oberhirtliche Gutachten.

Caus. paup.

Zeugniß.

Dem Herrn Friedrich Scherer, verordnungsmässig geprüften Blindenlehrer, geboren zu Ehingen am Hesselberge, Bezirksamts Dünkelsbühl und kgl. Landgerichts Wassertrüdingen, schon seit seinem zweiten Lebensjahre erblindet, bezeuge ich hiermit nach seinem Wunsche recht gerne, daß ich seine Schrift:

„Die Zukunft der Blinden"

in der siebenten umgearbeiteten und vermehrten Auflage — Berlin 1863, in 8. Druck von J. F. Starcke, — durchgesehen, die darin niedergelegten Grundsätze und Erfahrungen für diesen Zweig des Unterrichts sehr belehrend und interessant gefunden habe, und darum diese Schrift selbst zur Erleichterung und Verbesserung des Looses unserer erblindeten Mitmenschen der zahlreichsten Abnahme und der allgemeinsten Verbreitung würdig erachte.

Bamberg am 17. November 1863.

Michael v. Deinlein,

(L. S.) Erzbischof von Bamberg.

Zeugniß.

Die Unterzeichneten haben aus den beiden im Monate Mai dahier gehaltenen mündlichen Vorträgen des Herrn Friedrich Scherer, sowie aus seinen Schriften die Ueberzeugung gewonnen, daß Herr Scherer, welcher mit reichen geistigen Gaben ausgestattet ist, und sich eine vielseitige gründliche Bildung erworben hat, mit dem Ernste und Energie eines tüchtigen männlichen Charakters ein Ziel verfolgt, welches die eifrige Theilnahme jedes Menschenfreundes verdient, indem er sich die Verbesserung der Lage der armen Blinden, seiner Unglücksgenossen, zur Lebensaufgabe gemacht hat.

Herr Scherer ist zu diesem Behufe bemüht, die Nothwendigkeit einer umfassenderen und zweckmässigeren Fürsorge für die Blinden zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen; er weist nach, daß die Wirkung des an sich sehr traurigen Mangels des Augenlichts auf die Bildungsfähigkeit nicht so groß ist, als man häufig annimmt, daß die Blinden mit dem besten Erfolge, wenn auch selbstverständlich nicht ohne grosse Schwierigkeiten, an vielen Beschäftigungen und Arbeiten der Sehenden Theil nehmen können, und zeigt, auf welche Weise diese Schwierigkeiten möglichst gemindert werden könnten. Insbesondere entwickelt er mit Begeisterung den Plan, mit Hilfe des Prinzips der freiwilligen Association, welche in unserer Zeit eine so bedeutende Rolle zu spielen berufen ist, auch den Kräften und Anlagen der Blinden zu ihrer eigenen Befriedigung und Beglückung, wie zum allgemeinen Besten, eine angemessene Verwendung zu geben.

Ohne Zweifel liegt in der von Herrn Scherer angedeuteten Richtung eine schöne und lohnende Aufgabe für die Bethätigung der Nächstenliebe, und Niemand wird seine Schriften lesen oder seine Vorträge mitanhören, ohne reiche Belehrung und ernste Mahnung zu empfangen.

Bayreuth, den 5. August 1864.

Fr. Bracker, Consistorialrath.
J. Schumann, Consistorialrath.

Einleitung.

„Wer der Bildung fähig ist, der hat auch ein Recht an sie und es ist Pflicht, daß man sie ihm verschaffe."
Niemeyer.

Wenn wir es wagen, unsere Gedanken und Erfahrungen über ein menschliches Leiden niederzulegen, dessen traurige Folgen, ungeachtet vieler Versuche, sie zu erleichtern, noch immer mit Centnerschwere auf allen Lebensverhältnissen der Bedauerungswürdigen lasten, die das Unglück haben, einen der edelsten Sinne entbehren zu müssen, so geschieht dieß keineswegs aus jener eigenliebigen Gefallsucht, welche die lieblose Härte und engherzige Unbilligkeit nur zu gerne allen Bestrebungen der Blinden unterzuschieben bereit sind, sondern aus dem lebendigen Drange, so viel an uns ist, beizutragen, daß den unglücklichen Blinden eine Bahn geöffnet werde, auf der sie getrost den weiten Weg des Lebens durch eigene Kraft und selbstständiges Wirken weiter schreiten können. Wohl könnte es als eitle Selbstüberschätzung erscheinen, daß ein Blinder einen Weg zeigen will, welcher seine Schicksalsgenossen von der bisherigen totalen Unabhängigkeit hinweg, und dem Ziele ihrer sehenden Mitmenschen entgegenführen will; allein hier leitet nur die, durch Erfahrungen befestigte Ueberzeugung, daß das Blindenwesen, ungeachtet mancher lobenswerthen Bestrebungen, noch lange nicht auf der Stufe steht, auf der es stehen könnte, daß die Sorge für diese unglückliche Menschenklasse noch eine sehr mangelhafte und daß die größtentheils einseitige Behandlung des Erziehungs- und Versorgungswesens der Blinden eines der Grundübel ist, vor dem jeder Schritt zur allgemeinen und gerechten Heranbildung derselben weichen mußte. Dieser Einseitigkeit, die noch nie eine Sache zu einem guten Ende führte, wollen wir nach unsern Kräften entgegentreten und zu deren baldigen Hebung möglichst beizutragen suchen.

Wie diese unsere eigene innerste Ueberzeugung es gewesen, welche den Gedanken in uns wach gerufen, ihr einen Ausdruck zu geben, und viele edle Menschenfreunde uns darin bestärkten, so wie auch die persönliche Bekanntschaft mit einer grossen Menge von Leidensgenossen und ein mehrjähriges Wirken an Blindenan-

stalten — so fühlen wir uns jetzt, nachdem bereits unser Streben durch den in Bayreuth wie auch an andern Orten aus allen Ständen gebildeten Blindenhilfs-Verein, welcher sich, unter Gottes Beistand, durch unser engeres Vaterland Bayern, zum Segen der Blinden in der Folge verzweigen wird, so erfolgreiche Anerkennung gefunden — um so mehr ermuthigt und zugleich verpflichtet, diese Schrift wieder unter unsere sehenden Mitmenschen hinauszusenden, damit die vom Himmel beglückten Sehenden veranlaßt werden, der Bildung dieses Vereines, zum Wohle der Blinden, ihre Theilnahme dauernd zuzuwenden.

Im Interesse der unglücklichen Blinden ist es auch höchst nothwendig, daß die Theilnahme des Publikums, welches leider nur zu wenig mit deren traurigem Zustande vertraut ist, durch Verbreitung dieser Schrift, welche die Blindenverhältnisse zum Gegenstande hat, rege gemacht, und zur wahrhaften Verbesserung der Lage der Blinden ermuntert werde. Dieses Buch möge nun dazu dienen, den Blick eines jeden Menschenfreundes auf diese unglückliche Menschenklasse zu richten; es ist für Jedermann, der für die Erziehung und Veredlung des Menschen ein Interesse hegt.

Von der allgemeinen Bestimmung des Menschen ausgehend, wollen wir dem Blinden Gleichberechtigung mit dem Vollsinnigen zu verschaffen suchen, ihn zum wirklichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft erhoben wissen, in welcher er bisher keinen Platz finden konnte.

Möge dieses Streben gewürdigt und endlich einmal ein Zustand gehoben werden, dessen ganze Schwere nur von dem in Wahrheit erfaßt werden kann, der in ihm leben muß.

Wir beabsichtigen aber hier durchaus nicht, bloß die Bibliothek der Pädagogen mit unsern Gedanken zu bereichern, sondern wir wollen vielmehr dahin wirken, daß längst anerkannte Grundsätze der Verwirklichung näher gebracht, nun endlich auch einmal zur That werden. Möge unsere schwache Stimme bei edlen vorurtheilsfreien Menschen Gehör finden; wahrhafter Dank von Tausenden, die noch unter dem Drucke der ungerechtesten Erniedrigung, ohne alle Erziehung schmachten, wird dann die segensreiche Folge sein für alle Zukunft!

Gott gebe hierzu seinen Segen!

Erster Abschnitt.

Die Bestimmung des Menschen ist eine doppelte, nämlich eine allgemeine und eine besondere. Die allgemeine Bestimmung desselben ist Glückseligkeit, die besondere ist Brauchbarkeit, d. h. als Glied der bürgerlichen Gesellschaft soll er zu seinem und dem allgemeinen Wohle das Möglichste beitragen. Vollkommenheit ist der Endpunkt, nach dem sich die ganze menschliche Thätigkeit zu bewegen hat. Wenn wir nun aber im Streben nach Vollkommenheit das einzig vernünftige Ziel der menschlichen Thätigkeit finden, so tritt uns unmittelbar die Hinfälligkeit und Sterblichkeit des Menschen entgegen und scheint den grossen Gedanken der menschlichen Vollendung in uns zu vernichten. In diesem Labyrinthe leuchtet dem Menschengeschlechte ein milder Stern in dem höchsten Gedanken, in dem Gedanken der Unsterblichkeit auf. Und wahrlich, ohne Unsterblichkeit gibt es keine Bestimmung, weder für Einzelne noch für das ganze Geschlecht. In ihr ist das grosse Geheimniß der Bestimmung des Menschengeschlechtes enthüllt, in ihr ist die Gottesidee zur Vollendung gekommen, das bisher Unverstandene erschlossen und jenes dunkle Sehnen und Hoffen nach Jenseits gediehen, und was Gott dem Menschen als Menschen geben konnte, ward ihm gegeben: Erkenntniß seiner Bestimmmung, die in der göttlichen Lehre des Heilandes zum Heile des ganzen Menschengeschlechtes niedergelegt ist.

Wollen wir aber diese Höhe unserer Bestimmung ersteigen, so müssen wir, gleich dem Wanderer im Gebirge, uns nach dem wahren Wege umsehen. Erst dann aber sind wir auf dem rechten Wege, wenn wir alle Verhältnisse, die im menschlichen Leben nach dem Willen des Allmächtigen zur Entwickelung kommen, mit unbefangenem Auge erfaßt und uns in das rechte und einzig wahre Verhältniß zu Gott und zur ganzen Natur und Geisterwelt gesetzt und aus diesem die Prinzipien unserer Handlungen hergeleitet

und durchgeführt haben. — Dieser Grundgedanke der Bestimmung zieht sich durch die ganze Geschichte der Menschen. Aus diesem allgemeinen Begriffe der Menschenbestimmung, wonach alle nach einem und demselben Ziele streben sollen, geht unmittelbar die besondere Bestimmung hervor, ja, sie liegt in dem Ersteren. Der Beruf des Einzelnen ist nur modifizirt nach seiner individuellen Anlage und den Mitteln der Thätigkeit, durch die er sein Endziel anstrebt. Diese Anlagen und Kräfte auszubilden, ist der spezielle Beruf eines Jeden. Wie aber der Mensch aus der Menschheit hervorgegangen ist, so kann er sich auch nicht von ihr trennen, und was er daher für seine wahre Vervollkommnung wirkt, das wirkt er für Alle, die im Leben und Streben nach dem einen wahren Ziele mit ihm in Verbindung stehen. Ist nun die Sorge und Liebe des Menschen für seine Bestimmung Grund und Ausgangspunkt jeder menschlichen Thätigkeit, so ist die Sorge für Andere die naturnothwendige Folge des inneren und äußeren Zusammenhanges des ganzen Geschlechtes; sie ergibt sich aus dem gleichen Streben nach einem Ziele. In dieser Sorge für Andere ist das Wesen der Erziehung begründet, welche die Grundbedingung zur menschlichen Vollendung ist. Sind aber Erziehung und Bildung des Menschen die ersten Bedingungen zu seiner Vollendung und sind sie vom menschlichen Standpunkt aus als ein Gemeingut zu betrachten, so geht hieraus unmittelbar hervor, daß Diejenigen, welche da berufen sind, die Geschicke der Völker zu lenken, die heilige Pflicht haben, der Erziehung, als dem Ausgangspunkte der menschlichen Glückseligkeit und künftigen Vollendung, die sorgfältigste Pflege zu widmen. Die grossen Geister aller Zeiten haben diese hohe Pflicht laut verkündet und ihre ganze Wirksamkeit der Erziehung und Bildung der Völker zugewendet. In unseren Tagen ist dieser Drang in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, von der Erziehung und Bildung der Jugend allein wird das Heil erwartet für die Zukunft.

Da nun das Recht und die Pflicht der Erziehung und Bildung im Allgemeinen unbestritten feststehen, so wird auch sicher Niemand mehr daran zweifeln, daß auch jene Glieder der Gesellschaft, denen irgend ein physischer Mangel den Weg zur Höhe menschlicher Vollkommenheit abschneiden zu wollen scheint, mit gleichem Rechte eine Erziehung und Bildung beanspruchen können, die von der Idee der allgemeinen geistigen Vervollkommnung getragen ist. Und diesem Rechte zur gebührenden Anerkennung zu verhelfen, das ist der erste und letzte Grund unserer Bestrebungen.

Wenn gleich die Schwierigkeiten geistiger Entwickelung sich mehren durch den Mangel eines oder mehrerer Sinnesorgane,

durch welche die geistige Anschauung theilweise vermittelt wird, so steht doch der Nichtsehende, dem wir unsere besondere Aufmerksamkeit hier widmen, als ein vernünftiges Wesen, als Mensch, jedem Andern gleichberechtigt gegenüber; steht daher nicht neben, sondern in der Gesellschaft, aus welcher er hervorging. Auch seine Aufgabe ist es, alle seine Kräfte und Anlagen zu entwickeln und auszubilden, um die endliche Bestimmung zu erreichen.

Viele sind noch in unsern Tagen in dem Vorurtheile befangen, der Blinde sei gar nicht fähig, in die menschliche Gesellschaft als selbstständiges, wirksames Glied eingereiht zu werden; er sei verurtheilt zum Loose des Blinden am Wege nach Jericho im Evangelium für alle Zeit. Die meisten Blindenerzieher wollen den Blinden in steter Unmündigkeit erhalten wissen und der größte Theil seiner sehenden Mitbrüder hält ihn für prädestinirt, in geistiger wie in leiblicher Verkümmerung an einem Orte zu verbleiben, wohin ihn eben das Schicksal schleudert, sei es nun für ihn liebevoll oder lieblos, betrachtet als ein unmündiges Kind, für welches die leitende Umgebung doch Alles ist, und schlimmer noch als ein unmündiges Kind, an dessen Ausbildung man doch stets denkt, die man aber oft für den Blinden für unnöthig und dem sogenannten Nützlichkeitsprinzip huldigend, nicht für so zweckentsprechend ausführbar hält. Man darf sich nur im Leben ein wenig umsehen, so werden eclatante Beweise dieser Theorie dem Forscher begegnen. Wem blutet nicht wahrhaft das Herz, wenn er Opfer solcher Theorien auf den Märkten umherziehen, vom Bettel und dergleichen ein elendes Dasein fristen sieht? Der Blinde fühlt dasselbe Bedürfniß, sich zu vervollkommnen und hat dasselbe Recht, es zu befriedigen, wie der Sehende und ist dessen auch in demselben Maße fähig. Denn wo immer etwas Höheres, Geistiges angestrebt wird, da wird es nicht durch rein physische Kräfte erreicht, namentlich ist die Vervollkommnung durch Erziehung und Bildung das Produkt der inneren Kräfte, wobei freilich die äußern Organe unentbehrlich sind; allein diese sind so eingerichtet, daß wenn das eine fehlt, ein anderes durch die zweckmässige Uebung desselben desto kräftiger und so der Mangel wenigstens annähernd ausgeglichen wird. Wer nur immer mit einem Blinden verkehrte, wird gefunden haben, daß derselbe in seiner Oertlichkeit eben so gut bekannt ist, wie der Sehende, daß seiner Aufmerksamkeit von dem, was in seiner Umgebung geschieht, nicht leicht Etwas entgeht; von seinem scharfen Tastsinne, Gehör und dergleichen hier noch nicht besonders zu reden. Schon von der Natur angewiesen, alle Erscheinungen der Außenwelt von der ernstesten Seite aufzufassen, über Vorstellungen, die sich in seinem Innern gebildet, mit

mehr Ruhe und Ernst nachzudenken und die verschiedenen Eindrücke zu einem Ganzen zu vereinen, steht er in dieser Beziehung dem Sehenden gewiß nicht nach. Ist nicht bei Vollsinnigen selbst das Mißverhältniß in Bezug auf die Anlagen der einzelnen Individuen oft sehr groß? Nur Einzelne ragen aus der grossen Menge hervor, sollen darum die Uebrigen, weniger Begabten, darunter leiden? Sollen sie minder Berücksichtigung finden? Und wie unter den Sehenden manche einen außerordentlich hohen Grad der Bildung erreichen, so geben auch einzelne Nichtsehende den schlagendsten Beweis, daß dieselbe Thätigkeit, dieselbe Kraft auch in ihnen wohnt und ebenso mächtig zu wirken im Stande ist, wie bei jenen. Durch den Mangel des Gesichtssinnes ist also die allgemeine geistige Kraft durchaus nicht geschwächt oder gar gewichen. Nicht das Gesicht ist es, welches den wesentlichen Zusammenhang der Menschen bedingt, sondern es sind dieß Sprache und Gehör. Das Wort ist der Vermittler der Gedanken, und derjenige, welcher die Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen Anderer durch das Gehör vernehmen und durch die Sprache mittheilen kann, ist der allgemeinen Bildung viel näher und der höheren Ausbildung ungleich fähiger als jener, der zwar sieht, aber des Gehörs und der Sprache ermangelt. Durch die Sprache wird der Mensch erzogen, und der schlummernde Geist geweckt zum Leben und zur Erkenntniß.

Alle Bildung ist durch die Sprache vermittelt, und in dieser Beziehung der Mangel des Gesichts bei Weitem nicht so beklagenswerth und in Rücksicht auf intellektuelle Befähigung weniger von Einfluß, als der des Gehörs und der Sprache.

Wir sind jedoch selbstverständlich weit entfernt, dem Gesichtssinne den hohen Rang, den er unter den menschlichen Sinnen einnimmt, streitig zu machen; ja im Gegentheile ganz damit einverstanden, wenn Kant von ihm sagt: „Durch das Gesicht wird uns das Weltgebäude in einem so unermeßlichen Umfange bekannt, daß vornehmlich bei selbstleuchtenden Himmelskörpern, wenn wir ihre Entfernung mit unseren Maßstäben hier auf Erden vergleichen, wir über der Zahlenreihe ermüden und dabei fast Ursache haben, über die zarte Empfindlichkeit dieses Organs in Ansehung der Wahrnehmung geschwächter Eindrücke zu erstaunen, als über die Grösse des Gegenstandes — des Weltgebäudes, vornehmlich wenn man die Welt im Kleinen, so wie sie uns vermittelst des Mikroscops vor Augen gestellt wird, z. B. bei den Infusionsthierchen, dazu nimmt.“ Er erklärt ihn für den edelsten der Sinne, obgleich er das Gehör für eben so unentbehrlich hält. Durch ihn wird der Gegenstand, der Genuß gewährt, nicht consumirt, wie

dies beim Tast-, Gehör-, Geruch- und Geschmacksinn der Fall ist; der durch ihn vermittelte Eindruck gewährt uns die allgemeinsten Freuden und gibt den Aermeren wie den Reicheren Stoff zum Lebensgenuß. So edel aber der Sinn des Gesichts auch immerhin ist, so hat der Blinde dennoch nicht so unendlich viel verloren, ist nicht zu einem solchen Grad von Unwissenheit und Kraftlosigkeit herabgesunken, als gewöhnlich angenommen wird. Der geheime Rath Meyer liefert in seiner Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers die Beobachtung, daß wenn einer oder mehrere Sinne fehlen, die übrigen um desto genauer zu werden pflegen. So lerne z. B. ein Blinder nach und nach besser hören und fühlen. Je genauer man nämlich die Aufmerksamkeit eines Sinnes auf einen Gegenstand richtet, desto weniger kann man auf die Empfindungen der übrigen Sinne zu gleicher Zeit aufmerksam sein, und je öfter diese Aufmerksamkeit des einen Sinnes wiederholt wird, desto genauer und richtiger werden die Begriffe, die uns durch diesen Sinn vermittelt werden. In dieser Beziehung dürfte man dem Blinden sogar manche Vorzüge zuzugestehen haben, denn er wird nicht durch die mannigfaltigen Eindrücke des Sehens zerstreut und daher in den Betrachtungen nicht unterbrochen, während der Sehende ob der Leichtigkeit, einen Gegenstand, so oft er will, betrachten zu können, sich die Vorstellung davon nicht so tief einprägt. Auf diese Weise ist der Blinde gewissermaßen für die Mühseligkeit, sich Begriffe zu bilden, durch die Dauerhaftigkeit entschädigt, womit jeder der Begriffe sich beinahe unauslöschlich erhält. Der Blinde sucht sich, da ihm das äußere Licht fehlt, durch tiefes Nachdenken und außerordentliche Beharrlichkeit ein inneres zu schaffen; vom unmittelbaren Genuß der äußeren Gegenstände entfernt, ist er genöthigt, Ersatz in seinem Innern dafür zu suchen, wo er sie durch die den Verstand und die Einbildungskraft entwickelnden Arbeiten sich ersetzt. Wir werden später noch Gelegenheit nehmen, durch Thatsachen nachzuweisen, daß die geistige Befähigung durch den Mangel des Gesichtsorgans, im Verhältniß zum Vollsinnigen, keinen Unterschied herbeiführt und daß lediglich die gänzliche Nichtachtung und Verwahrlosung, welche bisher die Blinden, trotz mannigfacher humaner Bestrebungen erfahren mußten, denselben hervorzurufen im Stande war.

Wenn wir den Geisteszustand resp. den Einfluß der Blindheit auf die geistige Thätigkeit des Blinden beobachten, so haben wir Blindgeborene und Blindgewordene, welche Letztere noch Anschauungen und feste Begriffe aus ihrer ersten Lebenszeit in ihren traurigen Zustand mit hinübergetragen, strenge auseinander zu halten. Denn die Erkenntniß der Ersteren und deren Urtheil sind ganz

verschieden von denen der Letzteren, bei welchen Erkenntniß und Urtheil gemischter Natur sind, weil sie auf ganz anderem Wege gewonnen wurden. — Der Blindgewordene, worunter derjenige verstanden werden soll, der erst in späterer Zeit erblindete, muß das durch die Gesammtheit der Sinne in gesundem Zustande Aufgenommene festhaltend, einen ganz neuen Weg einschlagen, muß in eine ganz neue Erwerbsquelle sich hineinfinden, um dort weiter gehen zu können, wo er mit sehenden Augen aufhörte. Es muß daher auch die Erziehung des Blindgewordenen, die bei ihm im Wesentlichen von vorne beginnen muß, nach und nach mit seiner bisherigen Erziehung in Einklang gebracht werden, was einerseits für den Lehrer sehr viele Schwierigkeiten hat und andererseits außerordentliche Geduld und Ausdauer von Seite des unglücklichen Blinden erfordert. Was er bisher durch die Gesammtheit seiner Sinne an Kenntnissen sich zu erwerben gewohnt war, das muß er nun auf eine ganz neue, ihm unbekannte Weise erkennen und das bisher bereits in's Bewußtsein Aufgenommene auf einem ganz anderen Wege neu anschauen lernen. Wenn überhaupt ein Unterschied in dem traurigen Zustande der Blindheit angenommen werden soll, so dürfte es vielleicht der sein, daß der Blindgewordene sich unglücklicher fühlen mag, als der Blindgeborene, der die Bedeutung des Gesichtssinnes gleichsam nur vom Hörensagen kennt. Dieser aber lebt dagegen in einer finsteren Lebensnacht und es wäre lieblos, wollte man ihm nicht durch entsprechende Erziehung und Bildung, wenn auch nur einige Lichtstrahlen in sein dunkles, trübes Dasein tragen und ihm dadurch wenigstens auf Augenblicke sein verlorenes Auge vergessen machen. Lust und Freude, die des Blinden Klagen verstummen lassen, können nur auf diesem Wege Bedeutung gewinnen, denn alle jene Genüsse, die das Auge dem Sehenden in so überreichem Maße bietet, daß er deren Werth gar nicht mehr zu schätzen weiß, sind dem Blinden auf immer genommen. Es sind zwar schon vielfache Versuche gemacht worden, ihm diese Genüsse zu ersetzen, die Begriffe von Farbe, Schatten und Licht, die Abwechselungen entfernter Bewegungen, den gleichzeitigen Ueberblick über mehrere Gegenstände, ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit dem Blinden durch das Gefühl und Gehör klar zu machen, allein hierin sind nur analoge Beziehungen zu andern Sinnen, wie z. B. der Vergleich des Tones einer Trompete mit einer hellen Farbe, es sind nur Phantasiegebilde im Stande, dem gebildeten Blinden, einigen Ersatz zu leisten.*) Während der Se-

*) Der Blinde hat besonders Geschmack an allen ästhetischen Studien und trägt nach allen Zweigen des Wissens ein unbezwingbares Verlangen.

hende die meisten Bilder seiner Phantasie aus vorübergehenden Erscheinungen schöpft, ist der Blinde auf bestimmte bereits fest gewordene Begriffe beschränkt, die er aus der Beschreibung, aus der Vergleichung von Eigenthümlichkeiten und wechselseitigen Beziehungen der Dinge entnommen hat, unter welchen Umständen seine Phantasie allerdings nicht jene Lebhaftigkeit des Sehenden gewinnt, aber da sie bei jeder Begriffsbildung thätig zur Hand sein muß, durch diese ihre beständige Thätigkeit, viel getreuer und sicherer ist. Sie ist überhaupt ein Hauptmittel seiner geistigen Ausbildung.*) Das lebhafteste Vermögen des Geistes ist aber für den Blinden unstreitig das Gedächtniß. Seine ganze geistige Thätigkeit ist von demselben abhängig, weshalb das Gedächtniß des Blinden gleichsam der einzige treue Gefährte ist, der ihn in allen Wechselfällen des Lebens mit starker Hand aufrecht erhält, ihn mit Muth und Selbstvertrauen erfüllt und das allein ihm möglich macht, die vielen und großen Schwierigkeiten, die sich seiner Willenskraft entgegensetzen, zu überwinden. Da dem Blinden das Organ fehlt, durch welches die äußeren Eindrücke innerlich in Begriffe übergehen und durch öftere Anschauung sich wieder erneuern, so ist er genöthigt, das einmal Aufgenommene so lange festzuhalten, bis es sich ihm fast unauslöschlich eingeprägt hat, und es wird ihm dieß um so leichter, da die Eindrücke nicht, wie beim Sehenden, immer wieder durch andere neue und stärkere verdrängt werden. Die Anstrengung, zu welcher der Blinde, da er nicht lesen kann, hinsichtlich seines Gedächtnisses genöthigt ist, läßt ihn auch in dieser Beziehung einen bewunderungswürdigen Grad der Vollkommenheit erreichen und erleichtert seine weitere Ausbildung wesentlich. Während der Sehende manche Gegenstände mit einer gewissen Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit betrachtet, bietet der Blinde Alles auf und scheut keine Anstrengung, ja es läßt ihm gar keine Ruhe, bis er den Gegenstand seiner ganzen Natur und Beschaffenheit nach erkannt und in sich aufgenommen hat. Auf diese Weise kommt er freilich auf etwas langsamem, aber immerhin dem Sehenden gegenüber auf sicherem Wege zur Erkenntniß. Es ist eine ganz falsche Meinung, welche, da sie leider nur zu weit und selbst in Kreisen verbreitet ist, wo man es nicht erwarten sollte, nicht genug bekämpft werden kann, daß nämlich mit dem Verluste des Auges auch alle wahre Erkenntniß abgeschnitten sei, daß die

*) Besonders lebhaft sind die Träume der Blinden, die meistens von hörbaren Gegenständen herrühren, obwohl er auch von sichtbaren Gegenständen, deren Kenntniß er sich auf anderem Wege zu verschaffen gewußt, zu träumen vermag.

Begriffe des Blinden somit nie auf reelem Boden ständen, und daß er daher rein im Reiche der Illusionen dahin vegetire. Man gibt wohl zu, daß er zu einiger Kenntniß zu gelangen vermöge, diese sei aber nie so gründlich und vollkommen, als die des Sehenden, weil in der unmittelbaren Anschauung allein die Möglichkeit wahrer Erkenntniß liege. Um diesem Irrthume die scheinbare Kraft zu nehmen, ist es nöthig, den Unterschied zwischen äußerer und innerer Anschauung festzuhalten. Diese, die innere Anschauung oder das Vermögen zu erkennen, ist beim Blinden, obwohl ihm die äußere Anschauung oder das Sehorgan mangelt, ganz die gleiche wie beim Sehenden. Es kann dagegen ein Mensch im Besitze aller Sinne, er kann ganz gut zu sehen im Stande sein, und dabei doch das Vermögen des inneren Schauens (Erkennens) entbehren, wie der Blödsinnige. Es ist also nur darum zu thun, das Erkenntnißvermögen des Blinden auch zu kräftigen und zur Vollkommenheit zu erheben. Der eigenthümliche Zustand, in welchem sich der Blinde in Folge seines Mangels befindet, wirkt auch ungemein mächtig und in eigenthümlicher Weise auf sein Inneres ein. Sein moralisches Gefühl, sein Wille und seine Religiosität sind in hohem Grade lebendig, und gerade sein physischer Zustand ist es, in welchem diese Erscheinung begründet ist. Das stete Abhängigkeitsgefühl, in welchem er fortlebt, das Leidensbewußtsein, das ihm stets anhaftet, gibt seinem ganzen Wesen eine Richtung, die ihn endlich zu völliger Resignation führt. Er ringt nach Selbstständigkeit mit aller ihm innewohnenden Kraft, und wenn es ihm bei der großen Mangelhaftigkeit seiner Erziehung auch nicht gelingt, einen so hohen Grad derselben zu erreichen, wie der Sehende, so gewinnt er doch ein gewisses Selbstvertrauen, das der gepriesenen Selbstständigkeit der Sehenden sehr nahe kommt, ja dieselbe oft überflügelt, da es ihn, als ein Resultat seiner Thätigkeit, ungemein kräftigt und erhebt. Das stete Nachdenken, zu welchem er durch seinen Zustand gezwungen ist, überzeugt ihn auf's Lebendigste von der Unvollkommenheit, Schwäche und Hinfälligkeit des Menschen, und aus dieser geht dann die Hoffnung und Sehnsucht nach einem besseren, vollkommeneren Zustande, dem Zustande einer endlichen Ausgleichung, als natürliche Folge hervor. Sein Wille wird gehoben und gestählt, alles das mit den schwachen Kräften, die ihm zu Gebote stehen, zu erreichen, was nur immer Bezug auf seine Bestimmung hat, und er wird selbst durch das Mißlingen seiner angestrengtesten Thätigkeit nicht entmuthigt, das Ziel zu verfolgen, das er als das wahre erkannt hat. Hat er aber Einmal etwas als wahr erfaßt, so hält er es mit einer unbesiegbaren Hartnäckigkeit fest, die nur aus der

Mühe und Anstrengung mit der er es errungen hat, erklärlich wird. —

Wenn einerseits nicht geleugnet werden kann, daß der moralische Zustand des Blinden an sich geeignet ist, viele Quellen des Trostes und der Ermunterung zum großen Kampfe, den er in seinem nur zu traurigen Leben zu bestehen hat, zu eröffnen und durch das Bewußtsein seiner moralischen Würde, die ihn dem Sehenden am meisten gleichstellt, jene schreckliche Kluft sich schließt; so muß aber auch auf der andern Seite auf die gegentheilige Richtung Rücksicht genommen werden, die das moralische Gefühl nehmen kann, wenn es nicht mit besonderer Liebe gepflegt und auf entsprechende Weise genährt wird. Denn das Gefühl der Hülfsbedürftigkeit und, trotz aller Ueberwindung und Anstrengung, fortdauernden physischen Abhängigkeit, das hoffnungslose Leiden, das sich durch sein ganzes Leben hinzieht, stumpft das Gefühl ab, macht ihn entweder gleichgültig oder treibt ihn zur Verzweiflung, und dieser Umstand gerade ist bei der Erziehung der Blinden am meisten zu beachten, in ihm liegt die Quelle aller seiner Leiden und es ist heilige Pflicht, dieselbe auf immer versiegen zu lassen. Den Blinden tröstet nichts, als sein von Recht und Wahrheit durchglühtes Bewußtsein, für ihn gibt es keine andere Freude, als seine moralische Erhebung, und diese ihm zu geben, ist Zweck der Blindenerziehung. Zu viele Genüsse des Lebens sind ihm vorenthalten, als daß er an etwas Anderem sich erfreuen könnte, als in jenen höheren Kreisen des Erkennens, Wollens und Wirkens, in denen er sein ganzes Leben aufbauen muß.

Da ihm so viele äußere Erscheinungen unbekannt bleiben, so lebt er mehr ein inneres, als ein äußeres Leben; die Gedankenwelt ist es vorzüglich, in der er sich bewegt, worin er sich behaglich fühlt gegenüber der Sinnenwelt des Sehenden. Dieses innere Leben, das ihm gänzlich zum Eigenthum wird, erhebt alle seine geistigen Kräfte und Anlagen zu möglichster Vollkommenheit. Insbesondere ist es sein tiefes religiöses Gefühl, welches seinem Wesen eine besondere Weihe gibt und ihn über seinen Zustand, sowie über das profane Treiben des täglichen Lebens erhebt. Es ist aber nicht darum religiös, weil ihm die Religion etwa von Jugend auf, als etwas von außen her Kommendes, eingeimpft worden, sondern weil dieselbe in der Natur des Blinden tief begründet ist. Sie ist der Stab, auf welchem er in allen Lagen des Lebens sich stützend, den dunkeln Pfad des irdischen Daseins durchwandert. Doch auch der Blinde kann hierin in Zweifel gerathen und der Irreligiosität verfallen, vornehmlich, wenn er die traurige Zerrissenheit und Zerklüftung wahrnimmt, welche sich in

der durch die göttliche Liebe zur Erziehung und Heiligung des ganzen Menschengeschlechtes errichteten Heilsanstalt auf Erden zeigt, da doch diese Heilsanstalt, nach dem Willen ihres göttlichen Stifters, keine andere Bestimmung haben kann, als den ganzen Menschen durch Erziehung und Bildung zur höchst möglichen Vollendung, d. h. zur Glückseligkeit zu führen; — wenn ihm die Geschichte sagt, daß diese beklagenswerthe Zerrissenheit nur der Leidenschaft und den spitzfindigen Zänkereien Einzelner ihren Ursprung zuzuschreiben hat, wodurch Millionen der Wahrheit, die doch nur in einem von Gott selbst errichteten Institute sich finden kann, entrückt wurden, und in Folge dessen immer noch entrückt werden, — und in der That, wenn es einen Gott gibt, so kann er auch, als einziger Gott nur Eine Heilsanstalt zur Beglückung und Heiligung unter die Sterblichen gestellt haben, und nur sie kann im Besitze der richtigen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sein; alle anderen sind dann folgerichtig nur in der Zeit, und mindestens gesagt, durch unvollkommene Verhältnisse entstandene Institute, die den Keim ihres zeitlichen Aufhörens schon mit ihrer Entstehung in sich tragen müssen; — wenn ihm endlich auch die traurige Ueberzeugung wird, welch' gewaltiger Unterschied zwischen der reinen und so erhabenen Lehre des Heilandes und den Handlungen ihrer Verkündiger, leider nicht zu selten zeigt, wenn er z. B. um nur Eines zu erwähnen, von heiliger Stätte herab von Liebe und Aufopferung reden hört, und dann im Leben das gerade Gegentheil bei den Verkündern des heiligen Wortes bemerkt, — eine solche Zerklüftung, einen solchen Widerspruch vermag er sich nicht zu erklären, und es drängt ihn zum Zweifeln und Forschen, wodurch seine innere Glückseligkeit bisweilen sehr erschüttert wird. — Jedoch dieses Forschen, dieses Zweifeln ist nur der Vorgang zu seiner inneren Läuterung und Sichtung zwischen dem Wesen der Religion und deren Trägern.

Der Zustand des Gemüthes darf mit Recht das Produkt der physischen und geistigen Erziehung genannt werden; der Gemüthszustand des Blinden ist der Ausfluß seiner ganzen Entwickelung. Reizbarkeit seines Gemüths, wie dessen Empfänglichkeit für alle äußeren Eindrücke, die von demselben aufgenommen werden können, ist die Hauptsache bei der Beurtheilung desselben. Mit seinem leidenden Zustande durch lange Gewohnheit vertraut, ist der Blinde von Natur aus innerlich ruhig und zufrieden, und die entgegengesetzte Erscheinung ist nur eine Folge der schmählichsten Verkümmerung und Vernachlässigung desselben. Das Bewußtsein, die vielen Schwierigkeiten, die er zu bekämpfen hat, überwunden zu haben, gibt ihm eine Selbstzufriedenheit, die von Vielen für

Stolz und Eigenliebe gehalten wird, während sie doch nur in dem beruhigenden Gefühle überstandenen Kampfes ihren Grund hat. Eine besondere Eigenthümlichkeit seines Gemüthes ist die Beharrlichkeit. Dieselbe tritt bei ihm so entschieden hervor, daß sie oft an Eigensinn grenzt. Allein es ist dieß lediglich eine Folge des Umstandes, daß es ihm sehr schwer wird, das einmal Angenommene aufzugeben, seine Handlungsweise zu ändern, und sich in neuen Verhältnissen zurecht zu finden. So versetzt auch den Blinden das bittere Gefühl fruchtloser Bestrebungen nach Selbstständigkeit, die man ihm auf jede Weise zu erschweren sucht, in jene trübe Stimmung, die durch Vorwürfe seiner sehenden Umgebung, welche darin Unzufriedenheit, Ungeduld und dergleichen erkennen zu müssen glaubt, um Vieles gesteigert wird. Die Hauptursache seiner trüben Stimmung, die er nicht mit Unrecht manchmal zu erkennen gibt, ist größtentheils der Umstand, daß man ihn bei jeder Gelegenheit an sein Gebrechen erinnert, und es rührt meistentheils von der Unkenntniß des Zustandes des Blinden her, daß man ihn nie wie einen gewöhnlichen, sondern immer wie einen außergewöhnlichen Menschen behandelt, dem nicht mehr zu helfen ist, der nichts bedarf, als erbetteltes Almosen. Das ist der größte Schmerz des Blinden. Man verschaffe ihm nur irgend eine Geltung im Leben, so wird er glücklich und zufrieden sein und man wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß er ein Mensch, wie jeder Andere ist. Aber bei der gänzlich falschen Beurtheilung und Mißkennung seines Zustandes ist es kein Wunder, wenn sein ganzes Wesen Trübsinn erfüllt, und es liegt nur daran, diese äußere Abhängigkeit in Selbstständigkeit umzuwandeln, die er auch erreicht, wenn ihm die Mithülfe seiner glücklichen Mitmenschen zur Seite steht. Zudem läßt sich aus dem täglichen, wie aus dem Anstaltenleben nachweisen, daß der Blinde selbst seinen Trübsinn, den Abhängigkeit und resultatloses Streben in ihm erzeugen, mit den Waffen der Religion zu bekämpfen und mit Ergebung in den göttlichen Willen zu besiegen sucht. Man darf ihn nur gerecht beurtheilen, so wird man gestehen müssen, daß er viel lieber in Heiterkeit, als in düsterem Trübsinne sich gefällt und er sucht seine Kämpfe in dieser Beziehung nicht etwa in wilde Ausgelassenheit oder Trotz umzuwandeln, wie man gar oft fälschlich glaubt; denn wo dergleichen Erscheinungen vorkommen, sind sie Folge falscher Behandlung, mangelhafter Erziehung und dergleichen. Wo wirklich beim Blinden Gebrechen und Fehler dieser Art vorkommen, da fließen sie aus denselben Quellen, aus denen auch die Gebrechen und Fehler der Sehenden entspringen. Man soll ihn auf der einen Seite nicht für einen Tugendhelden halten, an dem gar nichts ausgesetzt

werden könne, auf der andern Seite aber auch nicht immer gleich bereit sein, das geringste Vergehen als Ausfluß teuflischer Bosheit zu verdammen, ihn physisch und moralisch zu vernichten. Die Freude des Blinden wird ihm fast immer durch hartes Urtheil verbittert, und man sieht ihn mit Bedauern an, wenn auch er froh und heiter sein will, wie andere Menschen. Wie soll der Trübsinn weichen, wenn man sich mit Blinden nur über ihre Blindheit unterhält?

So gut das auch oft gemeint sein mag, so macht eine solche Unterhaltung den Blinden immerhin mißmuthig und es kann ihn in manchen Kreisen nichts mehr verletzen, als wenn man ihn immer und immer wieder an seinen Zustand erinnert. Wer wird wohl einen Kranken mit der Gefährlichkeit seiner Krankheit und der Hoffnungslosigkeit seines Aufkommens unterhalten wollen? Kränkungen, die ihn so häufig treffen, fühlt der Blinde tief, aber sie machen ihn nicht sowohl betrübt, als bitter; er sucht dann in seinem eigenen Innern Beruhigung, wird verschlossen und finster und rächt sich manchmal nur dadurch, daß er seinem verletzten Gefühle durch satyrische Ausfälle Luft macht, die oft zu seinem größten Nachtheile ausgebeutet werden. Blinde, welche in schlechte Gesellschaft gerathen, wohin sie ihr trauriges Schicksal oft führt, weil leider unsere derartigen bestehenden staatlichen wie bürgerlichen Einrichtungen, gelinde gesagt, die Blinden im Ringen nach Selbstständigkeit noch zu wenig begünstigen, gerathen dieselben begreiflicher Weise leicht auf Abwege, da sie dadurch weniger Gelegenheit finden, in den Kreis Gesitteter eingeführt zu werden; aber wer will solche durch die Verhältnisse unglücklich Verirrte und Verleitete lieblos verurtheilen oder gar den Stab über sie brechen, — da doch verhältnißmässig unter den Sehenden dieß weit häufiger vorkommt — so lange man dem Blinden keinen Weg zeigt, dem Labyrinthe, in welchen sich der Sehende ja selbst so häufig verliert, zu entgehen? Alle bösen Eigenschaften, die man manchmal bei Blinden entdeckt, sind, wie solches auch bei den Sehenden der Fall ist, strafende Zeugnisse vom Mangel wahrer Erziehung.

Wie sehnt sich der Blinde nach Bildung und Unterricht und wie wenig wird ihm bis jetzt noch gereicht! Wie muß es den Blinden entmuthigen, wenn man ihm die abgeschmacktesten Sprichwörter entgegenhält, Sprichwörter, die auf ganz falschen Voraussetzungen beruhen und nur noch im Aberglauben des Volkes wurzeln. Wie verletzend z. B. ist dem Blinden gegenüber der Mißbrauch des Sprichwortes: „Hütet Euch vor den Gezeichneten" 2c., das leider heute noch seine Anhänger findet. Wohin müssen der-

gleichen Consequenzen führen? Wie ist da der Zusammenhang mit dem moralischen Leben herauszufinden? Und doch ist man heute noch zu sehr geneigt, dergleichen Abgeschmackheiten Bedeutung zu geben und sie als Normen der Behandlungsweise seiner Mitmenschen aufzustellen und zu gebrauchen. Ganz gleich mit dieser Ansicht gehen die Aussprüche des blinden Ludwig von Baczko, Professor der Geschichte an der Artillerie-Akademie in Königsberg, in seinem Werke: „Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden, Leipzig 1857“, wo er unter Anderem über den Charakter des Blinden sagt: „Der Charakter des Blinden bildet sich gemäß den Behandlungen, die dieselben von den Menschen erleiden und wird nur durch das Temperament verschieden modificirt. Alles, was ihnen durch die noch übrigen Sinne bekannt wird, wirkt auf ihre inneren Sinne nur in dem Maße, wie jeder unter ihnen durch moralische und ästhetische Bildung vorbereitet ist. Bleibt der Blinde, wie dieß häufig der Fall ist, ohne alle frühere Bildung, so entwickelt sich an ihm bloß das Physische und sein Charakter wird durch die auf ihn wirkenden Umstände bestimmt, und wenn die Gegner der Blinden, um deren Charakter in ein nachtheiliges Licht zu setzen, die feindselige Stimmung im Hospital cinque vingt zu Paris als Beweis ihrer Behauptung anführen, so haben sie nicht erwogen, daß die Fehler dieser Naturmenschen, die keine Erziehung gemildert hat und die ihr Auge nicht warnte, von ihnen öffentlich zur Schau getragen werden.“

So sagt Klein im „österreichisches Magazin für Armenhülfe, Industrie-Anstalten und Dienstbotenwesen,“ wo er in seiner Beobachtung höchstens eine gewisse Standhaftigkeit, die in Eigensinn übergehen kann, zu den Fehlern des Blinden zählt: „Der Blinde“, sagt er, „ist gleich wie die übrigen Menschen von Vorurtheil und Leidenschaft abhängig. Er habe unter ihnen selbstsüchtige und leidenschaftliche Menschen, bei den meisten aber einen sanften und liebenswürdigen Charakter gefunden; übrigens bilde sich der Charakter ganz nach der Art und Weise der Behandlung der Sehenden. Der Blinde, der von Jugend auf zurückgesetzt, durch religiöse Eindrücke oft mehr gebeugt als aufgerichtet, von anderen Menschen als ein Geschöpf niederer Art nicht selten mit Härte behandelt, auch wohl wegen unrichtiger Vorstellungen und Ausdrücke verlacht werde, denn so etwas geschieht auch unter der Sonne, ein solcher Blinder wird schüchtern, argwöhnisch und zuletzt wohl gar ein Menschenfeind. Hat er ein sanftes Herz, so neigt er sich der Schwermuth hin, ist er feurig und lebhaft, dann kocht die innere Glut in seinem Busen, die sich nur zuweilen durch Bitterkeit und Sarkasmus äußert. Würde er von Jugend auf

niedergedrückt und abgestumpft, so ist er zum bloß passiven, alles Selbstgefühls baaren Wesen entwürdigt, sein Leben wird pure Vegetation.

Wird der Blinde hingegen gütig und menschenfreundlich behandelt, dann ist nicht leicht Jemand liebevoller und wärmer als der Blinde, er fühlt sich näher an die Menschen gekettet. Er möchte sie alle liebevoll umfassen, es allen vergelten, möchte nicht allein Jedem, der ihm wohlwollte, seine Dankbarkeit laut und öffentlich zeigen, sondern auch jedem Menschen, was er von ihm erhielt, wohlwollend wiedergeben. Er möchte gerne wieder zum Besten seiner Nebenmenschen wirken. Jedes Hinderniß, das man ihm entgegenstellt, zerreißt sein Herz, und dieß im schmerzlichsten Grade, wenn man ihm seine Blindheit fühlen läßt. Er will keine Null in der Reihe der Wesen sein, auch ist er überzeugt, den Menschen im Ganzen Dank und Verpflichtung schuldig zu sein, und daher folgt im ersten Unwillen über diejenigen, die ihn kränkten, erniedrigten, auch wohl beschimpften, eine Kälte, die zuweilen an die tiefste Verachtung gränzt, die er, da ihn Alles, was ihn umgibt, nicht zur Behutsamkeit anmahnt und zur Vernunft zurückführt, oft gar nicht verbergen kann."

So wird dem Blinden auch Gefallsucht vorgeworfen, aber wer wird es dem armen Blinden verargen, wenn er an einem neuen Anzuge Gefallen findet? Und wenn er einen gewissen Stolz zu erkennen gibt, so ist er tief begründet in der ungeheueren Anstrengung, mit welcher er sich selbst Bahn brechen muß, um irgend ein Ziel zu erreichen, und wo irgend eine Leidenschaft, die nur eine Folge falscher Behandlung oder mangelhafter Erziehung ist, rege wird, da wird die Vernunft das leichteste Spiel haben, sie gänzlich zu bannen.

Eine besondere Quelle des traurigen Zustandes des Blinden ist ein gewisses Mißtrauen, das leider nur zu häufig begründet ist. Die Hauptursache dieses Mißtrauens liegt darin, daß der Zustand des Blinden leider nur zu oft auf die schmählichste Weise mißbraucht wird. Nichts kann das empfindliche Herz des Blinden mehr verletzen, als Mißbrauch des Vertrauens, auf das er einzig und allein angewiesen ist, auf welches er sein ganzes Lebensgebäude aufbauen muß, will er irgendwie glücklich sein. Mißbrauch des Vertrauens und offenbarer Verrath stehen so ziemlich auf einer Stufe, und so schmählich beide auch sind, und so schwer sie auch vom Gewissen wie von der öffentlichen Meinung verurtheilt werden mögen, so richten doch beide noch sehr viel Unheil in der Welt an. Mißbrauch des Vertrauens erzeugt im Gemüthe des Blinden eine Trostlosigkeit, die ihn gänzlich unfähig machen kann,

wieder Muth zu fassen, um das Ziel zu verfolgen, dem er sich mit Liebe hingibt. Aus diesem Mißbrauch seines Vertrauens, das ursprünglich Niemand so gerne preisgibt, als der Blinde, weil er nur zu sehr zur Offenheit geneigt ist — und auf welch' andere Weise soll er sich den glücklicheren Mitmenschen zugänglich machen, als durch unbedingtes Vertrauen — aus diesem Mißbrauche muß nothwendig jenes Mißtrauen entspringen, welches in manchen Fällen in gänzliche Vertrauenslosigkeit übergeht und dem Blinden, der doch so gerne vertrauen möchte, Alles nimmt, was ihn mit der Gesellschaft irgend in freundliche Beziehung zu bringen im Stande wäre, ihn physisch und moralisch zerstört. Wie schmerzlich sind die Täuschungen, deren man sich bedient, um mit dem Zustande des Blinden sein Spiel zu treiben oder ihn sogar zur Unterhaltung zu mißbrauchen! Ist das z. B eine Bravour, daß man dem Blinden, während er gemüthlich und arglos sein Stückchen Braten und dergleichen ißt, etwas Anderes oder gar eckelhafte Dinge auf den Teller legt? Wer an solchen Täuschungen Freude finden kann, mit dem muß es wahrlich weit gekommen sein! So glaubt man oft aus Vorwitz, selbst in Gesellschaft, ihn auf die Probe stellen zu müssen über seine Fertigkeit in manchen Dingen, wodurch er nur immer wieder an seinen Zustand und seine besondere Stellung den Sehenden gegenüber erinnert wird. Er wird oft auf die kleinlichste Weise getäuscht, man gibt ihm Blech statt Geld, man läßt ihn niedersetzen, wo man den Stuhl weggerückt hat, man läßt ihn in eine Pfütze treten und dergleichen,und hat dann nichts Besseres zu thun, als über die gelungene Täuschung sich lustig zu machen. So unbedeutend dergleichen Produktionen an und für sich sein mögen, und wenn sie auch nicht Ausflüsse eines bösen Herzens sind, so genügen sie doch, um das Gemüth selbst des ungebildeten Blinden zu verletzen und zu verbittern. Was soll man aber erst dazu sagen, wenn dieses Mißtrauen, selbst da, wo man es am wenigsten erwarten sollte, wenn es sogar in Anstalten, wo durch Erziehung und Bildung alle schädlichen Einflüsse und Elemente entfernt werden sollen, reichliche Nahrung findet, ja wenn selbst unter Collegen an solchen Anstalten, unter der Maske der Freundschaft, der schmählichste Mißbrauch mit dem Vertrauen getrieben wird! Es ist Blinden schon oft begegnet, daß man ihnen nicht das vorgelesen hat, was in Briefen ihnen mitgetheilt wurde, oder daß ein ganz anderer Brief, als den sie in die Feder dictirten, denen zukam, mit denen sie in Correspondenz standen, so daß Mißverständnisse und Nachtheile aller Art daraus erwuchsen; ja es ist sogar schon vorgekommen, daß man den Blinden Briefe vorenthielt, erbrach und sie

ohne Wissen derselben nach eigener Willkür beantwortete. Dem Blinden einen Uriasbrief zu schreiben, ist schändlicher als jeder andere Verrath. Dieses hier nur Angedeutete könnte leider nur zu sehr vom Verfasser mit den zahlreichsten Beispielen belegt werden; die Rücksicht auf die Verwandten und Nachkommen jener Personen allein bestimmt ihn, dieses zu unterlassen. Wahrhaft verdammungswürdig aber ist es, wenn man den arglosen Blinden in der Weise mißbraucht, daß man ihn zu Handlungen verleitet, welche auf den Blinden, der von seinem Standpunkte aus die Verhältnisse nicht immer zu beurtheilen im Stande ist, den Charakter des Verführers übertragen, wenn man ihm Liebe heuchelt, ihm Geständnisse entlockt und solche dann öffentlich preisgibt. Dergleichen, alle Treue und Glauben vernichtende, satanische Täuschungen zerstören das Gemüth vollends, und das dadurch erzeugte Mißtrauen geht in eine förmliche Geistes- und Gemüthskrankheit über. Auch geht aus dieser peinlichen Lage, die Muthwille, Unverstand oder Bosheit schaffen, als Produkt des getäuschten Vertrauens, natürlich jene Klugheit hervor, die derjenige, der den Zustand des Blinden gar nicht oder doch nicht recht kennt, oft für Verstocktheit, Verschmitztheit und Abgefeimtheit hält, während sie eine durch die Erfahrung hervorgerufene nothwendige Maßregel ist. Wie schwer ist es für den Blinden, einen wahren und uneigennützigen Freund zu finden, dem er sich unbedingt vertrauen darf? Doch wenn ihm dies gelingt, wenn er findet, daß sein Vertrauen gerechtfertigt ist, welche unendliche Freude für ihn! Seine Anhänglichkeit ist dann unbeschreiblich, sie ist fest und unerschütterlich. Der Blinde wird um Vieles reicher an Ruhe und Zufriedenheit sein, wenn eine der Hauptquellen seiner Leiden, der Mißbrauch seines Vertrauens, der schon im Namen der allgemeinen Humanität nicht statthaben sollte, versiegen wird.

Nachdem wir nunmehr gesehen haben, wie falsch der Blinde gewöhnlich in Bezug auf seine geistigen Kräfte und seinen Charakter beurtheilt und behandelt wird, dürfte es nicht überflüssig erscheinen, den irrigen Ansichten und Behandlungsweisen, die bezüglich seiner Sinnlichkeit leider noch immer herrschend sind, entgegenzutreten.

Da der Blinde ein Mensch wie jeder andere ist, und er folglich hinsichtlich seiner Sinnlichkeit denselben Naturgesetzen unterworfen ist, wie der Sehende, so hat er selbstverständlich auch dieselben Begierden und Triebe wie dieser und mithin auch das Recht, dieselben auf naturgemäße Weise zu befriedigen.

Unter allen Erscheinungen des Sinnenlebens fällt aber der Geschlechtstrieb am meisten in die Augen, und da alle Triebe im

Blinden, vermöge seines Zustandes, in erhöhtem Grade hervortreten, so dürfte es nicht überflüssig erscheinen, diesem Triebe vor Allem unsere Aufmerksamkeit zu schenken, zumal das gewöhnliche Urtheil, gerade in Beziehung auf ihn, häufig noch ein durchaus irriges ist und dieser Punkt, dem Blinden gegenüber, in perfider Weise ausgebeutet wird.

Es steht fest, daß Verirrungen des Geschlechtstriebes, wie den Körper so auch die geistigen Kräfte zu zerstören vermögen. Dieser Trieb ist daher in seinen Wirkungen der gefährlichste und bedarf der sorgfältigsten Regelung. Schon in dem Kinde zeigt sich derselbe, und wenn er nicht da schon in den naturgemäßen Schranken zurückgehalten wird, so wächst er nach und nach zur gefährlichsten Leidenschaft heran und bereitet dem Jüngling ein frühes Grab. Es ist deshalb bei dem Kinde schon in frühester Jugend darauf zu achten, daß dieser Trieb nicht etwa in irgend einer Weise Nahrung findet, was leider durch Dienstmägde und Wärterinnen nur zu häufig geschieht. Der gefährlichen Anläße zur Beförderung dieses Triebes gibt es überhaupt so viele, daß Eltern und Erzieher nicht behutsam genug sein können, diesem Zustande ihre ganze Aufmerksamkeit, aber auf die rechte Weise, zuzuwenden. Unter den ersten Antrieben stehen die sinnlose Begünstigung des schlaflosen Betthütens, das Verstecken der Hände in den Unterkleidern, Müßiggang, Langeweile, Küssen und dergleichen obenan. Sind selbst solche äußere Anläße die ersten Anfänge der Entartung dieses Triebes von großer Bedeutung für den Blinden, so sind geistige Einflüße in dieser Beziehung noch ungleich mehr geeignet, nachtheilig auf denselben einzuwirken. Schmutzige Reden, unvorsichtige Bemerkungen, zweideutige Anspielungen und dergleichen gehören in diese Kategorie. In dieser Beziehung verdient das Aufsichtspersonal in den Instituten besondere Beachtung, indem es nicht selten vorkommt, daß man den Zöglingen Geschichten erzählt, welche geradezu die grobe geschlechtliche Liebe zum Gegenstand haben. Hier reichen Vorsichtsmaßregeln nicht aus, hier müssen vielmehr natürliche, liebevolle Ermahnungen, Beschäftigung ꝛc. an die Stelle derselben treten. Aber selbst angestellte Pädagogen verfehlen sich in dieser Beziehung häufig in gröblichster Weise, indem sie durch rücksichtslose, öffentliche Rüge, welche das Gemüth des Zöglings bitter und endlich gänzlich stumpf und gleichgültig machen, durch ungeeignete Aufklärung des Kindes über das geschlechtliche Verhältniß, das Uebel, das verhütet werden soll, nur noch schlimmer machen.

Auf der andern Seite ist es aber nicht minder bedenklich, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen und durch gänzliches Ig-

norиren dieses Triebes das Kind ganz seiner Phantasie zu überlassen, die hierin eine ganz gefährliche Rolle spielt. Es nützt nichts, daß man die geschlechtlichen Beziehungen in ewiges Dunkel zu hüllen oder die beiden Geschlechter auf alle Weise auseinander zu halten sucht, daß man in Statuten, Vorschriften und ewigen Ermahnungen jede Berührung und allen Umgang, ja das unschuldigste Zwiegespräch mit Personen des andern Geschlechtes verbietet und mit den strengsten Strafen belegt. Dieser Trieb macht dessen ungeachtet früher oder später seine Macht geltend, und wehe dann demjenigen, der noch nicht moralisch so gekräftigt ist, so viel Menschenkenntniß gewonnen hat, daß er der warnenden Stimme der Vernunft Folge leistet. Jenes Ignoriren, jene Geheimthuerei ist also geradezu schädlich, denn der reifer gewordene Zögling bemerkt die Veränderungen des Geschlechtslebens und verschiedene zufällige Erscheinungen, die er sich nicht erklären kann. Während man ihn über alles Uebrige zu belehren sucht, bleibt ihm hier ein Geheimniß unerschlossen, das zu erschließen seinen Geist in unglaubliche Thätigkeit versetzt und seine ganze Phantasie in Anspruch nimmt. Gerade also da, wo er am meisten einer weisen Führung bedarf, durch die er auf eine seiner natürlichen Entwickelung angemessene Weise von dem wichtigsten der Triebe zu einer richtigen Erkenntniß gelangen könnte, da gerade soll er ohne Führer sein, da soll er sich nur mit bloßen Negationen abspeisen lassen. Das Gefährliche dieser Theorie ist einleuchtend, und es wird keinem Vernünftigen einfallen, dem reiferen Kinde fortan noch jene abgedroschenen Ammenmärchen aufzutischen, wonach es aus einem Fluß, einem Brunnen, oder durch den Storch in diese Welt gekommen ist. — Es kann hier jedoch auch nicht eine direkte Aufklärung und Belehrung über die geschlechtlichen Verhältnisse gemeint sein, sondern die durch die Einbildungskraft im Kinde erzeugten Vorstellungen müssen geläutert, das Kind fortwährend in zweckmäßiger Thätigkeit erhalten, und die Einbildungskraft mit der Vernunft, die im Kinde ihre erste Ausbildung erhält, in Einklang gebracht werden. Die Regeln der Schamhaftigkeit, der Sitte und des Anstandes sind, so lange sie nicht in Verzerrung ausarten, in dieser Beziehung äußerst wirksame Mittel. Hebung der Religiosität und Förderung der Selbsterkenntniß sind mächtige Stützen der Reinheit und Unschuld der Jugend.

So nothwendig, ja unentbehrlich für den Blinden das Institutsleben, als der einzige Weg ist, auf welchem er eine seinen Verhältnissen angemessene Erziehung erhalten kann, so sehr muß man sich gerade in Beziehung auf die angeregte Angelegenheit gegen dasselbe aussprechen. Man gibt hier Vorschriften, durch die

das Kind auf die verbotene Frucht nur aufmerksam gemacht wird, straft Uebertretungen, ohne edlere Motive entgegen zu halten, so daß das Kind auf diesem Wege nie sich bessern kann. Anstatt das Verbot im Gebot, das Negative im Positiven seine Erklärung finden zu lassen und keines von Beiden isolirt hinzustellen, zeichnet man in diesen Anstalten nur durch Statuten und ein Heer von Verboten dem Zöglinge den Weg vor, auf welchem er zu der schmählichsten Entartung des Geschlechtstriebes, zur Onanie, gelangen muß, zu diesem schrecklichen Laster, durch welches ganze Generationen entnervt werden.

Ist einerseits unrichtige Behandlung des Geschlechtstriebes durch Erziehung eine Quelle dieses allgemeinen und mit Recht so sehr gefürchteten Uebels, und sind noch unzählige Vorurtheile auf diesem Gebiete durch die unpartheiische Richterin, durch die Vernunft, zu besiegen, so begegnen wir auf der andern Seite einer nicht minder bedauerungswürdigen Quelle dieses Uebels bei dem Blinden insbesondere in der Hoffnungslosigkeit, je in ein eheliches Verhältniß treten zu können. Und diese Hoffnungslosigkeit wird auf unbarmherzige, unmenschliche Weise im Blinden fort erhalten, indem man noch immer den Weg nicht finden will, ihm zur Selbstständigkeit im bürgerlichen Leben, wozu Anlagen und wirklich erworbene Kenntnisse ihn berechtigen, zu verhelfen.

Hier müssen wir einem Vorurtheile entgegentreten, das gerade in dieser Beziehung den Blinden hart niederdrückt. Man wendet nämlich den Wünschen des Blinden, der ein weibliches Wesen sich antrauen will, oft grundlos ein, daß die Kinder, die aus einer solchen Ehe hervorgehen, auch wieder mit demselben Zustande behaftet seien. Aber Thatsachen und Wissenschaft beweisen das Gegentheil. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht noch die Erscheinung, daß die Sehenden, welche dem Blinden die Möglichkeit, eine Ehe einzugehen, so gerne abschneiden, doch auf der andern Seite allzusehr geneigt sind, ein Verdammungsurtheil über ihn auszusprechen, wenn ja einmal eine geschlechtliche Verirrung bei ihm vorkommen sollte. Was man bei sich ganz natürlich findet und kaum einer Bemerkung für werth hält, will man bei dem Blinden auf's Strengste rügen. Heißt das nicht sich selbst ein sittliches Armuthszeugniß ausstellen?

Aus diesem Allen erhellt, daß der Blinde hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten, wie seiner Sittlichkeit, auf gleicher Stufe mit dem Sehenden steht, und daß bisher nur Vorurtheile, die in Unkenntniß oder Schwachheit ihren Grund haben, Irrthümer, deren Beseitigung man leider fort und fort vergeblich entgegen sieht, den Anlagen und Fertigkeiten, sowie dem guten Willen des Blin-

den, sich aus dem Zustande der drückenden Hülfsbedürftigkeit empor zu arbeiten, entgegen stehen, und das ist sein größtes Unglück, grösser noch als die Blindheit selbst. Sein Zustand würde in der That weniger furchtbar und beklagenswerth sein, wenn man endlich sich bemühen würde, ihn der entsetzlichen Verkümmerung zu entreißen, und wenn man ihn nicht mehr für ein außerhalb der menschlichen Gesellschaft stehendes Wesen betrachten, sondern wenigstens Gerechtigkeit walten lassen würde, wenn man ihm Liebe nicht zu geben vermag oder nicht geben will. Er ist wie der Sehende der Bildung fähig, wer aber der Bildung fähig ist, sagt Niemeyer, der hat auch ein Recht an sie und es ist Pflicht, sie ihm zu verschaffen.

Zweiter Abschnitt.

Grundzüge der Blindenerziehung und des Blinden-Unterrichts.

Wir haben gesehen, daß der Grund, warum noch immer Tausende von Blinden ihr Leben im bittersten Elende verbringen müssen, nicht unmittelbar in der Blindheit selbst liegt, sondern daß derselbe lediglich in der mangelhaften Erziehung und Versorgung dieser Unglücklichen zu suchen ist. Die Erziehung des Blinden darf nicht erst in den späteren Lebensjahren, sondern sie muß schon im zartesten Kinde ihren Anfang nehmen, wenn sie für das Leben von dauernder Wirkung sein soll. Nicht als ob das blinde Kind ganz besonderer kostspieliger Einrichtung zu seiner Erziehung bedürfe, sie darf mit der anderer Kinder Hand in Hand gehen, sich von Verzärtelung, wie von Vernachlässigung, gleich weit entfernt halten und den fehlenden Sinn da, wo die innere Anschauung nicht wirksam ist, durch die übrigen Sinne zu ersetzen suchen, und man wird den Zweck erreichen. Wie wenig aber in dieser Beziehung gethan wird und welche Folgen dies nach sich zieht, soll ein Beispiel aus dem in Schwäbisch-Gmünd in Württemberg über Blinden-Anstalten und Asyle erschienenen Jahresbericht vor die Augen führen. „Sehr viele Blinde," heißt es in diesem Bericht, „sind unehelich, aus den untersten Ständen, und mancher von ihnen bietet ein trauriges Bild früherer Vernachlässigung dar. — Im Frühlinge v. J. trat in die königl. Blindenanstalt allhier ein Blinder von Schelkingen, Oberamts Blaubeuern, welcher körperlich gesund und wohlgebaut, auch nicht ohne geistige Anlagen, doch in dem Grade verwahrlost war, daß er im zehnten Jahre nicht allein stehen, noch weniger ordentlich gehen, nicht ohne besondere Beihülfe essen, trinken, sich an- und auskleiden konnte, und auch von gar nichts an und außer sich, selbst nicht

von den Gegenständen, welche ihm als Speise in den Mund gebracht wurden, einen richtigen Begriff sich erwerben konnte, noch auf irgend eine Weise die große Hülfe kennen gelernt hatte, welche dem Blinden der Tastsinn gewährt. Wie war es aber möglich, diesen Unglücklichen so lange auf einer noch niederen Stufe wie Caspar Hauser zu erhalten?

Körperliche und geistige Begabung fehlten ihm nicht, letztere beurkundete sich vielmehr dadurch, daß er oft gehörte Worte und Melodien, auch ohne mit jenen einen Begriff zu verbinden, auswendig gelernt hatte. Allein seine fortwährende Bestimmung im elterlichen Hause war gewesen: auf einem Stühlchen sitzend, den einen Fuß an sich gezogen, mit dem andern ein kleines Kind zu wiegen. An Weckung und Belebung eines geistigen Bedürfnisses hatte man nie bei ihm gedacht, und sogar seine körperliche Versorgung war auf dem kürzesten Wege abgethan und er dabei, wahrscheinlich in Folge ungelegen kommender, Zeit raubend scheinender Forderungen, durch strenge Behandlung so abgeängstigt worden, daß er am Ende selbst seine natürlichen Bedürfnisse und Verrichtungen nicht mehr zu empfinden und zu unterscheiden vermochte. Von einem in ähnlichem Zustande befindlichen Knaben wird uns von Adelmansfelden, Oberamts Aalen, berichtet, und wie manche Unglückliche dieser Art mögen noch an andern Orten ein trauriges Leben fristen!“ So weit der Bericht.

Unter mehreren Blinden, bei denen sich auch solche und ähnliche niederschlagende Erscheinungen wahrnehmen lassen, nennen wir hier nur den J. Nagel von Essingen, Oberamts Aalen, dessen Eltern, arme Taglöhnersleute, genug gethan und ihre Pflicht erfüllt zu haben meinten, wenn sie ihr Kind in die Stube eingeschlossen und es dadurch vor der Gefahr körperlicher Verletzung sicher wußten. Zwar durfte der Knabe vom 6. Jahre an frei umhergehen, wodurch er mit seiner nächsten Umgebung vertraut gemacht wurde, ob er aber gekleidet oder ungekleidet, auf Händen und Füßen oder aufrecht ging, das war ihnen gleich, und die Eltern scheinen nur darin ihre Pflicht erkannt zu haben, ihn derb zu züchtigen, wenn er einen Schaden angerichtet hatte. In diesem Zustande wurde er in seinem zehnten Jahre, einem Thiere weit ähnlicher, als einem Menschen, in die Anstalt zu Gmünd gebracht, wo ein sechsjähriger Aufenthalt nicht allein fruchtlos für ihn, sondern auch von nachtheiligem Einflusse auf die Fortschritte seiner Mitschüler war.

So konnte ein gewisser Gallus Gmelch aus Wall bei Pfaffenhofen, als er im 13. Jahre in die königliche Anstalt in München trat, weder allein gehen, noch die natürlichen Bedürfnisse

befriedigen. Dieselben Folgen hat aber auch elterliche Verzärtelung. Valentin Binder, ein Württemberger, war nicht so unglücklich, von armen Eltern zu stammen, die ihn sich selbst überlassen mußten, sie gehörten dem Gewerbestande an und liebten ihr Kind auf's Zärtlichste. Aber in dem thörichten Wahne, ein blindes Kind könne zu gar nichts von dem Allen angehalten werden, was sehenden Kindern beizubringen ist, pflegten sie den 10jährigen Knaben gleich einem Säuglinge. Die Hoffnung, ihn nach wenigen Jahren umgebildet von der Anstalt zurückkehren zu sehen, ging nicht in Erfüllung und die Enttäuschten sahen sich nun genöthigt, dem 22 Jahre alten Sohne eine eigene Wärterin zu halten, welche ihn täglich aus- und anziehen, waschen, kurz wie ein neugeborenes Kind behandeln mußte. Diejenigen Zöglinge, welche der Verzärtelung fern bleiben, sind die tüchtigsten, und es ist wohlhabenden Eltern, die ein blindes Kind haben, nur zu rathen, das Streben nach Ausbildung und Selbstständigkeit in demselben zu erregen.

Jedoch nicht die Eltern allein sind es immer, welche die Schuld tragen an der Vernachlässigung ihrer blinden Kinder, denn wie oft leben dergleichen Eltern in den drückendsten Verhältnissen und sind gezwungen, ihr karges Brod durch harte Arbeit zu verdienen und dagegen nicht im Stande, der Erziehung ihrer Kinder besondere Sorgfalt zu widmen. Die Seelsorger sind es vorzüglich auch, welchen die heilige Verpflichtung obliegt, für die Erziehung solcher unglücklichen Kinder ihrer Gemeinde Sorge zu tragen; auch sollte durch bestimmte Gesetze nachdrücklich für Verbesserung der in dieser Hinsicht noch bestehenden Mißstände, sowie des Gemeinde-Armenwesens gewirkt werden. Es würde dies auf das allgemeine sittliche und religiöse Volkswohl einen höchst segensreichen Einfluß haben. Vor Allem sollte der Blinde von dem Geistlichen und Lehrer alles Ernstes zur Schule angehalten, sowie dafür gesorgt werden, daß er zu Hause gleich andern Kindern geübt, sein Gedächtniß gestärkt und bereichert werde. — Der Unterricht im religiösen Gebiet wird dem Religionslehrer Veranlassung geben, den inneren Zustand seines blinden Pfleglings näher zu erkennen, um daraus die beste Art und Weise der Behandlung zu entnehmen, sein Herz mit den Lehren des Christenthums, diesem Hause der Liebe, vertrauter zu machen. Was so recht vom Herzen kommt, wird auch gewiß zum Herzen dringen und es zur Liebe entzünden.

„Der Gärtner pflanzt und wässert", sagt Pestalozzi, „Gott aber gibt das Gedeihen. Nicht der Erzieher ist es, der irgend eine Kraft in den Menschen hineinlegt und sie lebendig macht, er sorgt

nur, daß keine äußere Gewalt den Entwickelungsgang hemme und störe, daß die Entwickelung ihren ungehemmten Lauf nehme."

Die Erziehung beginnt mit der Geburt des Kindes, umfaßt sein ganzes Wesen und endet mit der gewonnenen Selbstständigkeit. Sie ist die Unterstützung, die den Kindern gereicht wird, um ihre Kräfte so zu entwickeln, wie es die Bestimmung für dieses und jenes Leben fordert. Und mit Heinroth wollen wir sagen: „Die Christuslehre ist die wahre und vollkommene Erziehungslehre, denn sie zeigt dem Menschen sein Ziel, die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens, sie zeigt ihm den Weg zum Ziele in der Liebe, sie reicht ihm die Kraft zur Liebe im Glauben." Häusliche Erziehung ist das Ideal der Bildungsanstalten. In der Familie ist der eigentliche Mensch zu suchen und zu finden. Ein patriarchalischer Geist muß das Erziehungswesen durchwehen, dann werden wir es auch einmal weiter bringen in der wahren Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

So sehr die Wichtigkeit der elterlichen Erziehungsweise schon aus dem Ursprung und Zweck der Erziehung einleuchtet, so machen es doch unsere gesellschaftlichen Zustände nothwendig, in größeren Kreisen dieser hohen Pflicht zu pflegen, öffentliche Erziehung wird nothwendig. Wenn diese nun auch nicht imStande ist, die Höhe elterlicher Liebe zu erreichen, so soll doch die möglichste Annäherung an diese als Hauptziel alles Erziehungs- und Bildungswesens verfolgt werden.

Ist schon im Allgemeinen das Anstaltensystem im Erziehungsleben begründet, so wird dasselbe bei Blinden durch die Eigenthümlichkeit des Blindenwesens noch ungleich nothwendiger. Das ganze Anstaltensystem über Bord werfen zu wollen, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, es wäre gänzliche Verkennung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Oder wer wollte dem Edelsinne eines Hauy in Paris, den großherzigen Bemühungen eines Klein in Wien, eines Zeune in Berlin die gerechte Anerkennung, auf welche diese Männer, als die ersten Vorkämpfer für die Erhebung des Blindenwesens mit Recht Anspruch machen können, versagen?

Es würde hier zu weit führen, auf die Geschichte der bestehenden Blindenanstalten näher einzugehen und deren Licht- und Schattenseiten in Beziehung auf Einrichtung und Unterrichtsmethoden zu detailiren, wir verweisen auf den Anhang 1.

Die äußere Nacht, die den Blinden umgibt, durch Erziehung und Unterricht, besonders aber durch das Licht der Religion freundlich zu erhellen und auf diesem Wege den traurigen Folgen einer unfreiwilligen Unthätigkeit für die Zukunft vorzubeugen, dies muß

der nächste Zweck aller der Erziehung und dem Unterrichte blinder Kinder gewidmeten Anstalten sein.

Wenn gleich dieses Ziel auf verschiedene Weise verfolgt und eben deshalb bald mehr, bald weniger erreicht wird, so sind doch die Vortheile nicht zu verkennen, welche der Unterricht in Anstalten vor dem in gewöhnlichen Volksschulen immer voraus hat. Die mancherlei Hülfsmittel, welche sich hier beisammen finden, um nicht nur das Erlernen der gewöhnlichen Elemente, sondern auch mancher, jetzt immer tiefer in's Leben eingreifenden Realfächer dem Blinden zu erleichtern, sowie die Seltenheit besonders für die Blindenerziehung tüchtiger Lehrer, machen schon Blindenanstalten zu einem Bedürfniß, das durch Volksschulen nicht ersetzt werden kann.

Männer von ganz besonderer intellektueller wie moralischer Tüchtigkeit sind unumgänglich nothwendig, sowohl für die Erziehung, wie für die Aufsicht in solchen Anstalten. Hierin liegt die Bürgschaft für das Gedeihen derselben.

Es ist an der Zeit, daß die verschiedenen Mißstände, denen wir in dieser Beziehung begegnen, beseitigt werden. Mit Recht sagt Inspektor Zeller in Beugen, dieser große Erzieher:

„Alle Kinderanstalten stehen auch im besten Falle zwischen Familien- und Kasernenleben, bleiben deshalb hinter dem Ersteren zurück und sind stets als ein nothwendiges Uebel zu betrachten."

Dieser Satz ist tief begründet und bezeichnet einen nie zu ersetzenden Nachtheil des Anstaltenlebens. Dieser Nachtheil tritt bei Blindenanstalten um so greller hervor, je mehr man sich bemüht, ihnen die äußere Form und Einrichtung höherer Lehranstalten zu geben, ohne das Wesen dieser aufzunehmen. Die Zöglinge solcher Anstalten lernen lediglich den Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen kennen und werden somit mehr zum Militär- als zum Familienleben vorbereitet. In Erziehungsanstalten aber soll der Lehrer Vater, die Lehrerin die wahrhafte Mutter sein, überhaupt das ganze Zusammenleben auf das Familienverhältniß zurückgeführt werden. Das wäre ein großer Fortschritt in der Erziehung, denn die Sprache des Vaters und der Mutter wird vom Kinde eher erkannt, als gefühl- und gedankenlose Methodisterei so mancher Pädagogen."

Wenn v. Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik die Möglichkeit eines solchen Familienlebens in Instituten bezweifelt und einem Institutsdirektor alle Fähigkeit abspricht, Schule und Haus in einem Geiste zu regieren, so ist dies allerdings das Resultat von leider nur zu traurigen Erfahrungen. Aber ein Mann, der, wenn er in ein Institut tritt, nichts Anderes im Auge hat, als die allgemeine Bildung im speciellen Kreise seiner Zöglinge,

unberührt von Nebenzwecken und Nebenabsichten, sowie von mißlichen Verhältnissen, die eben den Geist des Familienlebens, das nur Einen Zweck verfolgt, zerstören, ein solcher Mann wird das Ideal, das allgemein ersehnt wird, wenn nicht erreichen, so doch demselben sehr nahe kommen.

Pestalozzi, jener glühende Menschenfreund und Pädagog, sagt unter Anderem von diesem Geiste der Familienliebe in Instituten: „Die Kinder unserer Anstalt sind froh und glücklich, ihre Unschuld wird bewahrt, ihre Religiosität wird genährt, ihr Geist gebildet, ihr Wissen vermehrt, ihr Herz erhoben. Die Einrichtungen, welche hiefür bestehen, haben eine stille innere Kraft. Sie ruhen vorzüglich auf dem liebreichen und wohlwollenden Charakter, der die Lehrer unseres Hauses auszeichnet und der durch eine kraftvolle Thätigkeit unterstützt ist. Im Ganzen herrscht der Geist eines großen häuslichen Vereins, in welchem nach dem Bedürfniß eines solchen ein reiner väterlicher und brüderlicher Sinn überall hervorleuchtet. Das Leben des Hauses ist die Schule der häuslichen Anhänglichkeit und des häuslichen Zusammenhanges in einem seltenen Umfange. Alle Lehrer gemeinsam, als ein organisirtes Ganzes, thun das an allen Kindern, was die sorgfältige Mutter allein an ihren wenigen Kindern thut. Die Masse der Lehrer erhebt sich zur vollkommensten Einheit des Seins und Thuns und erscheint den Kindern nur als eine Person. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß wir allenthalben den Geist des Friedens, der Liebe und gegenseitiger brüderlicher Handbietung zu wecken und zu nähren suchen.

„Die Masse unseres Hauses ist gut. Ein Geist der Kraft, der Ruhe und der Anstrengung weht über dem Ganzen. Einige Zöglinge zeigen Engelherzen voll Liebe und Ahnung eines höheren Sinnes und Lebens. Das Schlechte fühlt sich im Ganzen unseres Thuns und Seins nicht behaglich. Hingegen findet jeder Funke des Guten und Edlen, der auch im Schlechten noch da ist, in unserer Mitte Nahrung und Belebung. Das Gemüth der Kinder wird im Allgemeinen weder durch Strafe verhärtet, noch durch Belohnungen veroberflächlicht und vereitelt. Das Sanftschonende der liebevollsten Haushaltung hat in unserer Mitte den ungestörtesten Spielraum. Die Kinder werden nicht leicht gekränkt, der Schwache wird nicht dahin gelenkt, sich mit dem Stärkeren, sondern mit sich selbst zu vergleichen. Wir fragen den Zögling niemals: Kannst du, was ein Anderer? Wir fragen nur: Kannst du die Sache? Aber wir fragen immer: Kannst du sie vollkommen? Zwischen Zögling und Zögling findet so wenig Collisionsstreit statt, als zwischen liebreichen Geschwistern, die in einer glück-

lichen Lage mit einer liebevollen Mutter leben. Die Zöglinge sind mit uns ein Herz und eine Seele; sie fühlen, daß wir väterlich an ihnen handeln; sie fühlen, daß wir ihnen dienen und daß wir froh sind, ihnen zu dienen; daß wir sie nicht blos unterrichten; sie fühlen, daß wir Alles, was in ihnen Mensch ist, zu ihrer Bildung in Bewegung und in's Leben setzen. Auch hängen sie mit ganzem Herzen an unserem Thun. Sie leben im steten Bewußtsein ihrer Kraft."

Es ist eine wahre Herzensfreude, dieses Bild einer vollkommenen Erziehungsweise vor sich zu sehen, das leider mit der Wirklichkeit oft in einem so großen Widerspruche steht. Es ist dieses kein Phantasiegemälde, in einer träumerischen Seele entstanden, sondern es ist das erreichbare Ideal menschlicher Erziehung, das in der That auch hier und da schon verwirklicht wurde. Pädagogen, die ihre Aufgabe nur darin suchen, durch Verkümmerung des Geistes und Herzens das ganze Menschenbild zu verzerren, Vorsteher von Anstalten, die es mit ihrer Erziehung nicht weiter bringen können, als ihre Institute zu Schlafcabineten, zu Zuchthäusern, oder Gnadenanstalten zu machen, wo der Aufenthalt zum peinlichen Exile, statt zum Sitze der Bildung und des Friedens wird, solche mögen es immerhin aufgeben, dem Staate an Leib und Seele kranke Wesen zu überliefern, solche mögen würdigeren, von der hohen Bestimmung des Menschen durchdrungeneren Männern Platz machen, keine Thräne weint ihnen nach. Die gewöhnlichen Erzieher bezeichnet Sailer in seiner Pädagogik sehr treffend, wenn er sagt: „Was die wenigsten Menschen sind, das sind auch die wenigsten Erzieher — consequent. Und nur dem Consequenten unterwirft sich die junge Natur des werdenden Menschen. Schwachheit aber wirft den Erzieher selbst im Auge des Zöglings weg. Das Kind achtet die Liebe, die nicht Stand hält, so wenig, als es den Ernst fürchtet, der nicht Wort hält. Die wenigsten Erzieher aber bringen mehr Erziehungstalent mit, als ein paar Dutzend Launen und einige Handgriffe. — Nur Bruchstücke sind die Gaben der Einen, welche dem Zöglinge vorgezählt werden, während Andere wieder das ganze junge Wesen mit unverdaulichen Speisen füttern wollen."

Ein Fehler in der Erziehung des Blinden liegt insbesondere darin, daß man ihn in allen Situationen nicht über die Alltäglichkeit zu erheben sucht. Der mittellose Blinde soll nach dieser Ansicht auf immer in seiner Mittellosigkeit verschmachten, denn es wäre zu unverdienstlich, ihn aus dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Wirkungskreise herauszureißen und die Zahl der Mittelmäßigkeiten in Kunst und Wissenschaft zu vermehren. Es

ist kaum denkbar, daß nach solchen Grundsätzen ein anderer Erfolg sich ergebe, als daß der Blinde ein willenloses, unselbstständiges Wesen, ein musikalischer Korbflechter sein und bleiben muß für alle Zeiten. Finden wir schon in den Grundsätzen der Erziehung selbst verschiedene Abweichungen von dem Ideale derselben, so begegnen wir in der Lehrweise nicht minder großen Mängeln und Irrthümern.

Ungeachtet der vielen Erleichterungsmittel, die einen besseren und gedeihlicheren Unterricht wohl zulassen, werden sowohl in der Wahl der Lehrfächer, als auch in der Art ihrer Mittheilung, Fehler begangen, die für die Zukunft der Zöglinge von unberechenbarem Nachtheile sind. Der häufige Besuch von Fremden, mit welchem dergleichen Anstalten beehrt werden, die Bewunderung, die hiebei den Leistungen der Lehrer gezollt wird, veranlassen diese häufig, weit mehr auf äußeren Glanz, als auf Gründlichkeit hinzuwirken. Dies geschieht vorzüglich dadurch, daß man die Zöglinge Auszüge aus allen, namentlich den gewöhnlichen Realfächern, hochklingende Gedichte der ersten Meister förmlich memoriren läßt, ohne den kürzeren oder längeren Aufenthalt der Zöglinge in der Anstalt zu berücksichtigen. Der Zögling wird auf diese Weise nicht unterrichtet, sondern abgerichtet. Dieser Abrichtungsmethode kommt das gute Gedächtniß der Blinden allerdings zu statten, der Lehrer ist damit vieler Mühe des Unterrichts in den verschiedenen Abtheilungen enthoben und er kommt damit wohlfeilen Kaufs zu scheinbar verdientem Ruhme, für den Schüler aber fallen dergleichen Experimente freilich traurig aus. Aber selbst dort, wo man gewissenhafter zu Werke geht, führt man die Zöglinge zu schnell über die Anfangsgründe hinweg, um sie mit den älteren zusammenzubringen und das früher Uebersprungene später nachzuholen. So geschieht es, daß Kinder nach einjährigem Aufenthalte in der Anstalt über die meisten ausländischen Erzeugnisse der drei Naturreiche die nöthige Auskunft geben können, während sie die einheimischen noch gar nicht kennen. Ein solcher Zögling stieß in einem Garten mit dem Fuße an ein Brett der Einfassung eines Frühbeetes, und als man ihm auf seine Frage erklärte, daß dies ein Frühbeet sei, rief er verwundert aus: „Wie, ein Frühbett? ist das ein Bett, in dem man des Morgens zu schlafen pflegt?“ Solche Beispiele liefert auch das Erlernen der Geographie und Geschichte u. s. w. Nur noch ein Beispiel mag statt vieler hier Platz finden. Ein bereits 6 Jahre in der Anstalt befindlicher Knabe von mittelmäßigen Fähigkeiten sagte mehrere längere Stellen aus der französischen Revolutionsgeschichte vor, aber auf die Frage: „Was ist eine Revolution?“ erwiderte er nach langem

Schweigen: „das hat man mir nie gesagt.“ Bei einer etwas näheren Untersuchung fand sich leider, daß beim Memoriren an eine, wenn auch nur oberflächliche Erklärung schwerlich gedacht worden war. Wem solche Beispiele nicht genügen, der besuche nur eine solche Anstalt, richte einige auf das alltägliche Leben sich beziehende Zwischenfragen an die Zöglinge, und er wird dasselbe finden, was der Jahresbericht der Blindenanstalt in Zürich vom Jahre 1827 oder 1828 als Thatsache mittheilt, daß nämlich ein Zögling Gedichte von Schiller und anderen Dichtern recht gut zu declamiren wußte, aber auf die Frage: „womit schneidet man das Brod?“ antwortete „mit dem Besen.“ Das sind die Folgen jener verkehrten und unpraktischen Unterrichtsmethode. Um dieser schimmernden Einseitigkeit zu begegnen und zugleich in praktischer Beziehung einen größeren Vortheil zu gewinnen, ist wohl die autodidactische Lehrmethode, aber zweckmäßiger als sie Pestalozzi einführte, zu beachten. Der ältere Schüler soll den jüngeren Lehrer sein, aber so, daß es möglich wird, sich selbst weiter fortzubilden. Welch hoher Gewinn für das innere Leben damit erzielt ist, dürfte bei einiger Kenntniß der Verhältnisse einleuchten. Es ist nicht nur Sache der Oekonomie, diese Methode zu heben, sondern es sind auch viele Erziehungsvortheile mit ihr verbunden. Es ist damit zugleich der Anfang gemacht, den Blinden zum Lehrer auszubilden, ohne ihn einer besonderen kostspieligen Unterweisung, die ökonomischer Gründe wegen unterbleiben müßte, unterstellen zu dürfen. Zugleich ist hier der Wendepunkt des bisherigen Anstaltenwesens bezeichnet, indem durch diese Methode der Grund gelegt werden kann zu größerer Ausdehnung der Blindenanstalten.

Wir sind weit entfernt, alle bisher gerügten Mängel und ihre traurigen Folgen allen bestehenden Anstalten zur Last legen zu wollen, und wenn wir vorzüglich bei der Schattenseite solcher Institute uns aufgehalten und die Lichtseite nur flüchtig berührten, so will damit letztere keineswegs verkannt, wohl aber angedeutet werden, daß, weil in den meisten Schriften über Blinde gerade die Lichtseiten der Anstalten hervorgehoben sind, es dringend nöthig sei, auch die vielen Mängel derselben zu beleuchten, damit durch rechtzeitige Abhülfe das Schlechte gut und das Gute besser gemacht werde. Möge daher bei der Aufnahme von Lehrern wie von Zöglingen in dieser Beziehung die gehörige Rücksicht genommen werden. Sorgfältige Bildung des Verstandes und Herzens sei die Hauptaufgabe des Blindenerziehers; Lehre und Leben sollen Hand in Hand gehen, sollen sich gegenseitig durchdringen.

Unmöglich ist es, hier eine Frage unerörtert zu lassen, die für die Ausdehnung des Blindenerziehungswesens von hoher Be-

deutung ist. Es wurden bisher schon enorme Summen für Blindenanstalten verwendet, ohne daß es gelungen ist, eine bedeutende Anzahl Blinder ihrer Wohlthaten theilhaftig werden zu lassen. Könnten diese Summen nicht auf zweckmäßigere Weise verwendet werden? Einfachheit der Haushaltung, zweckmäßige Verwendung aller, sowohl physischer als geistiger Kräfte, weise Oekonomie in der Verwaltung sind die Haupttugenden einer Anstalt. So könnten einzelne Institute durch Verbindung mit anderen gleichartigen unberechenbar gewinnen, alle Armen- und Waisenhäuser und dergleichen Wohlthätigkeitsanstalten könnten in eine den Verhältnissen entsprechende Verbindung treten, sich gegenseitig unterstützen, denn sie haben ja doch alle eigentlich nur einen Zweck, wenn auch manche Unterschiede in der Behandlungsweise sich ergeben. Während in manchen Anstalten auf Verpflegung, Beaufsichtigung und Unterricht eines Zöglings 150—200 fl. und darüber verwendet werden müssen, ließe sich dieses mit einer Summe von 40—60 fl. ausführen und so könnte man mit den bereits vorhandenen Mitteln 4—5mal mehr Blinde unterbringen, als es unter den bisherigen Verhältnissen der Fall ist. Nur in Anstalten von größerer Ausdehnung ist es auch möglich, den Beruf nach Individualitäten zu scheiden, was in der Erziehung von höchster Wichtigkeit ist. Wie nothwendig die Gründung von ausgedehnteren Instituten ist, wodurch alle blinden Unglücksgenossen der Erziehung theilhaftig werden, wird Niemand bezweifeln, der einerseits das unermeßliche Unglück des Blindseins zu würdigen und andererseits den großen Schaden zu erfassen vermag, welcher der Gesellschaft durch eine solche Last von Tausenden erwächst, die unter anderen Verhältnissen ihren Nutzen haben könnte. „Wenn Niemand sich des Blinden annimmt, so kann ihn nicht eigene Kraft aus seiner Lage reißen," sagt der blinde Professor Baczko, „und es kann aus den Blinden unendlich mehr werden, wenn hin und wieder Institute zur Erziehung der Blinden angelegt würden, worin Männer, die Einsicht und Kenntniß mit Geduld und Herzensgüte verbinden, für Entwickelung und Ausbildung der Anlagen der Blinden thätig wirkten." Die Vortheile solcher Institute sind wenigstens diese: Nur in einem Institute, wo die Mannigfaltigkeit verschiedener Beschäftigungsarten Gelegenheit bietet, nicht das Zufällige, sondern das Zweckmäßigste zu ergreifen, ist es möglich, die Individualität zu berücksichtigen. Alle Hülfsmittel sind gemeinschaftlich und darum ökonomisch vortheilhaft. Sollte es keine Männer geben, die für solchen Zweck begeistert, ihre Kräfte demselben zuwenden? Sollte nicht vielmehr jeder Mann das Seinige als eine Gabe von höchster Nothwendigkeit

auf den Altar der allgemeinen Menschenliebe der Gesellschaft niederlegen? Erziehet und unterrichtet Alle, machet sie Alle zu selbstständigen Menschen, zu tüchtigen Bürgern! Das schöne Bewußtsein eines edlen Strebens, der Beifall der Guten und der Dank der Nachwelt wird der reiche Lohn Eures Wirkens sein.

Haben wir nun bis jetzt gesehen, auf welcher Basis Erziehung und Unterricht der Blinden beruhen müssen, so wollen wir nunmehr den ganzen Entwickelungsprozeß, wie er vom zartesten Alter an bis zur vollkommenen Reife durch den Unterricht vermittelt wird, verfolgen und am Schlusse an den Resultaten einer Erziehung und Bildung uns erfreuen, die auf Alle ohne Ausnahme ausgedehnt, in kürzester Zeit segensreich wirken muß.

„Die Geisteskraft der Kinder,“ sagt Pestalozzi in seiner Abendstunde eines Einsiedlers, „darf nicht in ferne Weiten gedrängt werden, ehe sie durch nahe Uebung Stärke erlangt hat.“ Dies ist der Gesichtspunkt, von dem die ganze Erziehungs- und Unterrichtsweise ausgehen soll, diesen im Auge behaltend, wird auch die Blindenerziehung den rechten Weg gehen. Sowie das blinde Kind in die Welt getreten ist und die Mutter merkt, daß dasselbe ihren Blicken nicht zu begegnen vermag und wenn sie später das ängstliche Suchen und Umsichgreifen mit den Händchen sieht, so soll sie es so viel als möglich unterstützen, sie soll es aber nicht etwa mit übermäßiger Sorgfalt verhätscheln, das Kind nicht immer tragen, demselben nicht Alles in die Hände spielen, sondern dasselbe mit der auch bei sehenden Kindern eintretenden Zeit der Selbsthülfe ebenfalls zu dieser antreiben, es nicht der Selbstübung im Essen und Trinken, An- und Auskleiden entheben, kurz bei aller Vorsorge, die in einem solchen Zustande nothwendig ist, das blinde Kind doch immer gleich einem sehenden behandeln.

Um dem blinden Kinde vorzugsweise Festigkeit und Sicherheit der Bewegung zu geben, soll die Mutter folgende Uebungen mit demselben anstellen:

Ist nämlich jener Grad der Kraft bei dem Kinde eingetreten, der es vom Liegen zum Sitzen, vom Sitzen zum Stehen und Gehen drängt, so halte man denselben natürlichen Weg ein, wie bei dem Sehenden. Klammert sich nämlich das Kind an einen Stuhl, Tisch, an die Hand der Mutter oder an das Kleid derselben an, so entziehe man ihm nach und nach die Anfangs nöthige Unterstützung, so daß es sich immer freier fühlen und bewegen lernt. Es wagt einige Schritte, sucht sich mehr und mehr von einem Gegenstand zum anderen fortzubewegen und erlangt auf diese Weise jene Kraft in den Füssen, die es in den Stand setzt,

allein stehen und in einem engen Raume sich ganz gut bewegen zu können.

Um diese Selbstständigkeit der Bewegung zu fördern, soll die Mutter oder Wärterin das blinde Kind Anfangs in der nächsten Umgebung an der Hand leiten, diese Unterstützung nach und nach auf einen Finger beschränken und es zwingen, sich immer mehr an freie Thätigkeit zu gewöhnen.

Man kann sich hier verschiedener Hülfsmittel bedienen. Ist das Kind nämlich im Stande, sich an dem Finger der Mutter fortzubewegen, so nehme man einen unbiegsamen Gegenstand, z. B. einen Stab von der Länge einiger Ellen, gebe das eine Ende dem blinden Kinde in die Hand, das andere nehme die Mutter und gehe voraus, so lernt das Kind sich sicher in gerader Richtung fortbewegen.

Hat es hierin Sicherheit erlangt, so stelle man auf dieselbe Weise diese Uebung mit einer Schnur an, die man nach dem Grade der Sicherheit der Bewegung des Kindes verlängern oder verkürzen kann. Durch diese Schnur, welche dem blinden Kinde nicht mehr jene Sicherheit wie der Stab gibt, wird das Kind, namentlich durch weniger straffes Anziehen, genöthigt, mehr und mehr seine Kräfte zu gebrauchen. Später stelle man sich in einen Winkel des Zimmers, gebe dem blinden Kinde ein Zeichen durch Rufen, Klatschen oder Klopfen und lasse es allein herankommen; diese Uebungen dann auf einen größerem Raum oder freie Plätze ausgedehnt, geben dem Kinde Sicherheit im Gange und durch Uebung des Gehörs und Aufmerksamkeit auf jede Bewegung in der Luft wird das ängstliche Tappen und Suchen mit den Händen und Füßen fast gänzlich beseitigt, so daß dann der Blinde in Gesellschaft von Sehenden weniger auffallend erscheint.

Sehr nützlich für das ganze Leben ist es, wenn bei diesen Uebungen, die Richtung, erst auf der Stelle, und dann im Gehen mehrmals nach verschiedenen Seiten geändert und dem blinden Kinde dabei erklärt wird, welchen Theil einer ganzen Wendung nach Rechts oder Links es gemacht, dadurch lernt es leicht nach mündlicher Wegweisung sich zurecht finden.

Was die Weckung und Ausbildung der einzelnen Sinnes-Organe, wie des Gehörs, Gefühls, Geruchs und des Geschmacks betrifft, so ist hier dasselbe stufenweise Verfahren einzuhalten. So wie nämlich das blinde Kind den sogenannten Thätigkeitstrieb zu entfalten sucht, so unterstütze man es hierin auf's Wirksamste.

Der Thätigkeitstrieb gibt sich besonders dadurch zu erkennen, daß das Kind nicht mehr ruhig an einer Stelle verweilt, daß es die Gegenstände, die ihm aufstoßen, häufiger betastet — welches

Betasten sich bis zum Haschen darnach steigert, — daß es ferner häufiger und wiederholt nach Dingen, von denen es reden hörte, fragt, auffallendere Figuren sein Interesse in hohem Grade rege machen, daß es überhaupt eine Wißbegierde nach Allem, was in seiner Umgebung vorgeht, kund gibt.

Bei allen diesen Erscheinungen muß das blinde Kind gleich dem sehenden von Stufe zu Stufe zur Ausbildung seiner physischen und geistigen Kräfte geleitet werden. Man lasse es alle Gegenstände, die in der nächsten Umgebung und dann immer weiter entfernt sich befinden, beim Namen nennen, die auffallendsten und hervorragendsten Merkmale und Besonderheiten bezeichnen, welche sie von andern ähnlichen und unähnlichen unterscheiden und dergleichen. Man bilde zu diesem Behufe Figuren aus Holz, Thon, Wachs u. s. w. im Kleinen, oder lasse das Kind solche selbst fertigen.

So wäre der Unterricht in Beziehung auf Anschauung des blinden Kindes innerhalb des Kreises der Familie eingeleitet und für den Lehrer, der überdieß noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, schon Manches vorbereitet und aufgebaut, woran er nur weiter zu bauen hätte.

In mechanischer Beziehung sollen die Hände des blinden Kindes derselben, ja noch sorgfältigerer Uebung unterworfen werden, als die des sehenden. Man soll es die verschiedensten Gegenstände, die in häuslichen Verhältnissen vorkommen, öfter betasten, aufheben und tragen lassen, kurz, es zu allen häuslichen Verrichtungen verwenden, in wie weit die Kraft es nur immer erlaubt. Dergleichen Arbeiten sind: Holz sägen, Vieh füttern, Futter schneiden, Butter rühren 2c.

So soll auch das blinde Mädchen zu verschiedenen weiblichen Verrichtungen des Hauses verwendet und angehalten werden, z. B. zum Nähen, Stricken, Spinnen, Zimmer reinigen, Abstäuben 2c., welche Arbeiten von der Mutter, den Geschwistern dem Kinde auf leichte Weise beigebracht werden können.

Eine Hauptrolle im Leben des Blinden spielt das Gedächtniß, denn auf dieses ist seine ganze Thätigkeit hauptsächlich angewiesen, es ist die Grundbedingung seiner ganzen Brauchbarkeit im Leben. Daraus ergibt sich, daß das Gedächtniß des Blinden unablässig geübt und zwar schon beim Kinde damit angefangen werden muß. Durch fortwährende Uebung, die vom Kleineren zum Grösseren, vom Leichteren zum Schwereren stufenweise fortschreitet, wird das Kind auch eine außerordentliche Stärke des Gedächtnisses erlangen.

Sobald das Kind zu sprechen anfängt, so sehe man vor Allem auf Deutlichkeit und Klarheit, spreche dem Kinde dieselben Worte

unermüdet vor, bis es dieselben deutlich und richtig auszusprechen vermag. Man lasse es öfter Aufträge an andere Personen ausrichten ꝛc. Vor allem suche man demselben auf die einfachste Weise, z. B. durch Verse, die ersten Begriffe von Religion beizubringen.

Hat das blinde Kind das schulpflichtige Alter erreicht, so lasse man es unverzüglich in die Schule gehen. Hier sollen der Lehrer und der Ortsgeistliche in der Entwickelung des Kindes fortfahren und zwar zunächst den Anfang mit dem Anschauungsunterrichte machen.

Der Anschauungsunterricht ist mit dem blinden Kinde am Kinde selbst zu beginnen. Man nennt demselben nämlich die Haupttheile seines Körpers, läßt solche von ihm selbst befühlen und zwar jene zuerst, welche nur einmal vorhanden sind. Diese geben dem Kinde den Begriff der Einfachheit, wodurch also zugleich mit dem Auffinden, Benennen und Aneinanderreihen der Dinge der Anfang zum Zählen und somit zum Rechnen gemacht wird. Man nennt dem Kinde z. B. den Körper selbst, welcher nur einmal vorhanden ist und zerlegt denselben in seine drei Haupttheile, nämlich Kopf, Rumpf und Glieder, benennt sodann die Haupttheile des Kopfes und zwar hebt man zunächst jene hervor, welche, wie Stirn, Nase, Mund u. s. w. nur einmal vorhanden sind, läßt dieselben vom Kinde selbst an sich auffinden und geht dann zu jenen über, welche, wie die Augen, Ohren u. s. w. zwei Mal vorhanden sind. Von diesen ist, wie sich von selbst versteht, dem Kinde zugleich die Lage derselben, ob rechts oder links, zu bezeichnen, um es zugleich auch mit diesem Begriffe vertraut zu machen. Hierauf kommen jene Kopftheile an die Reihe, welche, wie die Zähne, in der Mehrzahl vorhanden sind, und so fährt man dann in gleicher Weise mit Rumpf und Gliedern fort, indem man mit den Haupttheilen beginnt, dem Kinde die einzelnen Glieder nennt, dasselbe fragt, wie viel mal dieselben vorhanden sind, und es die Lage derselben bestimmen läßt. Man kann hierbei zugleich darauf aufmerksam machen, wozu die verschiedenen Glieder dienen, wodurch das Kind zugleich den Gebrauch derselben kennen lernt. Vom Kinde selbst begibt man sich mit ihm in seine nächste Umgebung, benennt ihm den Ort seines Aufenthaltes, das Zimmer, und zerlegt dieses wieder in seine Haupttheile, wie Wände, Decke, Fußboden u. s. w., läßt sodann von dem Kinde die Gegenstände, welche sich im Zimmer befinden, wie Tisch, Stuhl, Ofen, Sopha u. s. w. aufsuchen und benennt ihm dieselben, wodurch es gleichzeitig kennen lernt, welche Geräthschaften sich für diese Räumlichkeiten eignen.

Auf gleiche Weise macht man es mit den übrigen Räumlich-

keiten des Hauses, wie Kammer, Hausflur, Boden, Keller ꝛc. und den Dingen in denselben bekannt, benennt ihm dieselben und geleitet so das Kind in Hof, Scheune, Garten, Kirche, Dorf, Stadt, Feld, Wald, nennt ihm die Dinge, welche sich im Wasser, auf dem Lande und in der Luft befinden.

Durch das Benennen der Dinge lernt also das Kind die Dinge und was sie eigentlich sind, kennen. Man läßt es alsdann an denselben die verschiedenen Theile, aus welchen sie zusammengesetzt sind, aufsuchen und benennt ihm solche ebenfalls. So besteht z. B. der Tisch aus einer Platte, Schublade, Füssen u. s. w., wobei man dem Kinde zugleich bemerklich macht, daß es Tische mit nur einem Fuße, aber auch solche mit mehreren Füssen gibt. Hat man die Gegenstände in dieser Weise bis zum kleinsten Detail behandelt, so kann mit dem Wie der Dinge begonnen werden.

So kann, um bei dem bewußten Beispiele stehen zu bleiben, der Tisch rund, oval, viereckig, lang, kurz, breit, schmal u. s. w. sein. Die Dinge können aber auch beweglich und unbeweglich sein, und man hat hierbei das Kind zugleich auf die willkürliche und auf jene Bewegung aufmerksam zu machen, welche durch eine andere Kraft hervorgerufen wird.

So ist z. B. der Tisch beweglich, d. h. er kann bewegt werden, aber sich nicht selbst bewegen, wie der Mensch dieß zu thun im Stande ist.

Sowohl Personen als Sachen können sich im Zustande des Thuns oder Leidens befinden, d. h. sie thun etwas oder es wird etwas mit ihnen vorgenommen, z. B. der Tisch steht, fällt, zerbricht u. s. w.

Man sagt ferner dem Kinde, aus welchen Stoffen die Gegenstände gefertigt werden, und bemerkt ihm, daß es hölzerne, steinerne ꝛc. Tische gibt; hiernach kommt man auf die Art des Holzes, ob weich oder hart, ob aus Fichten-, Tannen-, Birnbaum-, Ahorn- oder Nußbaumholz, und schließt sodann damit, ihm zu sagen, von wem diese Dinge gefertigt werden, wie z. B. der Tisch vom Schreiner und wozu dieselben gebraucht werden.

Indem das Kind auf diese Weise gleich die verschiedenen Wortarten und die Art ihrer Anwendung kennen lernt, wird es ihm in kurzer Zeit ein Leichtes sein, sich über die Gegenstände auszudrücken und dieselben zu beschreiben.

So wird es auf die Frage, was ist ein Tisch? antworten können: Ein Tisch ist ein Zimmergeräthe, welches aus einer Platte, Zarge, Schublade, einem Fuß oder mehreren Füssen besteht, welches rund, oval oder viereckig, vom Schreiner von weichem oder hartem Holze gefertigt wird und dazu dient, um daran zu essen,

trinken, spielen, arbeiten und verschiedene Dinge darauf legen zu können. Jene Dinge, welche vermöge ihres Umfangs das blinde Kind nicht zu übertasten vermag, oder welche überhaupt außer dem Bereiche des Tastsinnes liegen, wie die Erde, die Himmelskörper, müssen demselben in kleinen Modellen vorgelegt und ihm dabei bedeutet werden, daß es sich dieselben um so und so viel mal grösser vorstellen müsse. Dadurch ist es möglich, dem Blinden ähnlich sichere Vorstellungen von diesen Dingen beizubringen, wie der Sehende sie hat.

Da die Sprache das Vermögen ist, Anderen seine Gedanken mündlich oder schriftlich mitzutheilen und so gleichsam den Schlüssel zu allen übrigen Kenntnissen bildet, so reihen wir sogleich hier den Sprachunterricht an. Der Lehrer hat bei den Sprachübungen denselben Gang wie beim Anschauungsunterricht einzuhalten. Er fange mit dem Kinde bei dem Satze an, zerlege diesen in Wörter, diese in Silben und diese wieder in Laute ꝛc.*)

Da es hier selbstverständlich nur unsere Absicht sein kann, kurze Andeutungen für den Lehrer zu geben, so glauben wir in dieser Beziehung nur auf „Diesterweg's Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht", sowie auf „Lüben's Grundsätze und Lehrgänge für den deutschen Sprachunterricht," als zwei höchst praktische und treffliche Hülfsmittel bei dem Sprachunterrichte, hinweisen zu müssen. Das Ziel, welches der Lehrer bei diesem Unterrichte zu erreichen hat, ist, daß das Kind befähigt werde, sich ganz fertig mündlich sowie schriftlich auszudrücken.

Als der wichtigste Gegenstand des Unterrichts steht oben an die Religion. Sowie das Kind der Sprache mächtig ist, so sollen schon die Eltern demselben die ersten Begriffe von Religion beibringen. Auch hierin muß der Lehrer den so eben bezeichneten Weg gehen.

Dieß geschieht hauptsächlich durch erbauliche Erzählungen und Gespräche, deren Inhalt Gott und seine Werke sind, Christus, sein Wirken und Leiden für die sündige Menschheit, seine Mutter, die heilige Jungfrau Maria, die Apostel, Märtyrer u. s. w., soweit das Kind solche Begriffe zu fassen vermag, was der Lehrer natürlich selbst muß bemessen können. Sodann aber soll das Gedächtniß des Kindes mit schönen Gebeten, frommen Sprüchen, Erzählungen aus dem Leben der Heiligen bereichert werden, was dann später auf den Katechismus, die biblische Geschichte und den

*) Da der Blinde sich nicht durch Lesen und Schreiben die richtige Orthographie wie der Sehende anzueignen im Stande ist, so muß man ihn im Zerlegen ununterbrochen üben und dieses sogar bei grösseren Aufsätzen thun.

Gebrauch der heiligen Schrift ausgedehnt werden muß. Die Lehrer und Eltern haben ferner besonders darauf zu achten, daß die Einbildungskraft, die beim blinden Kinde vorzugsweise thätig ist, mit edlen Bildern und Vorstellungen erfüllt werde, die das Herz für alles Gute und Schöne empfänglich machen und als einziges Ziel menschlicher Bestrebungen gewinnen; so wird das moralische Gefühl ausgebildet und befestigt für immer. Denn was der Blinde in der Jugend sich einmal angeeignet, ist und bleibt Richtschnur für sein ganzes Leben. Man hüte sich aber vor Allem, das Kind nur mit Oberflächlichkeit abzuspeisen und den religiösen Unterricht nur gewohnheitsmässig zu behandeln, wie solches gewöhnlich geschieht; man muß es vielmehr in das Wesen der Religion selbst einführen.

Religiöser Sinn, wie er im Familienleben begründet ist, soll auch auf die Anstalten übertragen werden, und darauf soll das ganze Streben der Institutsangehörigen gerichtet sein, diesen religiösen Sinn zu nähren und zu pflegen.

Ein schönes Bild religiösen Institutslebens gibt uns das Anstaltsleben Pestalozzi's in Burgdorf. Er selbst war stets unter seinen Zöglingen, seine Morgen- und Abendgebete hatten eine Innigkeit und Einfachheit, daß sie jeden daran Theilnehmenden unwillkürlich hinrissen; er betete so innig, ermahnte jeden einzelnen Zögling zum Selbstbeten, und sah darauf, daß in den Schlafsälen jeden Abend von einigen Zöglingen die Gebete mitgesprochen wurden, die sie zu Hause gelernt hatten, während er zugleich erklärte, wie das auswendige Herplappern von Gebeten ohne Werth sei, daß man hingegen aus seinem eigenen Herzen beten soll.

Insbesondere aber ist Religiosität eine tiefinnerliche Nothwendigkeit für die Glückseligkeit des Blinden. In ihr findet er seinen Ruhepunkt, sie erhebt ihn über jeden Leidenszustand, sie ist ihm der freundlichste Stern in der Nacht seines Lebens. Der Blinde kann nur in wahrer, innerlicher Religiosität Befriedigung finden, denn die blendenden Aeußerlichkeiten sind für ihn verloren.

Sobald daher im Religionsunterrichte die Saiten dieses tiefen Innerlichen nicht angeschlagen werden, oder wenn das Leben des Lehrers mit seiner Lehre nicht in Harmonie steht, so ist Irreligiosität das Resultat der auf diesem Gebiete aufgewandten Mühe des Erziehers. Pfleget also die Religion in wahrem Sinne; denn sie ist das Band, das Himmel und Erde, Gott und Menschen verbindet!

Das Zahlengedächtniß ist bei dem Blinden einer besonderen Pflege würdig, indem dasselbe in der Regel einer vorzüglichen Ausbildung fähig und das Arbeiten mit Zahlen ein ausgezeichnetes Mittel ist, die Denkkraft zu stärken. Nach dem Religions-

Unterrichte möchte ich ihm die erste Stelle im Unterrichte der Blinden anweisen, weßhalb ich der dabei anzuwendenden Methode einen besonderen Abschnitt widmen werde.

Das Lesen hat selbstverständlich bei dem Blinden nicht jene Bedeutung wie bei dem Sehenden, da das Wenige von dem, was er schreibt, wegen Raum des Papiers und Zeitaufwand für ihn nur mit bedeutenden Schwierigkeiten lesbar gemacht werden kann. Das Lesenlernen kann also für den Blinden nur den Zweck haben, ihm einen Begriff vom Lesen überhaupt, sowie von der Zusammensetzung der Buchstaben zu Wörtern und dieser zu Sätzen ꝛc. beizubringen, so daß er, wenn er das Gesprochene vernimmt, gleichsam in seinem Kopfe nachschreibt oder durch die denkbaren Zeichen in seiner Gedächtnißtafel festhält.

Mit dem Lesen hängt nothwendig das Schreiben zusammen. Hat der Blinde die entweder aus Pappe oder Holz geschnittenen Buchstaben, wozu sich vermöge ihrer Einfachheit, mit Hinweglaßung aller Verzierung, die grosse lateinische Lapidar- oder Unzialschrift am besten eignet, nach ihrer äußeren Form kennen gelernt, so geht man mit ihm von dieser zur kleineren über und drückt die in Holz eingesetzten Drahtstifte in das Papier; so bildet er dann die Buchstaben selbst und kann es bei fleißiger Uebung so weit bringen, daß er in einer Stunde einen Bogen schreibt, und den Vortheil hat, mittelst des Tastsinnes sich von der Richtigkeit des Geschriebenen selbst überzeugen zu können. Auch ist ihm auf diese Weise, wenn er ganz genau mit der Form der Buchstaben vertraut ist, die Möglichkeit gegeben, schreiben zu lernen wie der Sehende, nur tritt freilich der Unterschied ein, daß er das Geschriebene in diesem Falle nicht selbst controliren kann, sondern hierzu eines Zweiten bedarf.

Außer der Unzialschrift, in der durch die Stuttgarter Bibel-Gesellschaft bereits die heilige Schrift vollständig vorhanden ist, die ein Blinder in Mörsach bei Mühlhausen im Elsassischen druckt, muß vor Allem die von einem blinden Engländer, W i l l i a m M o o n, erfundene erwähnt werden. Er hat die Unzialschrift auf ihre einfachsten Elemente, 7 Zeichen, zurückgeführt. Je nachdem in der Stellung ein solches Zeichen zu dem anderen steht, erhält der Buchstabe seine Bedeutung und Benennung. So z. B. erscheint das Schriftzeichen A mit Hinweglassung des Querstriches in seiner richtigen Stellung, als solches, nach unten gekehrt als V; steht die Spitze nach links als K, nach rechts als X u. s. w.

Diese Schrift ist deßhalb der Unzial, wie jeder andern vorzuziehen, weil sie vorzugsweise ihrer Einfachheit halber, von den im späteren Alter Erblindeten, ja selbst von Greisen noch erlernt

werden kann, deren Tastorgane meistens durch die Verhältnisse abgehärtet sind und sich zum Erlernen der Unzialschrift nicht mehr eignen.

Um die Bibel in Preußen unter die Blinden zu bringen, hat sich in Berlin ein Verein gebildet, der in der Moonischen Schrift Theile derselben drucken und durch einen erblindeten israelitisch gewesenen Buchhändlergehilfen, der zur Lutherischen Confession übergegangen ist, verbreiten läßt. An der Spitze dieses Vereines stehen die ersten Pastoren, der Cultusminister v. Mühler und andere hervorragende Persönlichkeiten aus allen Ständen. Sein Protektor ist der Kronprinz von Preußen.

Man bedient sich auch verschiedener Apparate zum Schreiben. Einer der einfachsten, der von jedem Tischler angefertigt werden kann, ist folgender:

Es sind aufeinanderfolgende Spangen von Holz oder anderm Material, welche zur Sicherheit der geraden Linie der Schrift dienen; die einzelnen Buchstaben, Lettern, sind auf der Seitenfläche durch erhabene Buchstaben bezeichnet, um sie so durch das Gefühl zu unterscheiden. Ein eigener Kasten mit so vielen Fächern als Buchstaben sind, mit den nöthigen Ziffern, dient dazu, diese Lettern aufzunehmen, die in einer bestimmten Ordnung, nämlich nach dem Alphabet, eingelegt sind, um sie leichter zu finden und nicht irre zu werden, zu welchem Zwecke auch Buchstabe für Buchstabe wieder zurückgelegt werden muß. Ein kleiner Stempel oder Hammer dient dazu, den Druck für Schwächere zu erleichtern. Das Papier muß so fest als möglich sein, um durch einen schärferen Druck das Wiedersehen der Schrift zu ermöglichen. Die Buchstaben selbst sind aus Drahtstiften zusammengesetzt, welche in ein kleines Stäbchen von 1½ Zoll Höhe eingeschlagen sind. Den Druck fängt man von unten nach oben an, weil die Schrift durch den Druck umgekehrt auf das Papier zu stehen kommt, so daß man dann nach vollendetem Druck das Papier bloß umkehren darf, um eine aufrecht stehende Schrift zu haben. Die Doppel-Laute kann man entweder aus den einfachen zusammensetzen oder durch eine einzige Letter ersetzen, welche unmittelbar nach den einfachen Lauten in den Kasten gelegt wird. Ist ein Wort fertig, so kommt ein kleiner Zwischenraum, der durch ein Hölzchen ohne Stiftchen gebildet wird. Das Papier wird auf einen Fleck Filz und der Apparat mit den Spangen darauf gelegt, worauf dann der Druck erfolgt.

Eine andere Schreibmethode ist die des erhabenen Druckes mittelst einer Siegelpresse, gewöhnlich einer Kupferdruckerpresse. Ein solcher Vorrath von Buchstaben, die einen erhabenen Druck

auf dem Papier bewerkstelligen, kann auch in der Form von Buchdruckerlettern von Holz verfertigt und diese mittelst einer hölzernen Presse zum erhabenen Drucke gebracht werden, wobei das Papier vorher angefeuchtet, und dann mit weichem Filz oder dickem Flanell überlegt wird. Man kann auch unter grossen gewöhnlichen Druck einige Lagen Papier unterpappen und auf starkes Papier aufleimen, wo sie durch's Gefühl erkennbar sind, und dann zu Wörtern und Sätzen zusammengesetzt werden können. Der Gebrauch solcher erhabenen Schrift soll sich jedoch nur auf wenige Gegenstände beschränken, weil derselbe zu kostspielig wäre, um grössere Werke, wie Schulbücher und dergleichen auf diese Art anzufertigen. Wichtig ist sie für übersichtliche Darstellung irgend eines wissenschaftlichen Systems, für algebraische Formeln, tabellarische Eintheilungen historischer Wissenschaften, für Verzeichnisse verschiedener unzusammenhängender Gegenstände und dergleichen, welche man für immer haben will.

Um das Schreiben anderer Schriftart, die nicht in erhabenen Buchstaben besteht, somit dem Blinden nicht mehr zum Wiederlesen zugänglich, zu erlernen, gibt es viele Hülfsmittel, die bei einigem Nachdenken sich mehren können. Am besten wäre der Gebrauch einer eigenen abgekürzten Schrift, die in einzelnen Worten ganze Sätze ausdrückte. Ueberhaupt wäre es gut, in Briefen den Blinden von allen Formen frei zu machen, dann wird ihm auch das Schreiben einer gewöhnlichen Schrift zugänglicher gemacht und er ist nicht mehr genöthigt, in zeitraubenden Schriften sich mitzutheilen.

Man könnte die Schreibmethode mittelst Klappen bewerkstelligen, die nach dem Verhältniß der Stärke eines Druckes verschiedene Buchstaben bezeichnet, ähnlich der Telegrapheneinrichtung, wo mittelst zweier Klappen die ganze Schrift hergestellt wird. Der Apparat wird durch Drehen oder Schieben in solche Linien gebracht, innerhalb welcher der Blinde durch die Verschiedenheit des Druckes seine Gedanken in Worten ausdrückt, so daß er correspondiren und seine Schrift controliren kann.

Unter den in neuerer Zeit erfundenen Schreibapparaten sind besonders hervorzuheben:

Die von dem blinden Franzosen Braille erfundene Punktirschrift, durch welche nicht bloß die Alphabete der verschiedenen Sprachen dargestellt, sondern auch die Noten zum Spielen für Blinde gedruckt werden können; und der von E. Hebold, Direktor an der Blindenanstalt in Barby, in der preußischen Provinz Sachsen, erfundene Schreibapparat.

Derselbe besteht aus einer Holztafel, einem Lineal und einem Griffel.

Die Holztafel 9½" hoch und 9" breit, ist an der rechten und linken Seite mit einem 1" breiten erhöhten Rahmen versehen, der mit seinen Einschnitten das Lineal festhält und zugleich die Entfernung der Reihen angibt. Diese Einschnitte sind ⅛" breit und ¼" von einander entfernt, also daß für 20 Schriftreihen Raum ist. Am oberen Rande der Tafel wird das Papier durch eine Leiste festgehalten, welche mittelst einer Schraube an jedem Ende niedergepreßt werden kann. Ein ledernes Oehr an der rechten Seite der Tafel dient zum Einstecken des Griffels.

Das Lineal, der wichtigste Theil des Apparates, ist von gehärtetem Messing, ½" bis ¾" breit und 7" lang. Es paßt mit seinen Endzapfen genau in die Einschnitte zu beiden Seiten der Tafel und kann durch einen auf jedem dieser Zapfen angebrachten Knopf leicht hineingelegt und herausgeschoben werden. Es enthält seiner ganzen Länge nach rechteckige Formen, die zu einer für den Blinden leserlichen Hochschrift mindestens 3''' hoch, 2''' breit und durch 1''' breite Scheidewand getrennt sein müssen.

Der Griffel ist 4" lang, aus Elfenbein gearbeitet und trägt an seinem untern Ende eine recht abgerundete ¼ Zoll lange Stahlspitze von der Stärke einer schwachen Stricknadel; das obere Ende ist keilförmig platt und hat die Bestimmung, bei vorkommenden Fehlern in der Hochschrift das Papier damit wieder zu glätten. Der ganze Schreibapparat kostet mit einem Lineal 2 Thlr., mit 2 Linealen 3 Thlr. (Wilhelm Schulze, Buchhandlung in Berlin, Scharrenstrasse 11.)

Gulberg, Lehrer am Blindeninstitute zu Kopenhagen, hat diese Schreibweise durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung noch weiter vereinfacht, so daß sie selbst von technisch sehr Unbefähigten gehandhabt werden kann. Die von ihm erfundene überaus einfache Vorrichtung verdient auch darum Beachtung, weil diese höchst einfache und handliche Schreibmaschine nur etwa den dritten Theil des Preises der pariser kostet. Bei der Armuth der meisten Blinden ist dieses nicht außer Beachtung zu lassen.

Aus demselben Grunde ist als ein Vorzug der Braille'schen Schreibweise hervorzuheben, daß dazu fast jedes Schreibpapier, selbst das schon mit Tinte beschriebene, für den Blinden verwendbar ist, ohne daß dadurch der Lesbarkeit des Geschriebenen für ihn ein Eintrag geschieht. — Dieselbe kostet 1 preuß. Thaler, und ist von der Blindenanstalt in Kopenhagen unter Postnachnahme zu beziehen.

Ganz besonders aber ist es die von Professor Wich in Bayreuth erfundene Schreibmaschine, die ihr Erfinder, ihrer Bestimmung wegen „Typhlotyp" nennt.

Sie ist höchst einfach und ihrer leichten Handhabung halber von den Blinden mit geringem Kraft- und Zeit-Aufwand zu erlernen.

Durch dieses Typhlotyp können nicht nur die verschiedenartigsten Alphabete und Zahlzeichen für den Tastsinn dargestellt werden, sondern der Blinde ist auch im Stande, wie der Sehende, alle Figuren und geometrischen Formen gleichsam tastbar zu zeichnen.

Hiedurch möchte die grosse Kluft, die den Blinden bisher auf dem Wege des schriftlichen Verkehres von den Sehenden trennte, ausgefüllt, und er seinen bevorzugten sehenden Mitmenschen um ein Wesentliches näher gerückt werden.

Wich, der sich überhaupt für die Hebung des Blindenwesens schon seit Jahren auf das Wärmste interessirt, ist durch seine Erfindung, die bis jetzt Alles auf diesem Gebiete Geleistete übertrifft, zu einem der größten Wohlthäter für die Blinden geworden.

Ist einmal die Blindenerziehung wie bei den Sehenden Gemeingut geworden, d. h. werden die Blindenanstalten das, was sie sein sollen und müssen, werden sie wie alle andern Schulen und Anstalten vom Staate, wie von Privaten in ihren Leistungen richtig überwacht und controllirt, kommen an diese Anstalten als Vorsteher und Lehrer Männer von tüchtigem Charakter und durchwegs mit sachgemäßer Fachbildung, in deren Herzen Liebe für die leidende Menschheit und überhaupt Streben für die Hebung und Besserung unserer krankhaften geselligen Zustände wohnt, so wird in Jahresfrist von diesen Anstalten weit mehr geleistet werden, als bisher in Decennien.

Der Geschichtsunterricht zerfällt in einen engeren und weiteren, in Vaterlands- und allgemeine Weltgeschichte.

Der Lehrer hat dem blinden Schüler nicht etwa ganze Abschnitte, Wort für Wort einzupfropfen, sondern wie aus einem Spiegel muß die ganze Geschichte der Menschheit, als ein Bild ihrer Cultur heraustreten und Lehrmeisterin werden für das Leben. Der Zögling soll eingeführt werden in das Leben der Völker und sehen, wie einzelne Personen und ganze Nationen durch Tugend sich emporgehoben haben, während andere auf dem Wege des Lasters zu Grunde gingen. Der Geist der Geschichte ist es, der sie zur Lehrmeisterin für alle kommenden Geschlechter macht. Um dem Gedächtnisse des Zöglings in der schnellen Zurechtfindung bei den verschiedenen historischen Thatsachen auf die einfachste Art zu Hülfe zu kommen, stelle man die gleichzeitigen Begebenheiten zusammen, lasse ihn selbst nach Vortrag eines Abschnittes die Hauptsachen zusammenfassen, um so gleichsam eine Geschichtstabelle in seinem Gedächtnisse aufzustellen, wodurch er eine gründliche Kenntniß in der Geschichte erlangt.

Hierbei ist nicht zu übersehen, daß bei dem Unterrichte in der Geschichte für Blinde überhaupt, zur bleibenden Befestigung aller Zahlenverhältnisse in dem Gedächtniß des Blinden die Anwendung der Mnemotechnik außerordentlich erforderlich ist.

Wir verweisen hierüber auf Anhang 7.

Hand in Hand mit der Geschichte, ja in gewisser Beziehung ihr voraus, geht die Geographie, als Länder- und Völkerkunde. Wie die Geschichte das Leben, die Sitten und Gebräuche, das Steigen und Fallen einzelner Nationen beschreibt, so ist es Aufgabe der Geographie, den Schauplatz und die Bewegung des Völkerlebens darzustellen; wenn in der Geschichte von der nächsten Umgebung, also vom Vaterlande ausgegangen wird, so soll auch der Unterricht in der Geographie mit dem Vaterlande den Anfang machen. Der Ort, in welchem das Kind lebt, soll Gegenstand der ersten geographischen Betrachtung sein, und man gehe dann immer vom Kleinen zum Grösseren fortschreitend, zur Eintheilung in Bezirke, Kreise, Provinzen ꝛc., dann zu grösseren Staaten und Ländern über, bestimme ihre Lage, Grenzen ꝛc. Der Unterricht selbst wird vermittelt durch Anfertigung von Karten, auf denen die Grenzen durch Punkte oder Fäden, oder auch durch eine klebrige Maße von Pappe oder Leim fühlbar gemacht sind. Der Lauf von Flüssen, Seen und Meeren wird ebenfalls durch Punkte oder Vertiefungen bezeichnet. Die verschiedenen historischen Orte sollen durch drei Punkte oder ein anderes beliebiges Zeichen angedeutet werden, welches sich zugleich auch auf die verschiedenen historischen Data übertragen läßt. So kann man auch z. B. die Hauptstadt durch einen Kreis, und die Kreis- und Hauptstädte wieder durch einen Kreis mit einem Punkt in der Mitte bezeichnen. Was von der Stellung des Erdkörpers zu den übrigen Weltkörpern, so wie über die Bahn, die sie zu durchlaufen haben, zu sagen ist, lehrt die mathematische Geographie, die ebenfalls nach der bisher angedeuteten Methode zu behandeln ist. Zur Versinnlichung bedient man sich eines besonders hiezu eingerichteten Globus.

Die Naturgeschichte anlangend, so soll der Lehrer den Blinden zunächst mit den Produkten des Landes, in welchem er lebt, bekannt machen und dann stufenweise zur Beschreibung des ganzen Naturreiches übergehen.

Hat der Blinde in dieser Beziehung sein Vaterland und die äußere Beschaffenheit desselben kennen gelernt, so soll er auch mit der inneren Eigenthümlichkeit desselben bekannt gemacht werden.

Der Stufengang ist durchgehends derselbe, wie wir ihn bisher angedeutet haben. Von der nächsten Umgebung nämlich hat

man sich von Stufe zu Stufe fortschreitend endlich über das ganze Naturleben zu verbreiten, die verschiedenen Thiere, Pflanzen und Steinarten rc. zu beschreiben. — Alle Erzeugnisse der Natur soll der Blinde in natura oder durch Modelle kennen lernen, wobei die Verschiedenheiten der Größenverhältnisse bezeichnet werden müssen. Die Erklärung der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der einzelnen Produkte wird das Interesse für deren genauere Kenntniß noch erhöhen und die Naturgeschichte zu einem Lieblingsstudium des Blinden machen und ihn viele andere Schwierigkeiten leichter ertragen lassen.

Hat der Blinde die Naturgegenstände und deren äußere und innere Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit kennen gelernt, hat er die ganze Thätigkeit der Natur in ihrer geschichtlichen Bedeutung erkannt, so muß er auch mit deren Wirkungen und Veränderungen und deren unwandelbaren Gesetzen bekannt gemacht werden. Der methodische Gang ist auch hier bei der Naturlehre derselbe, wie er bei allen Unterrichtsgegenständen eingehalten werden soll.

Hat der Blinde auf diese Weise die Natur und ihre Gesetze kennen gelernt, so ist für ihn, vermöge seines Zustandes, von noch höherer Wichtigkeit, daß er auch Kenntniß seiner selbst erlange in Beziehung auf seinen Körper sowohl, als auf seinen Geist. Alle die Eigenschaften und Veränderungen, die im physischen wie im psychischen Leben zur Erscheinung kommen, soll er kennen lernen. Er wird sich dann als einen Theil eines großen Ganzen erkennen, der zum Ganzen, wie zu jedem einzelnen Gliede dieses Ganzen wieder in einem besonderen Verhältnisse steht. Hieraus ergeben sich dann die verschiedenen Regeln, nach welchen man sich sowohl gegen den leiblichen Organismus, als gegen den Geist zu verhalten hat.

Zergliederung des Körpers in seine einzelnen Theile, die Gesundheitslehre als Lehre, die den Störungen des leiblichen Organismus begegnet, sowie die Seelenlehre, die das Wesen und die Eigenthümlichkeit der geistigen Thätigkeit in sich begreift, sind die wesentlichen Bestandtheile der Körper- und Seelenlehre. Als ein weiteres Erforderniß zur möglichst vollkommenen Erkenntniß seines Wesens zu gelangen, erscheint die Denklehre (Logik), daher auch sie in den Anstalten nicht fehlen soll.

Wie in der Sprache dem Nichtsehenden der Ton als das Vorherrschende erscheint und die demselben vorzugsweise durch diesen zugänglich gemacht und ausgebildet wird, indem er meist nur durch Vernehmung des Tones den Sinn und die Bedeutung eines Wortes und der ganzen Sprache aufzunehmen und zu begreifen vermag; so ist es auch in der Musik, deren Worte die Töne sind,

vorzüglich der Ton, dessen Reich ihm offen steht. Der gesteigerte Gehörsinn des Blinden führt ihn auch vollkommen in das Reich der Töne ein; er ist das innere Gesicht, an welchem die verschiedenen Gestaltungen des äußeren Lebens vorübereilen und ihre Eindrücke zurücklassen. Das Reich der Töne ist die Sprache des Blinden, die er am besten versteht: die gute Mutter Natur hat diese ihm zum Ersatz gegeben für das versagte Augenlicht.

Was nun den Unterricht in der Musik selbst betrifft, so muß dieselbe gleichsam grammatikalisch gelehrt werden. Der Lehrer unterrichte den Zögling zuerst von dem Umfange der Töne eines Instrumentes, mache auf den einzelnen Instrumenten Versuche mit den Grundtonarten, z. B. mit a als dem Grundton, an welchen sich die anderen reihen und versuche dann von der Sekund zur Terz, Quart, Quint u. s. w. fortzuschreiten. Hat der Schüler diese Tonarten nach ihren ganzen Tönen völlig inne, so müssen dieselben nach dem Umfange des zu erlernenden Instrumentes geübt werden, und der Lehrer lasse sodann den Blinden die Oktaven auf- und abwärts angeben. Sind solche Uebungen mit Erfolg gemacht worden, so schreite man zu den halben Tönen vor, und so fort vom Leichteren zum Schwierigeren, ohne aber irgend eine Stufe zu überspringen, welcher Grundsatz überhaupt bei der ganzen Blindenerziehung nicht außer Acht gelassen werden darf. Die ersten Uebungsthemata sollen z. B. bestehen in: e d c; d c h; c h c; e d g. Auch hierin hat sich der Lehrer zu hüten, daß er nicht die Fähigkeit und Auffassungskraft des Blinden zur Unzeit überspanne. Fernere Gehörübungen bestehen darin, daß man leichte Akkorde anschlägt und so immer schwerere anreiht. Die Töne sind dem Blinden hier die Buchstaben, die Akkorde Worte, die Takte Sätze und das fortlaufende Stück eine Rede, und so geht ganz gleichmäßig und analog mit der Sprachverbindung die Verbindung der Töne zu einem harmonischen Ganzen. Auf solche Weise lernt der blinde Zögling nicht nur leicht, richtig und schnell das ihm Vorgespielte im Sinne des Compositeurs nach Vortrag und Taktverhältnissen auffassen und auf seinem Instrumente treu wiedergeben, sondern er lebt sich in diese gleichsam hinein und vermag dann auch Gediegenes auf diesem Gebiete zu Tage zu fördern, wie solches z. B. der blinde Flötenspieler Dulon und in neuerer Zeit der blinde Zakreis als Musikdirektor einer Gesellschaft seiner Leidensgenossen und viele Andere genügend beweisen. Im Interesse des Blindenversorgungs-Verhältnisses ist es aber gleich wichtig, ob einer ein Solo- oder Ensemblespieler ist, denn bei der Organisirung von Musikchören, was, wie später bei der Versorgung die Rede sein wird, von großer Bedeutung für die zukünftige

Stellung der vaterländischen Blinden ist, wird das Eine von dem Andern bedingt, daher man nicht gerade blos entschiedene Talente für die Musik heranbilden, sondern die Blinden so viel wie möglich generalisiren und nach ihren Fähigkeiten und Fertigkeiten auch verwenden soll, wo immer Gelegenheit sich finden läßt. Wohl ist aber auch in diesem Fache das Talent vorzüglich zu berücksichtigen, welches der allgemeinen Meinung nach besonders bei Nichtsehenden in Folge des geschärften Gehörs sich zeigt. Die Freude und das Wohlgefallen an Musik ist ziemlich allgemein getheilt, und es gibt nur Wenige, die gegen dieselbe unempfindlich sind, und in dieser Beziehung ist es daher auch nicht von Nachtheil, die Musik überhaupt allgemein zu pflegen, ja selbst durch andere Vortheile, wie z. B. die Uebung des Gehörs zur Auffassung des größten Theils der Wahrnehmungen, wird sie für den Blinden eine nothwendige Bedingung.

Der technische Unterricht ist in Beziehung auf die Verbesserung des künftigen Versorgungswesens der Blinden von hoher Bedeutung; denn von ihm hängt die Brauchbarkeit des Blinden für das praktische Leben ab. Dieser Unterricht ist aber auch ebenso schwierig als wichtig. Das Hauptmittel, diesen Unterricht zu vermitteln, ist der Tastsinn. Dieser ist, wie schon bei einer früheren Gelegenheit erwähnt wurde, einer besonderen Ausbildung zu unterziehen, indem gerade die wenige Aufmerksamkeit, die diesem wichtigsten Sinne für die praktische Erziehung des Blinden von Kindheit an zugewendet wird, die Schuld trägt, daß manche Blinde im technischen Wesen, selbst bei den besten Anlagen und gewonnenen Kenntnissen, sich nicht über die Unbehülflichkeit hinaus schwingen können.

Klein sagt in Beziehung auf die Nichtbeachtung der Blinden bei mechanischen Arbeiten, zu denen man sie nicht fähig halten will: „Daß solche Vernachlässigung der Blinden nicht nur in den niederen, sondern auch in den besseren Ständen stattfindet, rührt theils von dem Vorurtheil her, welches man überhaupt gegen die Arbeitsfähigkeit der Blinden hat, vorzüglich aber von dem Mangel an Personen, welche die nöthigen Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen, einen Blinden in irgend einer mechanischen Arbeit zu unterrichten, wozu neben vieler Sanftmuth und Geduld eine vorzügliche Unterrichtsgabe erforderlich ist, die Gabe, jede Arbeit in ihre einfachsten Bestandtheile und Handgriffe aufzulösen, sie in der richtigen Ordnung und Folge dem Blinden beizubringen und nach und nach geläufig zu machen.“

Von zarter Jugend an muß der Tastsinn reichliche Gelegenheit zur Ausbildung finden, z. B. im Binden, Knüpfen, Auflösen

verschiedener Knoten, doppelter Weberknoten, doppelter und einfacher Schiffsknoten u. s. w., und so ist bis dahin fortzufahren, wo einige Lehrmeister das Kind in den einzelnen technischen Zweigen zu unterweisen anfangen. Alle häuslichen Arbeiten soll das blinde Kind mitmachen, so weit nur die Kräfte desselben reichen mögen. Das sonst schlaffe Wesen wird in Kurzem in ein frisches, lebendiges umgewandelt, und der Muth, immer größere Schwierigkeiten zu bewältigen, wird mit jedem Tage wachsen, zur Freude derer, denen die Mühe nicht zu groß war, sie dem Blinden überwinden zu helfen.

Wenn man in der Uebung der Glieder Schritt für Schritt nach dem gewöhnlichen Stufengange vorwärts schreitet, dann wird jeder gemachte Schritt den folgenden erleichtern und so allmälig die letzte Schwierigkeit überwunden.

Einen vortheilhaften Boden für den technischen Unterricht kann man den Blinden in Anstalten dadurch geben, daß man Sammlungen von den verschiedensten Kunst- und Naturprodukten macht, deren einzelne Gattungen stufenweise das Kind zu unterscheiden lernt, nicht aber, um sie blos als verschieden zu erkennen, sondern zugleich deren ganze Geschichte inne zu haben, ihr Entstehen, Wachsthum, ihre Verwendung und dergleichen. Solche Sammlungen wären z. B. Körner, Samen, Früchte gewöhnlicher wie besonderer Art, Muster von Zeugen, alle Arten von Holz, hartes und weiches mit seinen Unterarten, Blätter und Zweige von Bäumen, Pflanzen und Gewächsen; Geldstücke, Gold, Silber, Kupfer nach dem Verhältnisse ihrer Schwere und Größe. So übe man das blinde Kind auch im Schätzen und Messen sowohl fester als flüssiger Körper. Das Schätzen und Messen von Längen, Flächen und Körpern kann dem Kinde beigebracht werden, indem man dasselbe größere oder kleinere Gegenstände vergleichen läßt, was durch Aufeinanderlegen oder Aneinanderhalten geschieht; man gewöhne es vor allem, den äußersten Umriß, die Flächen und Ecken der Oberfläche irgend eines Körpers genau zu befühlen, die Gleichheit oder den Unterschied aufzufinden und anzugeben. Das wirkliche Messen von Längen, Ecken und Winkeln geschieht anfänglich durch fühlbare Maßstäbe, die der Blinde ebenso gebraucht wie der Sehende in der praktischen Meßkunst, in die der Blinde eben so eingeführt werden kann wie der Sehende, dienen ihm alle bekannten Hülfsmittel, nur müssen sie mit besonderen, auf den Tastsinn reflektirenden Vorrichtungen versehen sein. Durch frühzeitige Vorbereitungen ist es überhaupt möglich, dem Blinden selbst von solchen Gegenständen Kenntnisse beizubringen, die wegen ihrer Größe oder Entfernung dem Tastsinn unzugänglich sind, wie von Häusern, Bäumen, Thieren und dergleichen. Daß solches möglich

ist, beweisen die vielen blinden Uhrmacher, Orgelbauer, ja selbst Bildschnitzer, welche sich auf mechanischem Gebiete schon hervorgethan haben. Bei allen mechanischen und technischen Arbeiten aber sind die sicheren Handgriffe der Grund zur weiteren Ausbildung.

Während bei all den gewöhnlichen Anfangsübungen in technischen Handarbeiten und Verrichtungen das sehende Kind blos durch das Sehen sich dieselben aneignet und durch weitere Uebung vervollkommnet, hat das blinde Kind einen besonders genauen Unterricht und beständige anfängliche Unterweisung nöthig, um das Gesicht zu ersetzen und auf einem andern Wege, der freilich schwieriger ist, zum Ziele zu gelangen. Hat man die ersten Schwierigkeiten überwunden, so kann man mit leichter Mühe zu den einzelnen technischen Zweigen übergehen und das Kind zu seinem Berufe vorbereiten, dem es mit allem Eifer zugewendet werden muß.

Was die einzelnen Handarbeiten betrifft, so beruht die ganze Art und Weise ihrer Anfertigung und Zerlegung in einzelnen Handgriffen, von denen jeder einzelne dem Blinden vorgemacht wird, während man von demselben die dabei nöthige Lage, Richtung und Bewegung der Hand des Lehrers befühlen läßt. Bei der Handführung selbst muß man nur leise Berührung beobachten, indem sonst die ganze Leitung unnütz wäre. Hierin vergreift sich gewöhnlich die Leidenschaft, indem sie mehr fordert als sie selbst gegeben hat, und vom Zöglinge Dinge verlangt, die man ihm nicht beizubringen im Stande war. Vorzüglich hüte man sich aber, falsche Handgriffe beizubringen, weil sie nicht so leicht wieder entfernt werden können, wenn der Blinde sich einmal daran gewöhnt hat. Das Nachgreifen mit den Fingern ist bei diesem Unterrichte so viel wie bei dem Sehenden das Zuschauen, wie es Andere machen; auf dieses ist sein ganzes Lernen angewiesen, daher es auch nicht zu viel geübt werden kann; die Mühe wird reichlich durch den Eifer und Fleiß, mit welchem der Blinde selbst über alle Schwierigkeiten hinwegzugehen bemüht ist, belohnt. Mögen nur alle Diejenigen, welche diesen Unterricht den Blinden zu geben beabsichtigen, keine Geduld scheuen und ja denselben nicht lückenhaft lassen, damit sie ihren Zögling zu einem tüchtigen, brauchbaren Menschen heranbilden.

Die Bewegung im Freien ist im Institutsleben überhaupt höchst nothwendig, wenn der Unterricht nicht zu körperlichen Gebrechen führen und dem Zöglinge die Gesundheit und den Frohsinn auf immer rauben soll. Ueberhaupt soll im ganzen Unterrichts- und Erziehungswesen Lernen und Bewegung in wechselseitige Harmonie gebracht werden, so daß sie immer in gewisser Ord-

nung aufeinander folgen. Die gymnastischen Uebungen, welche den Körper am meisten zu pflegen vermögen, sollen jedoch nicht sowohl mit offiziellem Charakter, wie eine vorgeschriebene Unterrichtsstunde, sondern als Erholungs- und Spielzeit betrieben werden, und es gibt kein schöneres, edleres und gerade für den Blinden nützlicheres Spiel als Gymnastik. Die verschiedenen Bewegungen der Gelenke erzeugen eine gewisse, gerade dem Blinden nothwendige Sicherheit und sie unterstützen auch den technischen Unterricht, indem die Hände gefügiger und die Finger brauchbarer werden, die mannigfaltigen Handgriffe aufzufassen und einzuüben. So wird auch der Blinde eine sichere Haltung gewinnen, die nicht wie gewöhnlich, steif und gezwungen ist — wodurch er an Selbstständigkeit gewinnt, wornach er ja stets mit aller Kraft ringt. —

Turnunterricht soll in keinem Institute fehlen, und es wäre traurig, wenn längst widerlegte Gründe demselben noch immer den Eingang versagen wollten.

Es ist unvermeidlich, daß im Leben des Blinden Stunden über ihn kommen, in welchen trübe Gedanken über seinen traurigen Zustand, welchen keine Feder zu schildern vermag, ihm die Seele umnachten, und wenn irgend einem, so ist daher gewiß dem Blinden eine Stunde der Erheiterung zu gönnen, ja es ist Pflicht, ihm eine solche, so oft es nur geschehen kann, zu verschaffen. Dies geschieht unter Anderem auch durch die Spiele. Es sind dies meist dieselben, wie sie von den Sehenden gespielt werden, und die Blinden bringen es in ihnen nicht selten zu einer Gewandtheit, welche die Sehenden in Erstaunen setzen muß. Die bei den Blinden üblichsten Spiele sind: Kegelspiel, Lottospiel, Damenbrett, Mühlziehen, Schachspiel, Geduldspiel, Kartenspiel nebst vielen anderen Gesellschaftsspielen, welche in häuslichen Kreisen vielfach verbreitet sind. Das Kegelspiel wird von den Blinden auf dieselbe Weise getrieben wie von den Sehenden. Das Auflegebrett dient dazu, um der Kugel eine bestimmte Richtung zu geben und der blinde Kegelaufsteller findet nach gemachtem Wurf theils durch sein feines Gehör, theils aber dadurch, daß er die Köpfe der stehengebliebenen Kegel mit der Hand betastet, mit größter Genauigkeit die Anzahl der gefallenen Kegel. Wer schon Gelegenheit hatte, die Gewandtheit und Lebendigkeit zu beobachten, womit Blinde dieses Spiel häufig treiben, wird gestehen müssen, daß es hierin die Blinden den Sehenden fast gleich zu thun im Stande sind. Das Lottospiel wird ungefähr auch auf dieselbe Art gespielt, wie bei den Sehenden, nur sind bei dem Spiele der Blinden die zu ziehenden Nummern auf Holz oder Pappe erhaben aufgeleimt, die Nummern

auf den Blättern aber vertieft, oder es sind umgekehrt die zu ziehenden Nummern in Holz oder Pappe vertieft angebracht und die auf den Blättern erhaben. Das Spiel auf dem Damenbrett wird den Blinden dadurch ermöglicht, daß die schwarzen Felder erhöht, die weißen niedrig, die weißen Steine glatt, die schwarzen dagegen gemustert sind. Dasselbe ist bei dem Mühlziehen der Fall, bei welchem die Linien des Feldes erhaben angebracht sind. Ganz ähnlich ist es auch mit dem Schachspiel, wo auf dem, wie oben angedeutet, eingerichteten Schachbrett, durch die verschiedene äußere Gestalt der Schachfiguren, von welchen die weißen ebenfalls glatt und die schwarzen gemustert sind, dieses Spiel für den Blinden möglich wird. Bei dem Kartenspiele der Blinden endlich kommen dieselben Karten in Anwendung, wie bei dem der Sehenden, nur daß dort die Karten durch Nadelstiche, welche auf der Bildseite der Karte eingedrückt und dadurch auf der Kehrseite derselben erhaben erscheinen, je nach der verschiedenen Richtung, welche diese Punkte zu einander haben, für den Blinden kenntlich gemacht werden. Auf diese Weise ist es möglich, daß die Blinden jedes beliebige Kartenspiel, sowohl unter sich, als auch mit Sehenden zu spielen vermögen. In allen diesen Spielen kann es der Blinde, wie die Erfahrung solches genugsam beweist, zu einer Fertigkeit bringen, daß er in dieser Beziehung, wie in vielen anderen Dingen, dem Sehenden fast gleich steht.

Dritter Abschnitt.

Der Rechnen-Unterricht der Blinden.

Bei dem blinden Kinde kommt hauptsächlich das Kopfrechnen in Betracht. Das Kind muß daher schon frühzeitig zählen lernen, es muß Zahlen zusammensetzen, aneinanderreihen, zerlegen 2c.

Man beginne in der Schule zunächst mit den Einheiten und lasse dann von dem Kinde die Einheiten der ersten Ordnung, also die Zahlen von 1 bis 9 aneinanderreihen. Dieses kann nun auf verschiedene Weise geschehen, wie 1 und 1 ist 2, 2 und 1 ist 3 2c. bis 9 und ebenso wieder rückwärts; dann 2 und 1 ist 3 und 2 und 2 ist 4 2c. Sodann lasse man diese Zahlen wieder auf verschiedene Weise zerlegen, wie z. B. 2 besteht aus 1 und 1, 3 besteht aus 1 und 1 und 1 oder aus 2 und 1, 5 besteht aus 1 und 1 und 1 und 1 und 1, oder aus 4 und 1, oder aus 3 und 2, 2 und 3 2c., und fahre auf diese Weise fort bis 9. Diese Uebungen müssen so lange stattfinden, bis die Sache dem Kinde völlig zum Eigenthum geworden ist; hierauf gehe man zu den Einheiten der zweiten Ordnung oder den Zehnern über. Man läßt das Kind sich diese neun Einheiten als eine denken und an diese wieder die 9 Grundeinheiten auf die oben angegebene Weise anreihen und wieder zerlegen. Auf diese Weise werden die Zahlen bis zu 100 und rückwärts aneinander gereiht 2c. Im Uebrigen verweisen wir in dieser Beziehung auf die Kopfrechnenbücher von M e i n e r, H e i n i s c h und D i e s t e r w e g, in welchen der einzuhaltende Gang sich angegeben findet.

Als Erleichterungsmittel für die Anfänger im Rechnen dienen verschiedene Apparate, z. B. die einfache sogenannte russische Rechnungsmaschine, eine andere von dem berühmten blinden Professor der Mathematik Sounderson zu Cambridge erfunden, und

und eine dritte von dem Direktor des Blindeninstituts zu Braunschweig, Herrn Prof. Dr. Lachmann, insbesondere findet man die russische Rechnungsmaschine fast in jeder Hütte des grossen russischen Reiches. Zum näheren Verständnisse lassen wir die einzelnen Anwendungsarten folgen, wie sie Klein ausführlich mitgetheilt hat.

Die russische Rechnungsmaschine.

Diese besteht aus einem Brette, ungefähr 1 Schuh im Quadrat. Dieses ist mit einem zollhohen Rande eingefaßt, in welchem über die Quere 6—7 Stäbe von starkem Draht befestigt sind. An jedem dieser Stäbe befinden sich 10 breitgedrückte Kugeln, welche in der Mitte ihres kurzen Durchmessers durchbohrt sind, daß sie sich an den Stäben leicht hin- und herschieben lassen. Die 5. und 6. Kugel ist am äußeren schmalen Rande eingekerbt, damit, die Kugeln mögen auf der einen oder andern Seite stehen, leichter 5 zu finden ist, und nicht immer die einzelnen Kugeln gezählt werden dürfen. Die Kugeln in der untersten Reihe oder Stelle gelten das Einfache, die in der 2. Reihe aufwärts das Zehnfache, in der 3. Reihe das Hundertfache u. s. w., so daß jede einzelne Kugel in der 2. und jeder höher stehenden Reihe so viel gilt, als die 10 Kugeln in der nächst darunter stehenden Reihe.

A. Addition.

Anfänglich werden bei dieser, wie bei allen folgenden Rechnungsarten die Kugeln alle auf die linke Seite geschoben. Nun sollen z. B. 352 und 514 zusammengezählt werden. Die erste Zahl 352 ist schon angesetzt, nämlich auf der 3. Reihe von unten 3 Kugeln oder 300, auf der 2. Reihe 5 Kugeln oder 50 und auf der ersten Reihe 2 Kugeln oder 2. Um hierzu 514 zu addiren, werden von den auf der linken Seite stehenden Kugeln folgende zu denen auf der rechten Seite befindlichen herübergeschoben; in der Reihe der Hunderte 5, der Zehner 1, und der Einer 4, so daß nun die rechtsstehenden Kugeln ausmachen:

5	und	3=8	in der	3.	Reihe oder	800,
5	"	1=6	" "	2.	" "	60,
4	"	2=6	" "	1.	" "	6,
					zusammen	866

also ist die Summe der beiden Zahlen 352 und 514=866.

Mehr Aufmerksamkeit ist erforderlich, wenn Zahlen, wie die folgenden zusammenzurechnen sind: die schon stehenden 352 und dazu zu zählen 928. Hier sollen zu den in der 3. Reihe rechts

stehenden 3 Kugeln oder 300 noch 9 Kugeln von der linken Seite herübergeschoben werden, es befinden sich aber daselbst nicht so viele, sondern nur mehr 7 Kugeln; daher wird in der 4. Reihe eine Kugel auf die rechte Seite geschoben, welche 1000 bedeutet, weil aber nur 900 zuzurechnen sind, so wird das durch 1000 zu viel angegebene 100 durch eine in der 3. Reihe von der rechten auf die linke Seite geschobene Kugel ersetzt, so daß daselbst nur 2 Kugeln rechts stehen bleiben. Bei der 2. Reihe oder dem 10fachen werden zu den schon vorhandenen 5 Kugeln noch 2 von der linken Seite auf die rechte herübergeschoben. Endlich bei den Einern kommen 8 Kugeln zu den schon vorhandenen 2 Kugeln herüber; weil aber diese 10 Einer so viel ausmachen, als ein Zehner, so schiebt man alle 10 Kugeln zurück auf die linke Seite und gibt dafür in der 2. Reihe eine Kugel oder einen Zehner zu den schon vorhandenen 7 auf die rechte Seite.

Nun steht die Rechnung so:

1 Kugel in der 4. Reihe oder 1000,
2 „ „ „ 3. „ „ 200,
8 „ „ „ 2. „ „ 80,

macht die Summe der beiden gegebenen Zahlen
352 und 928 mit 1280.

B. Subtraction (221 von 352.)

Es wird umgekehrt verfahren als beim Addiren, nämlich die Kugeln, welche der abziehenden Zahl zukommen, werden von der rechten auf die linke Seite zurückgeschoben. Mithin werden in der 3. Reihe von 300 2 Kugeln weggenommen, in der 2. Reihe von 50 werden 3 Kugeln und in der 1. Reihe von 2 wird 1 Kugel auf die rechte Seite herübergeschoben, so daß nur noch übrig bleiben:

1 Kugel in der 3. Reihe oder 100,
2 „ „ „ 2. „ „ 20,
1 „ „ „ 1. „ „ 1,

bleibt also der Rest, welchen 352 nach Abzug
von 231 übrig läßt, mit 121.

Sollen aber von 352, 281 abgezogen werden, so ist auf folgende Art zu verfahren:

Zuerst werden in der 3. Reihe von den 2 Kugeln, oder 300, 2 Kugeln auf die linke Seite geschoben. Nun sollen in der 2. Reihe 80 von 50 abgezogen werden; da dieses nicht angeht, so wird die letzte Kugel der 3. Reihe herübergeschoben, weil aber dadurch 100, mithin um 20 zu viel abgezogen sind, so werden

diese dadurch ersetzt, daß in der 2. Reihe zu den schon vorhandenen 5 Kugeln oder 50, noch 2 Kugeln von der linken auf die rechte Seite geschoben werden. Endlich sollen in der letzten Reihe 9 Einfache gezogen werden, da aber nur 2 Kugeln vorhanden sind, so nimmt man in der 2. Reihe 1 Kugel, oder 10, auf die linke Seite zurück und ersetzt den damit zu viel abgezogenen Einer dadurch, daß man in der 1. Reihe 1 Kugel zu den schon vorhandenen 2 Kugeln auf die rechte Seite schiebt. Nun steht die Rechnung also:

in der 3. Reihe nichts mehr,
6 Kugeln in 2. Reihe oder 60,
2 „ „ 1. „ „ 3,
macht 63,

und eben so viel bleibt übrig, wenn von 352
abgezogen wird 289
63.

C. Multiplication (352 mit 24).

Bei dieser und der folgenden Rechnungsart ist es vortheilhaft, wenn man zwei Tafeln mit Kugeln nebeneinander hat. Auf der einen bleibt der Ansatz stehen und auf der andern wird das Produkt berechnet. Man fängt mit der 3. Reihe der Hunderte an:

24mal 300 oder 3mal (eigentlich 300mal) 24 ist
72 Hunderte 7200
Es stehen nun also auf der 2. Tafel in der 4. Reihe 7 und in der 3. Reihe 2 rechts.
24mal 50 oder 5mal (50mal) 24 sind 120 Zehner 1200
also in der 4. Reihe 1 und in der 3. Reihe 2
Endlich 24mal 2 ist 48
in der 2. Reihe 4 und in der 1. Reihe 8
macht zusammen das Produkt von 352 multiplicirt mit 24 8448

352 soll mit 132 multiplicirt werden.

Hier werden die auf einer Tafel angesetzten 352 zuerst mit 100 und dann mit 32 multiplicirt. Beim Multipliciren mit 100 darf nur jeder Theil der Zahl um 2 Reihen auf der Tafel höher angesetzt werden, denn 100mal 300 ist 30,000. Diese kommen in die 5. Reihe, weil 100 in der 3. Reihe steht. 100mal 50 ist 5000. Diese kommen in die 4. Reihe, weil 50 in der 2. steht. Endlich 100mal 2 ist 200, in die 3. Reihe, weil 2 in der 1. Reihe steht.

Es ist also
100mal 352 35200
Nun sind zu rechnen 32mal 352:
32mal 300 oder 3mal (300mal) 32 ist 9600
Also 9 Kugeln in der 4. und 6 Kugeln in der 3. Reihe.
32mal 50 oder 5mal (50mal) 32 ist 1600
1 Kugel in der 4. und 6 Kugel in der 3. Reihe.
Endlich 32mal 2 ist 64
6 Kugeln in der 2. und 4 in der 1. Reihe.
zusammen 46464
und so viel beträgt das Produkt 352 multiplicirt mit 132.

D. Division (4 in 352).

Von den auf der einen Tafel angesetzten 352 werden zuerst die 300 untersucht, wie oft 4 darin enthalten ist. Da nun 4 in 100 25mal geht, so ist 4 in 300 3mal 25 oder 75mal enthalten, welches 7 Kugeln in die 2. Reihe 70
5 Kugeln in die 1. Reihe 5
4 in 50 ist 12mal enthalten und bleiben 2 übrig, also
1 Kugel in die 2. Reihe 10
2 Kugeln in die 1. Reihe 2
Die übrig gebliebenen 2 werden auf der 1. Tafel zu den in der 1. Reihe des Ansatzes schon vorhandenen 2 Kugeln gesetzt, in diesen 4 ist 4 noch 4mal enthalten, also
1 Kugel in die 1. Reihe der 2. Tafel 1
Summa 88
und so oft ist 4 in 352 enthalten, denn 4mal 88 ist 352.

352 dividirt mit 24.

Hier wird zuerst im Kopfe untersucht, wie oft 24 in 300 enthalten ist. Da nun 24 in 100 4mal enthalten ist und 4 übrig bleiben, so ist 24 in 300 12mal enthalten und bleiben 12 übrig. Dieses wird auf beiden Tafeln also bemerkt:

Auf der 1. Tafel, wo der Ansatz 352 gemacht ist, werden die 300 oder die 3 Kugeln in der 3. Reihe auf die linke Seite zurückgenommen und die übrigen 12 so angesetzt, daß in der 2. Reihe zu den schon vorhandenen 5 Kugeln noch 1 Kugel oder ein Zehnfaches und in der 1. Reihe zu den vorhandenen 2 Kugeln noch 2 einfache auf die rechte Seite geschoben werden. Auf der 2. Tafel werden die gefundenen 12 so oft 24 in 300 enthalten ist mit 1 Kugel in der 2. Reihe oder 10 und 2 Kugeln

in der 1. Reihe oder 2 bemerkt. Nun muß gesucht werden, wie oft 24 in den auf der 2. Reihe der 1. Tafel enthaltenen 6 Kugeln oder 60 enthalten ist. Da es 2mal enthalten ist und 12 übrig bleiben, so werden diese übrig bleibenden 42 wieder, wie das vorige Mal, auf der 1. Tafel durch 1 Kugel in der 2. Reihe und durch 2 Kugeln in der 1. Reihe, welche zu den daselbst schon vorhandenen Kugeln auf die rechte Seite hinübergeschoben werden, bemerkt.

Auf der 2. Tafel aber werden zur Bezeichnung der 2 Male, so oft 24 in 70 enthalten war, 2 Kugeln der 1. Reihe zu den daselbst schon vorhandenen 2 Kugeln auf die rechte Seite herübergeschoben.

Nun steht die Rechnung auf beiden Tafeln also:

Auf der 2. Tafel

1 Kugel	auf der	2.	Reihe oder	10
4 Kugeln	„ „	1.	„ „	4
			macht	14

welche anzeigen, wie oftmal 24 in 352 enthalten ist.

Auf der 1. Tafel ist von dem Ansatz zum Rest geblieben:

1 Kugel	auf der	2.	Reihe oder	10
2 Kugeln	„ „	1.	„ „	6
			macht	16.

als der Rest, welcher bei dieser Division übrig bleibt, denn 24 ist in 352 14mal enthalten und 16 bleiben übrig.

Sounderson'sche Rechentafel.

Diese wurde von dem berühmten Sounderson erfunden und von dem Lehrer eines andern Blinden, Christian Riesen, bequemer eingerichtet; sie besteht aus einem Brette von beliebiger Grösse, welches in mehrere erhabene Quadrate eingetheilt ist. Jedes dieser Quadrate enthält 9 Löcher. In den Zwischenräumen, wodurch die kleinen Vierecke von einander der Länge und Breite nach getrennt sind, befinden sich ebenfalls Löcher, die mit denen der Vierecke gleich laufen. Jedem der 9 Löcher in den erhabenen Quadraten kommt eine Zahl zu nach der Ordnung von der Linken zur Rechten.

Das Quadrat, welches am meisten rechts liegt, ist für die Einer, das links auf dasselbe folgende für die Zehner, das dritte links für die Hunderte, und da man mehrere Tafeln und Quadrate in jeder Richtung an einander fügen kann, so können die größten Zahlen ausgedrückt und unter einander gesetzt werden. Die Bezeichnung geschieht mit hölzernen oder bleiernen Stiften,

welche auf beiden Seiten gespitzt sind und in die Löcher passen. Soll eine Null bezeichnet werden, so erhält das Quadrat keinen Stift, sondern bleibt ganz leer. In der Figur sind in der obersten Reihe vom Quadrat 75, in der mittleren Reihe 128 und in der untersten Reihe 203 bezeichnet. Um bemerklich zu machen, daß die untere Reihe die Summe, den Rest oder das Produkt der oberen Reihe enthalte, kann in den Falz, der sich zwischen den untersten und den Quadraten der vorhergehenden Reihe befindet, ein schmaler, etwas hervorstehender Stab von Holz eingelegt werden. Die in diesen Falzen befindlichen Löcher hat Riesen dazu benutzt, um bei algebraischen Rechnungen Zäpfchen mit den dazu gehörigen ∻ — = √ und dergleichen darin anzubringen.

A. Addition (75 und 128).

In der ersten oder obersten Reihe von Quadraten werden in dem ersten Quadrat rechts die 5 Einer mit einem in das mittlere Loch gesteckten Stifte bemerkt, und ebenso 7 oder vielmehr 70 in dem untern linken Eckloch des 2. Quadrats dieser Reihe. 138 wird in der 2. Reihe der Quadrate angesetzt und zwar die 8 in dem Quadrate der Einer, welches immer das äußerste rechts ist. Der Zwanziger in dem mittlern Quadrat und der Hunderter in dem 3., welches hier das vorderste links ist. Nun wird der vertiefte Falz unter der 2. Reihe von Quadraten mit einem hölzernen Stabe ausgefüllt und die Summe auf folgende Art gezogen.

Zuerst werden die in den beiden an der rechten Seite übereinander stehenden Zahlen 8 und 5 zusammengezählt und ihre Summe 13 in der untersten Reihe von Quadraten dergestalt angesetzt, daß 3 in dem am weitesten rechts stehenden Quadrate der Einer mittelst eines in dem rechten obern Eckloch, der Zehner von 13 aber in dem 2. oder mittlern Quadrate in dem linken obern Eckloch mit einem eingesteckten Zäpfchen bezeichnet wird. Nun muß auch die Summe der Zehner in den übereinander stehenden mittlern Quadraten gesucht werden. In dem mittlern Quadrate 2 und in dem obern 7, machen 9 Zehner. Diese zu dem in der untern für die Summe bestimmten Reihe schon stehenden Zehner gerechnet, macht 10 Zehner oder 1 Hunderter, welcher also in das 3. oder vordere, an der untern Ecke stehende Quadrat übertragen, und in dem linken obern Loche dieses Quadrats durch Einsteckung eines Zäpfchens bezeichnet wird, wogegen das Zäpfchen aus dem mittlern der Summe herausgenommen werden muß, weil der Zehner, den es bezeichnet hat, zu dem eben bemerkten Hunderter gerechnet worden ist. Endlich wären die einzelnen Hunderte noch zusammen zu rechnen, weil aber in der obern Reihe

keiner bezeichnet ist, so wird der in der 2. Quadratenreihe vorkommende Hunderter zu dem in der Summe vorkommenden Hunderter gerechnet und der bisher in dem obern linken Eckloch der linken untern Eckquadrate steckende Stift herausgenommen und zur Bezeichnung von zwei Hundert in das 2. obere Loch gesteckt. Die unterste Reihe von Quadraten gibt also nun die gefundene Summe dadurch an, daß in dem Quadrate der Hunderte 2, in dem Quadrate der Zehner nichts oder 0 und in dem Quadrate der Einer 2, zusammen also 203 als die Summe von 75 und 128 enthalten ist.

B. Subtraction (75–28).

Hier werden zuerst die Einer der mittleren Reihe von denen der oberen Reihe abgezogen. Weil aber 8 von 5 nicht abgezogen werden kann, so muß zu diesen 5 Einern aus dem links daranstoßenden Quadrat ein Zehner herüber genommen werden. Es wird also das Zäpfchen in diesem Zehner-Quadrat aus dem 7. Loche herausgenommen, und in das 6., welches das mittlere der rechten Vertical-Seite dieses Quadrats ist, eingesteckt. Der herübergenommene Zehner gibt mit den schon vorhandenen 5, 15 Einer, von diesen 8 abgezogen, bleiben 7, welche in dem rechten Eckquadrat der untersten Reihe durch Einsteckung eines Zäpfchens in das linke untere Eckloch angesetzt werden. Bei den mittlern, oder den Quadraten der Zehner, sind 2 von 6 (worin 7 verändert worden ist) abzuziehen, und die bleibenden vier Zehner in dem mittlern Quadrat der untern Reihe durch ein Zäpfchen, welches in das mittlere Loch an der linken Vertikal-Seite eingesteckt wird, bezeichnet. Der Rest ist also 4 Zehner und 7 Einer, oder 47.

C. Multiplication (47 mal 8).

In der obersten Reihe der Quadrate werden 75 angesetzt, wie sie in der Figur stehen, in der 2. Reihe kommen 8 in das Quadrat, das am weitesten rechts steht. Unter diese Reihe wird in den Falz ein hölzerner Stab gelegt und unter diesen in die unterste Reihe der Quadrate kommt das Produkt. Zuerst werden die Einer miteinander multiplicirt; 5 mal 8 ist 40. Diese 40 oder 4 Zehner werden in dem mittlern Quadrat der untern Reihe durch ein in das mittlere Loch auf der linken Vertical-Seite gestecktes Zäpfchen bezeichnet. Das äußere Quadrat rechts bleibt leer, weil kein Einer herauskommt. Nun werden auch die Zehner multiplicirt; 8 mal 7 ist 56. Diese 56 und die im mittleren Quadrat der untern Reihe schon vorhandenen aus der Multiplication der Einer entstandenen 4 Zehner machen zusammen 60

Zehner oder 6 Hunderte, welche in dem am weitesten links liegenden Quadrate der untersten Reihe durch ein in das mittlere Loch auf der rechten Vertikal-Seite gestecktes Zäpfchen bezeichnet werden. Die 2 übrigen Quadrate der untersten Reihe sind leer und gelten also für Nullen, weil das Produkt von 8mal 75 = 600 ist. —

D. Division (45 in 275).

Hier kann die erste oder oberste Reihe der Quadrate zum Ansatz der zu dividirenden Zahl und die 2. Reihe zum herauskommenden Quotienten gebraucht werden. Mithin kommt beim Einer-Quadrat der Strich in das 5. Loch, bei dem Zehner oder mittlern Quadrat in das 7. und bei dem Hunderter-Quadrat in das 2. Loch ein Zäpfchen, um 275 zu bezeichnen. Nun wird erst im Kopfe gesucht, wie oft 45 in 200 enthalten ist. Da sich leicht findet, daß es 4mal mit einem Rest von 20 darin enthalten ist, so wird das Zäpfchen, welches die 2 Hunderte anzeigte, herausgenommen; ferner werden 4 als der Quotient in die mittlere Reihe im Einer-Quadrate im mittlern Loch auf der linken Vertikal-Seite mit einem Zäpfchen bemerkt, die übrig gebliebenen 20 aber werden in der 1. Reihe bei dem mittlern Quadrate zu den daselbst schon vorhandenen 70 gerechnet, mithin das Zäpfchen aus dem 7. Loch in das 9. übersetzt, wo es anzeigt, daß die neue zu dividirende Summe 9 Zehner, das ist 90 enthalte. In diesen 90 ist 45 2mal enthalten, daher wird das die 9 Zehner bezeichnende Zäpfchen herausgenommen und zu dem Quotienten 4 in der 2. Reihe kommen noch 2; es wird also das Zäpfchen aus dem 4. in das 6. Loch übersetzt. Nun sind in dem Einer Quadrat der 1. Reihe noch 5 übrig, in welchem aber 45 nicht mehr enthalten ist

Die Tafel enthält nun, nach vollendeter Rechnung, in der 1. oder obersten Reihe im Einer-Quadrate 5, als den Rest, der bei der ganzen Division übrig geblieben ist und in der 2. Reihe im Einer-Quadrate 6, als den Quotienten; denn 45 ist in 275 6mal enthalten und 5 bleiben Rest.

Dadurch, daß man mehrere solche Tafeln der Länge und Breite nach aneinander hängt, können größere Aufgaben auf diese Art berechnet werden.

Die Lachmann'sche Blinden-Tafel.

In einer, auf der einen Fläche polirten Platte von hartem Holze oder Metallblech, befinden sich parallel laufende Reihen von Löchern in einem, horizontal und vertikal, gleichen Abstande von

$1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien (Par. M.*) von der Größe, daß gewöhnliche messingene Nadeln (Färbernadeln) bequem hindurchgesteckt werden können.

Auf einer Platte von 12 Zoll Breite und 8 Zoll Höhe (incl. des Randes aber 13″ und 9″) finden bei einem Abstande der Reihen von 2 Linien: 3825 Löcher Platz, aus denen 425 Quadrate zu eben so viel Zahlen, Buchstaben u. s. w. entstehen. Auf einer Platte derselben Größe finden bei einem, dem geübten Blinden angenehmen Abstande von $1\frac{2}{5}$ bis $1\frac{1}{2}$ Linien: 5859 Löcher zu 651 Quadraten Platz. Diese Größe der Platte ist eine mittlere und zum gewöhnlichen Gebrauche passende. — Bei 16 Zoll Breite und 12 Zoll Höhe (incl. des Randes $17\frac{1}{4}$″ und $13\frac{1}{4}$″) finden bei 2 Linien Distance 7200 Löcher zu 800 Quadraten Platz, und bei engerer Haltung 11268 Löcher zu 1252 Quadraten; eine Größe, völlig genügend zu den umfassendsten Rechnungen und zum Schreiben von Sätzen von mehr als 1200 Buchstaben. — Eine Platte von der Größe eines bequem in der Tasche tragbaren Buches in Octav, von 8 Zoll Breite und 5 Zoll Höhe (incl. des Randes $9\frac{1}{4}$″ und $6\frac{1}{2}$″) enthält bei 2 Linien Abstand 1683 Löcher zu 187 Quadraten; bei $1\frac{1}{2}$ Linien Abstand sogar 2772 Löcher zu 308 Quadraten, in welcher Größe dieser kleine Apparat dem Blinden als Portefeuille dienen kann, um schnell und sicher Zahlen, Namen und dergleichen zu notiren und nach Belieben wieder zu lesen.

Die Anfertigung dieser Platte geschieht auf folgende Weise: Man läßt sich eine rechtwinklige, länglich-viereckte (oder auch viereckte) Tafel, von einer der oben angegebenen Größe, von hartem Holze (Ahorn, Mahagony, Jacoranda und dergleichen) aus 2 bis 3 aufeinander geleimten Fournieren bereiten, so daß die Platte die Dicke von $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll ($1\frac{1}{2}$ bis 3 Linien) bekommt, und läßt sie auf einer Fläche poliren. — Dauerhafter, und deshalb vorzuziehen, ist eine Platte dieser Größe von Messing (gewalztem Messingblech, Laiton-Blech) nur $\frac{3}{4}$ Linien dick, welche man genau richten und auf einer Fläche poliren läßt. — Nun werden, 6 Linien vom Rande der Tafel anfangend, genaue Parallel-Linien in einem Abstande von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien, dem einen Rande der Tafel entsprechend, auf der polirten Seite fein eingerissen; dann zieht man eben solche genaue Parallel-Linien dem anderen Rande der Tafel entsprechend, also die ersteren rechtwink-

*) Pariser Maaß oder physikalisches M., 144,0 Linien = 1 Zoll = 0,325 Meter = 139,13 Rhein. = 129,42 Hannöv. = 126,5 Braunsch. = 125,53 Dresdener M. u. s. w.

lig durchschneidend. Auf den Durchkreuzungspunkten werden die hier zu bohrenden Löcher mit einem gehärteten, spitzen Stempel, auf welchen man ein Paar leichte Hammerschläge ausführt, angezeigt; hat sich hierbei die Platte gekrümmt, dann muß sie zuvor wieder gerade gerichtet werden. Dann werden an den bezeichneten Stellen die Löcher von der polirten Seite der Platte aus mit dem Drillbohrer genau rechtwinklig und rein durchgebohrt, so daß der Bohrgrat auf der unteren Fläche stehen bleibt. Die obere polirte Fläche wird mit Bimstein, Schmirgel und Schachtelhalm nochmals geglättet. — Ist man im Besitze einer starken, gut gebohrten Messingplatte der Art, dann kann man an diese die neu zu bohrende Platte ringsum anschrauben, und letztere durch die erstere schneller und doch genau bohren.

Der ringsum 6 Linien breite Rand der Platte wird mit einzelnen größern Löchern (etwa 10 bis 16 ringsum) zur Aufnahme von kurzen, eisernen Holzschrauben (3 bis 4 Linien lang und 1 Linie dick) versehen.

Nach der Größe der Platte wird nun ein oben offenes Kästchen, 1½ bis 2 Zoll hoch, der Rahmen etwa ¼ Zoll, der Boden nur ⅙ Zoll dick, im Innern oben mit einem, nach der Dicke der Platte und nach der Breite des Randes derselben, vertieften und vorspringenden Rande angefertigt. — An der rechten Seite kann man auch im Inneren des Rahmens ein zwei Zoll breites Kästchen in vier Fächer getheilt (zur Aufnahme der zu gebrauchenden Nadeln) anbringen lassen, von der Höhe des Rahmens, den man außen poliren lassen kann.

Man füllt die Vertiefung des Kästchens bis zu dem innen vorspringenden Rande, auf welchem die Platte zu liegen kommt, mit einem Gemenge aus 3 Theilen trockener Kleie und 1 Theile trockenen Sandes; preßt dieses Gemenge gleichmäßig und mäßig fest ein, legt darauf ein Stück wollenen nicht zu dichten Zeuges (dünnen Coating, Multum, Flanell) genau von der Größe der Platte; legt diese darauf, mit der polirten Fläche nach oben, und schraubt die Platte und das Zeugstück auf dem innen vorspringenden Rande des Kästchens mit Hülfe kleiner eiserner Holzschrauben fest.

Will man einer kleineren Platte die Form eines Buches geben, dann läßt man sie in einen etwa 1 Zoll hohen hölzernen Rahmen fassen; Boden und Klappdeckel werden von mit Leinwandstreifen verbundener Pappe gemacht; auf dem Seitenkästchen mit den 4 Fächern wird ein besonderer, genau deckender Klappdeckel von Pappe angebracht, damit bei dem Umkehren des Apparates (bei dem Tragen desselben in der Tasche) die Nadeln der 4 Fächer

nicht durch einander kommen. Der Deckel kann mit ein Paar Häckchen oder einem Schlößchen versehen, das Ganze einem eleganten Buche gleich gebunden sein.

Die zur Bezeichnung des großen und kleinen Knopfes passendsten Nadeln sind die sogenannten „Färbernadeln", in zwei Größen; von gelbem oder von weißgekochtem Messingdraht. Der Stift sei 6 bis 8 Linien lang, $1/4$ bis $1/2$ Linien dick, mit rundlicher Spitze; der große Knopf 1 bis $1^1/2$ Linien, der kleine $3/4$ bis 1 Linie dick. Beide Arten werden gesondert in einem zweifächerigen Kästchen aufbewahrt, welches auch in dem Tafelrahmen seitwärts angebracht sein kann.

Auf dieser Tafel werden, mittelst zwei verschiedenen groß geknopfter Nadelarten, 10 Ziffern, 28 Buchstaben und 21 Interpunktions- und mathematische Zeichen leicht, sicher und deutlich bezeichnet. Zur Bezeichnung der Zahlen bedarf es für jede nur der Hinzufügung einer kleinen, zu der der Interpunktion nur einer großen Nadel; zur Bezeichnung der Buchstaben bedarf es für jeden nur der Hinzufügung von zwei kleinen, zu der der mathematischen Zeichen von 1 bis 3 großen Nadeln.

Bei verwickelten Rechnungen mit benannten Zahlen und bei der Algebra kommen auch große Buchstaben neben kleinen vor; die großen Buchstaben können mit 2 großen Nadeln bezeichnet werden; allein da die mathematischen Zeichen ebenfalls mit großen Nadeln ausgeführt werden, kann hier Verwechselung entstehen; dieser wird bei algebraischen Rechnungen, in welchen große und kleine Buchstaben, Zahlen und mathematische Zeichen vorkommen, leicht durch eine dritte Nadelart vorgebeugt, die Spitznadel, eine großgeknopfte Nadel, bei welcher der hier abgerundete Nadelstift $1/2$ Linie über dem Knopfe hervorragt ↓. Als Potenzirungszeichen kann man die Hackennadel anwenden, eine großgeknopfte Nadel, bei welcher der Nadelstift hackenartig umgebogen $1/2$ Linie über dem Knopfe hervorragt ʕ Werden nun die Zahlen mit einer kleingeknopften Nadel, die mathematischen Zeichen mit Spitznadeln, die kleinen Buchstaben mit kleinen, die großen Buchstaben mit großen Nadeln und die Potenzzeichen mit Hackennadeln gesteckt, dann ist jeder Verwechselung begegnet. — Spitznadeln und Hackennadeln werden außerdem bei der Anwendung dieser Punktschrift auf fremde Sprachen (s. w. u.) gebraucht.

Das Princip der Tafel. Zur Bezeichnung der einzelnen Zahl, jedes Buchstabens und jedes Zeichens gehört ein Quadrat, welches durch zwei von der Mitte jeder Seite zu jeder entgegengesetzten gezogene Linien in vier kleinere Quadrate

getheilt ist; auf der Mitte der 4 Seiten, in den 4 Winkeln und in der Mitte des Durchkreuzungspunktes der Mittellinien befinden sich Löcher, deren Zahl für jedes Quadrat = neun ist.

Die Mitte jedes Quadrates wird durch einen bei allen Bezeichnungen (die der Zahl Eins allein ausgenommen,) stehen bleibenden großen Knopf, den „Primitivknopf" bezeichnet, wodurch auf der Tafel parallele horizontale und vertikale Reihen entstehen. Die um diesen Primitivknopf in den 8 ihn umgebenden Löchern nach einer bestimmten Aufeinanderfolge eingesteckten kleinen oder großen Nadeln bilden in geometrisch unabänderlicher Stellung die Bezeichnung der Zahlen, Buchstaben und Zeichen.

Zwischen je zwei Quadraten einen größeren Raum als zwischen dem Primitivknopfe und dem bezeichnenden Knopfe zu lassen, scheint dem Sehenden vielleicht zweckmäßig; es ist dieses aber für den Blinden störend und erschwerend; deshalb ist die Entfernung der Löcherreihen horizontal und vertikal gleich; der Blinde unterscheidet nun die vertikalen und horizontalen Reihen durch die, von der Fingerspitze leicht erreichbaren und in ihrer gleichen Entfernung leicht meßbaren Primitivnadeln, aus welchen dann schnell die Stellung eines dem Primitivknopfe gleich großen Knopfes, wie auch mehrerer solcher erkannt wird.

Die Zahlen. Die in der Mitte eines jeden Quadrates gesteckten Primitivnadeln bezeichnen einestheils die horizontalen und vertikalen Reihen, geben also die Neben- und Untereinanderstellung der Zahlziffern; anderntheils gelten diese großen Knöpfe beim Rechnen, allein stehend, als eben so viele Nullen, welche durch ihre Stellung mit anderen Ziffern arithmetischen Werth bekommen.

Zur Bezeichnung der Zwei wird eine kleingeknopfte Nadel in die Mitte der oberen Seite des Quadrates gesteckt; zur Bezeichnung der Vier eine solche in die Mitte der rechten Seite, der Sechs ebenso in die Mitte der unteren, und der Acht ebenso in die Mitte der linken Seite des Quadrates.

Zur Bezeichnung der Drei wird eine kleingeknopfte Nadel in den rechten oberen Winkel des Quadrates gesteckt; zur Bezeichnung der Fünf eine solche in den rechten unteren Winkel, der Sieben ebenso in den linken unteren Winkel und der Neun ebenso in den linken oberen Winkel.

Zur Bezeichnung der Eins wird an die Stelle einer Primitivnadel eine kleingeknopfte Nadel gesetzt. Zur Bezeichnung der Null bleibt die Primitivnadel unverändert; sollen aber eine oder mehrere Nullen am Ende einer Zahlenreihe arithmetischen Werth bekommen, dann wird in dem, der letzten gewertheten Null fol-

genden Quadrate ein großer, dem Primitivknopfe gleicher, in dem rechten unteren Winkel, „Zeichen des Endes“ gesetzt.

Verwirrung und Verwechselung, wie solche dem Auge des ungeübten Sehenden hier leicht scheinen dürfte, fällt für den Blinden hinweg, da dieser in zweifelhaften Fällen die Reihen und die relative Stellung stets an dem benachbarten Primitivknopfe mit raschem Fingerdrucke erkennt.

Die mathematischen Zeichen. Dem Primitivknopfe wird ein diesem gleicher, großer Knopf beigefügt, und zwar zur Bezeichnung der

Addition + in der Mitte der linken Seite des Quadrates, also in der Stelle, welche, mit einem kleinen Knopfe, die Ziffer 8 bezeichnet;

Subtraction — ebenso in die Stelle der 4;

Multiplication × in die Stelle der 6;

Division : in die Stelle der 2;

Endzeichen, in die Stelle der 5.

Dem Primitivknopfe werden zwei diesem gleiche große Knöpfe hinzugefügt zur Bezeichnung der

Gleichheit = in die Stellen der 8 und 4;

Theilungsstrich | in die Stellen der 2 und 6;

Bruchstrich / in die Stellen der 3 und 7;

Parenthese ( ) in 3 und 5, 7 und 9;

Wurze √ in 3 und 6;

Größer < in 2 und 4, kleiner > in 2 und 9.

Der Primitivnadel werden drei dieser gleiche Nadeln hinzugefügt zur Bezeichnung der

Gleich- und Aehnlichkeit ≌ in die Stellen der 8, 2 und 4 des Quadrates □ in 2, 3 und 4.

Der Exponent einer Potenz wird mit der entsprechenden Zahl vertikal in dem Quadrate über der zu potenzirenden Zahl gesetzt, bei welchen Rechnungen eine Primitivreihe zwischen zwei Zahlenreihen frei bleiben muß; zur Verkürzung und Raumersparung wird anstatt dessen eine im horizontal folgenden Quadrate mit einer die Zahl des Exponenten bezeichnenden Hackennadel angesteckt; in Ermangelung der Hackennadeln können als Potenzzeichen zwei große Nadeln in 4 und 6 angewendet werden, welchem die Zahl des Exponenten folgt, und diesem das Endzeichen, wenn nicht ein mathematisches Zeichen folgt.

Werden große und kleine Buchstaben, Zahlen und Zeichen neben einander im Zusammenhange gebraucht, dann werden die mathematischen Zeichen sehr zweckmäßig mit Spitznadeln gesetzt. —

Anwendung der Tafel bei den verschiedenen Rechnungsarten.

I. Die einfachen Zahlen; das dekadische Zahlensystem; das Numeriren.

Kenntniß der einzelnen natürlichen Zahlen; des dekadischen Zahlensystemes; des Gesetzes der geordneten Zusammenstellung der Zahlen als Einer, 10r, 100r, 1000r u. s. f. Uebungen im Aussprechen der Zahlengrößen nach gegebenen Ziffern.

Jede mehrstellige Zahl wird auf der Tafel durch das Zeichen des Endes (. 5, glatter großer Knopf in 5) begrenzt: denn ohne diese Bezeichnung erhalten die folgenden Primitivknöpfe den Werth der Nullen nach dem dekadischen Systeme.

II. Einfache Rechnungsarten mit ganzen unbenannten Zahlen.

1. Addition.

Sie wird in dem rechten, oberem Winkel der Tafel ausgeführt. Man beginnt in der oberen Reihe; zählt zuvor nach dem numerischen Werthe die Anzahl der Stellen von rechts nach links an den Primitiv-Nadeln ab, und setzt nun die Zahl von links nach rechts nach der bestimmten Ordnung, jeder Primitiv-Nadel die bezeichnende kleine Nadel hinzufügend (für 0 bleibt die Primitiv-Nadel frei), indem der Mittelfinger der linken Hand die zuletzt gesetzte Zahl festhält, und der Zeigefinger dieser Hand der, in der rechten Hand geführten kleinen Nadel, die folgende Zahlstelle bezeichnend entgegenkommt. So können zwei und mehrere Posten (auf unserer Quart-Tafel 12 Posten, jede von 20 Stellen) gesetzt werden. Anstatt des, die Posten von dem Facit trennenden Striches, bleibt eine Reihe Primitiv-Nadeln frei; in der Reihe darunter setzt man, den Vertikalreihen entsprechend, das Facit. Die linke Hand beginnt mit Zeige- und Mittelfinger von oben herab die Addition; indem der Mittelfinger auf der eben summirten Zahl verharrt, nimmt der Zeigefinger die darunter folgende vor. An dem freien Knopfe (in der Linie) angelangt, bleibt der Zeigefinger auf diesem liegen; die rechte Hand setzt die Facitzahl eine Reihe tiefer unter diesem Knopfe. Den Rest zur höheren Ordnung behält man entweder in Gedanken, oder steckt ihn, bei größeren Zahlen, in der Linienreihe an dem nach links hin folgenden (höheren) Knopfe an (nimmt aber später beim Aufwärtssteigen zur Linken diesen dann verbrauchten Rest stets hinweg.) Die linke Hand zieht nun von unten herauf in der folgenden höheren Ordnung; oder man addirt von unten aufwärts und fährt dann zum Facit-

setzen wieder herab. — Daß hier die Probe der Subtraction leicht zu veranstalten ist, bedarf keiner Erwähnung.

2. Subtraction.

Auch sie wird rechts oben ausgeführt. Auffatz: Erste Reihe: Subtrahendum (Minuendum) nach dem numerischen Werthe; zweite Reihe darunter: Subtractor, ebenso; dritte Reihe bleibt frei als Trennungsstrich von der Differenz. — Der linke Mittelfinger lieset die Zahl des Minuends, der linke Zeigefinger die des Subtractors, der linke Daumen fixirt die entsprechende Vertikalreihe in und unter der Linie; die rechte Hand setzt die Zahl der Differenz an ihren Ort. Wird von einer Zahl der höheren Ordnung geborgt, dann fixirt diese der linke Mittelfinger, während der linke Zeigefinger die Zahl des Subtractors, und somit die Vertikalreihe festhält; wird nicht geborgt, dann rücken beide Finger zugleich zur höheren Ordnung. — Die Probe der Addition ist leicht ausführbar.

3. Multiplication.

Sie wird ebenfalls rechts oben ausgeführt. Auffatz: Obere Reihe: Multiplicandum; zweite Reihe darunter: Multiplicator; dritte Reihe: frei, als Strich; in der vierten und in den folgenden Reihen darunter Produkt; hat dieses mehrere zu addirende Ordnungen, dann bleibt zwischen diesen und dem nun addirten Produkte wiederum eine Knopfreihe, = Linie, offen. — Der linke Mittelfinger bleibt auf dem Multiplicandum, der linke Zeigefinger oder Daumen fixirt die zu besetzende Stelle; die rechte Hand setzt die Produktzahl an. Ein plus für die höhere Ordnung wird entweder (wie die jedesmalige Zahl des Multiplicators) in Gedanken behalten, oder an dem vertikal entsprechenden Linienknopfe angesteckt und nach dem Verbrauche gehoben. — Die Probe der Division ist leicht ausführbar.

4. Division.

Sie wird im linken oberen Winkel ausgeführt. Auffatz: In der oberen Reihe zuerst der Divisor; dann das Zeichen der Division (• 2); in fortlaufender Reihe dahinter das Dividendum, dann der Theilungsstrich (2 • 6), hinter welchem nur der Quotient angelegt wird. Die Arbeit beginnt von links; linker Mittel- und Zeigefinger begrenzen die Zahlgrößen, die rechte Hand steckt die neuen Zahlen. Man steckt das erste Quantum des Dividendums nochmals (in den entsprechenden Verticalreihen) unverändert in der nächsten Reihe darunter, damit das ganze Dividend unverändert bleibt. Man sucht nun den sichern oder vermutheten Quotien-

ten, multiplicirt das herabgeholte Dividend mit diesem, und setzt dieses Produkt in die dritte Reihe unter das Dividend-Quantum; ist es richtig, dann steckt man den Quotienten hinter den Theilungsstrich und subtrahirt nun vom Dividend-Quantum, indem man dieses durch Aenderung der Nadeln sogleich in den Rest verwandelt, zu welchem man nun die zum zweiten Dividend-Quantum nöthigen Zahlen herabholt. — Bei kleinen Zahlen braucht das Multiplikations-Produkt nicht in der dritten Reihe angesteckt zu werden; der Geübte subtrahirt, den Subtractor im Kopfe behaltend. Ist, bei größeren Divisoren, der im Kopfe geschätzte Quotient nicht richtig, dann zieht man das Multiplications-Produkt wieder weg, und beginnt die Multiplikation nun mit dem richtigen Quotienten. Auch kann man, bei größeren Divisoren, rechts unten auf der Tafel die Multiplikationen zur Auffindung der Quotienten ausführen. — Endet der Quotient mit einem Bruche, dann wird dieser dahinter angelegt. — Bei kleinen Divisoren wird die Division ganz im Kopfe ausgeführt, oder nur der Rest in der entsprechenden Reihe angesteckt. — Alle verbrauchten Zahlen werden sogleich wieder fortgenommen; nur Divisor, Dividend und Quotient finden sich nach gelöseter Rechnung auf der Tafel.

Dieses sinnreiche Zeichensystem ist nicht allein für alle möglichen Rechnungsarten, sondern selbst zur Darstellung einer leicht zu handhabenden Ziffernschrift, zur Bildung geometrischer Figuren, zur Erlernung des Nottensystems u. s. w. anwendbar. Wer sich darüber genauer unterrichten will, den verweisen wir auf das Werk: „**Die Blinden-Tafel**" 2c. von Professor W. Lachmann, Braunschweig, Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock.

Die Glasgower Rechnentafel.

Diese besteht aus einer Tafel, die mit dreieckigen, in Reihen geordneten Löchern versehen ist, worauf die Rechnungen vermittelst dreieckigen eisernen 2 Zoll langen Stiften, an deren Enden die Zahlen erhaben angebracht sind, ausgeführt werden.

Vierter Abschnitt.

Ueber Blindenversorgung.

In einer Zeit, wo die Erscheinungen des Proletariats und Pauperismus die Völker Europa's bedrohen, wo die Beschaffung der unentbehrlichen Bedürfnisse seit vielen Jahren Kraft und Thätigkeit so Vieler absorbirt, wo das Fabrikwesen die Concurrenz des gewerbetreibenden Mittelstandes mehr und mehr überholt und einen großen Theil der Bevölkerung einer sehr trüben Zukunft entgegenzuführen droht, in einer Zeit endlich, wo die Anstrengungen und finanziellen Opfer kaum mehr hinreichen, den allgemeinen Krisen zu begegnen, in einer solchen Zeit ist es doppelt schwierig, durch positive Anordnungen den Mißständen entgegenzutreten, welche einzelne Gebiete des Staatenlebens drücken. Es ist allerdings im Allgemeinen schon Manches geschehen, um die gesellschaftlichen Zustände zu verbessern, allein sehr Vieles bleibt in dieser Beziehung noch zu thun übrig. So lassen auch die Anstalten zur Versorgung der Blinden noch sehr Vieles zu wünschen übrig, obgleich den Bestrebungen, die sich in dieser Beziehung an verschiedenen Orten kund gethan haben, die gerechte Anerkennung nicht zu versagen und ihnen solche theilweise auch schon geworden ist.

Als der edle Wilhelm Klein, dessen Name in der Geschichte des Blindenwesens ewig denkwürdig sein wird, um das mühsam und unter großen Opfern begonnene Werk der Blindenerziehung an den bereits Herangebildeten durch ihren Austritt aus der Anstalt nicht dem Untergange preisgeben zu müssen, seinen Plan zur Gründung einer Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde der Oeffentlichkeit übergab, da hätte dieser Ehrenmann wohl nimmer geglaubt, daß Hohe und Niedere nur diesen Ruf zu erwarten schienen, um freudig mit Hand an die Ausführung solch' einer schönen Idee zu legen.

In kurzer Zeit war eine Anstalt in's Leben getreten, deren Einrichtung und Dotation ihre Existenz auf mehr als ein Jahrhundert sicher stellte, und welche mit Recht, in ihrer Entstehung, als ein nachzuahmendes Muster für alle civilisirten Staaten gerühmt werden konnte. Dieses Beispiel blieb nicht fruchtlos, denn innerhalb weniger Jahre entstanden fast in ganz Deutschland ähnliche Anstalten, die, wenn nicht von demselben Umfange, aber ursprünglich aus gleich gutem Willen hervorgegangen, den Keim legen sollen für eine bessere Zukunft. So entstanden z. B. dergleichen Anstalten in Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Gmünd, Freiburg i. B., Hannover, München, Prag, Zürich &c.

Je weniger bei Unternehmungen, die, wie letztgenannte, fast einzig auf lebenslängliche Versorgung und Pflege ihrer Schützlinge berechnet ist, glänzende Resultate oder reiche Früchte in Aussicht stehen, desto reiner müssen die Motive ihres Ursprungs und desto größer die Pflichten der Dankbarkeit für diejenigen sein, denen der Genuß solcher Wohlthaten zugedacht ist. Daß es wirklich eine Wohlthat ist, die hier erwiesen wird, geht am meisten aus dem beklagenswerthen Zustande hervor, der auf so vielen außer den Anstalten noch befindlichen Blinden lastet. Läßt sich doch noch fast von jedem Orte sagen, was das Evangelium von Jericho sagt: „es saß ein Blinder am Wege und bettelte.“ Wer einige Stunden Weges zurücklegt, einen Jahrmarkt besucht hat, oder in einem Wirthshause eingekehrt ist, den werden schon viele dieser Unglücklichen verschiedenen Alters und Geschlechts unter mancherlei Arten des Bettelns begegnet sein und ihm den Wunsch entlockt haben, diese Bejammernswerthen ihrem Elende auf immer entreißen zu können.

Einen möglichst großen Theil aller Blinden, vorzugsweise der Kinder und heranwachsenden Jugend, dem Verderben zu entreißen, war der leitende Grundsatz bei Errichtung aller bisher gegründeten Blindenanstalten, die mit der Zeit auch im Sinne eines Asyls eine entsprechende Ausdehnung erhalten sollten. Nicht nur vor Hunger und Betteln, sondern auch vor Müssiggang und dessen verderblichen Folgen sind diejenigen vollkommen geschützt, welche in den sichern Hafen des Anstaltenlebens eingelaufen sind. Arbeit und Erholung sind darin in wechselseitiger Harmonie. Der Blinde lernt und betreibt die ihm zugedachten Geschäfte gerne, sie sind ihm keine Last, sie sind ihm im Gegentheil eine willkommene Befreiung von einem unthätigen Leben, dem er nicht angehören will. Die Musik und das Vorlesen ist es besonders, was dem Blinden seine Lage wesentlich erleichtert. In manchen

6

Instituten bildet die Musik für die Zöglinge einen nicht unerheblichen Erwerbszweig, indem sie bei der besonderen Neigung zu diesem Fache und ihrem häufig nicht gewöhnlichen Talente, hierzu das öffentliche Interesse des Publikums auf sich ziehen und durch ihre den Sehenden nicht nachstehenden Leistungen alle billigen Erwartungen befriedigen.*)

So groß und zweckmäßig aber auch die Versorgungsanstalten sind, deren Zweck es ist, den Blinden stets ein Asyl zu sein, so zeigen sie doch auf der andern Seite noch immer eine Schattenseite, durch welche die Zweckmäßigkeit der lebenslänglichen Versorgung von Blinden in Anstalten sehr in Frage gestellt wird. Wenn die Erfahrung zeigt, daß es schwer ist, selbst in Kinderinstituten ein wahres Familienleben herzustellen, so ist dies noch ungleich schwieriger bei Erwachsenen. Wenn Klein meint, der Blinde bleibe während seines ganzen Lebens, seiner äußeren Abhängigkeit wegen theilweise auch in geistiger Beziehung Kind, müsse deshalb beständig in Anstalten verpflegt und immerwährend beaufsichtigt werden, so scheint der gute Mann nicht zu bedenken, daß sich ein Vater wenig Dank verdienen wird, wenn er seine Kinder in den vier Wänden seiner Wohnung eingeschlossen hält, um sie vor bösen Beispielen und Verirrungen der Welt zu bewahren; er scheint außer Acht zu lassen, daß die geistige Entwickelung des Blinden gleichen Schritt mit der körperlichen hält.

Was die Versorgungs- resp. Beschäftigungsweise innerhalb der Anstalten betrifft, so finden wir hier ebenso viel Mißstände, wie bei der Erziehung zu beseitigen. Es wird weit mehr auf den Glanz der Anstalten, als auf das Wohl der Zöglinge gesehen, was freilich alle Rechenschaftsberichte in Abrede stellen wollen.

Der Vorstand des Blindeninstitutes in Hannover, Dr. Flemming, behauptet z. B., seine Anstalt habe Blinde herangebildet, die an Geschicklichkeit in Schreiner-, Drechsler-, Seilerarbeiten und dergleichen den Arbeiten der ersten Meister völlig gleich kämen.

Es ist allerdings richtig, daß einzelne Blinde in Geschäften einen hohen Grad von Fertigkeit erreichen und den Sehenden in Bezug auf Solidität der Arbeit gleichkommen; aber niemals wird der Blinde diese Arbeiten in derselben Zeit verfertigen können wie der Sehende. Dazu kommt noch, daß jener bei dem Lernen stets noch Gehülfen haben muß, die ihm zur Seite stehen, und es ist Angesichts des Zustandes der Blinden eben nicht nothwendig,

*) Leider hat man in neuester Zeit die traurige Wahrnehmung machen müssen, daß gerade sogenannte Musteranstalten die Musik, als Erwerbsmittel für die Blinden, gänzlich verwerfen.

die Anstrengungen unerwähnt zu lassen, die in großen Instituten gemacht werden, um bei Unkundigen hohe Begriffe von der Geschicklichkeit der Zöglinge zu erregen, wodurch diese aber nicht selbstständig für's Leben gebildet werden. In den Anstalten zu Wien, Berlin, Dresden &c. werden Schreinerei, Seilerei, Dreherei &c. wirklich erwerbsmäßig betrieben und nach dem Urtheile von Augenzeugen Arbeiten geliefert, welche an Güte und Geschmack den sehender Meister völlig gleich kommen; allein bei jedem dieser Geschäfte ist immer ein tüchtiger Meister angestellt, der die Arbeiten der Blinden leitet und die schwierigeren, auf Augenmaß und Geschmack beruhenden Theile selbst fertigt. In Zürich soll man, verbürgten Nachrichten zufolge, sogar so weit gegangen sein, den die dortige Anstalt besuchenden Fremden eine ansehnliche Partie verschiedenfarbiger Fleckchen mit dem Bemerken vorzuzeigen, daß sie die Blinden leicht zu unterscheiden wüßten, wobei man aber sorgfältig verschwieg, daß jede Farbe ein dem Auge nicht auffallendes, für das Gefühl aber leicht erkennbares Zeichen habe, um so durch Vornahme eines entehrenden Gaukelspiels die Fremden glauben zu machen, als wären die Blinden im Stande, alle Farben mittelst des Gefühls zu unterscheiden. Solche Beispiele, deren leicht noch viele aufgezählt werden könnten, werden zur Genüge beweisen, daß man gar zu häufig weit weniger Rücksicht auf das wahre Wohl des Blinden, als auf den Glanz der Anstalten nimmt, einen Glanz, der leider seinen Theil zum moralischen Verderben manches Blinden beiträgt.

Bei der Beschäftigung der Blinden ist hauptsächlich darauf zu achten, daß dieselben das lernen, was sie vermöge ihrer ganzen Individualität im Leben brauchen können. Jeder unnütze Aufwand soll daher vermieden, und es sollen nur solche Apparate und Modelle in der Anstalt gebraucht werden, welche nothwendig und nützlich sind; auch ist darauf zu sehen, daß die Besoldung der Lehrer, insbesondere der Arbeitslehrer, nach Verdienst geregelt werde.

Bei der Blindenversorgung hat man zweierlei auseinander zu halten, nämlich Versorgung innerhalb und außerhalb der Anstalt, obgleich hier wie dort die Beschäftigungsarten gleich sind. Die Versorgung innerhalb der Anstalt ist gleichsam ein fortwährendes Asyl, in welchem der Blinde Unterkunft und Beschäftigung zeitlebens finden kann, während der Blinde außerhalb der Anstalt den Stürmen der Welt anheim gegeben ist.

Hier begegnen wir zwei entgegengesetzten Ansichten; die Einen halten es nämlich für wünschenswerth, den Blinden beständig in der Anstalt zu behalten und durch angemessene Be-

schäftigung seine Existenz dauernd in derselben zu wahren; Andere glauben, nachdem er einmal seine Bildung insoweit erhalten hat, daß er sein Fortkommen finden kann, den Blinden hinaussenden zu sollen in die Welt. Wir müssen der letzten Ansicht beistimmen, weil wir es nicht nur für die weitere Ausbildung des Blinden, sowie für seine Selbstständigkeit für höchst wichtig und nothwendig erachten, sondern auch darum, weil durch den Austritt der Erwachsenen die Anstalt wieder anderen jüngeren Blinden zugänglich gemacht wird, was im anderen Falle bei der bis jetzt bestehenden Organisation des Blindenanstaltenwesens unmöglich ist.

Nur wenn die Blindenerziehung einmal jene Ausdehnung gewonnen haben wird, wie sie hier angestrebt werden soll, wenn keinem Blinden mehr der Eintritt in die Anstalt, in der er erzogen und gebildet werden soll, versagt sein wird, nur dann soll die Blindenanstalt auch im Sinne des Asyls, in welches der Blinde, so lange er keine weitere Bestimmung zu gewinnen im Stande ist, gleich wie zum väterlichen Hause zurückkehren kann, ihre Ausdehnung finden. So lange also dieser erste Zweck nicht erreicht wird, wäre es ungerecht, Tausenden die Thüre zu verschließen, damit einige Wenige ein wenig nützliches Leben in einer Versorgungsanstalt dahin bringen können. Der Blinde soll Ausbildung, Unterricht, Pflege und angemessene Beschäftigung so lange im Institute haben, bis er fähig ist, im bürgerlichen Leben sein Fortkommen zu finden. Und hier schließen wir uns mit voller Ueberzeugung der im Jahresberichte von 1841—42 des Blindenasyls in Schwäbisch-Gmünd ausgesprochenen Ansicht an, wo es heißt: „Die Wirksamkeit der Blindenversorgungs-Anstalten ist aber da mehr oder weniger verkümmert, wo sie, wenn ihnen auch die bedeutendsten Mittel zu Gebote stehen, nur darauf ausgehen, erwachsene Blinde zu beschäftigen und zu pflegen und sich noch nicht zu dem Grundsatze erhoben haben, daß ihr letzter Zweck der sein und bleiben müsse, ihre Pfleglinge zu einer selbstständigen Existenz heranzubilden. Solche Anstalten sollten nämlich nichts Geringeres anstreben, als den Blinden eine unabhängige Stellung im bürgerlichen Leben zu verschaffen, und nur dann ihnen eine letzte bleibende Zuflucht in der Anstalt gewähren, wenn sie zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß der Blinde sich nicht allein fortzubringen vermag.*)

*) Es dürfte hier am Platze sein, des Gründers des im Jahre 1826 in München in's Leben getretenen Blindeninstituts zu gedenken, durch den der Anfang gemacht wurde, zur weiteren Ausbildung des Blindenwesens in Bayern. Se. Maj. der König Ludwig hatte den edlen Gedanken, auch den

Ist die Versorgungsweise innerhalb der Anstalt schon vielen Mängeln unterworfen, so sind dieselben doch noch gering denen gegenüber, welche uns bei der Versorgung außerhalb der Anstalt entgegen treten. Der Blinde wächst außerhalb der Anstalt gewöhnlich wild auf. Er erhält im besten Falle eine Erziehung, die ihn dem Menschen ähnlich macht. Aus Mangel an gehöriger Anleitung bringt er es nie zu einer bestimmten selbstständigen Versorgung und wird auf diese Weise ein gleichsam privilegirter Müssiggänger. Gehe man doch endlich nur einmal von dem für den Blinden verderblichen Grundsatz ab, daß man ihn nicht brauchen könne, dann ist schon ein glücklicher Anfang gemacht, seinen Zustand zu verbessern.

Vor mehreren Jahren besuchte ein blinder Arbeiter, welcher bereits 12 Jahre in einer Tabaksfabrik beschäftigt gewesen war, ein Institut. Der Arme war das uneheliche Kind einer in auswärtigem Dienste stehenden Mutter. Sobald er allein gehen konnte, wurde er zum Bettel angehalten, und er erlangte im Auffinden der Wege, Ortschaften und einzelner Häuser eine unglaubliche

---

Blinden aus seiner physischen und moralischen Versunkenheit, in der er wider seinen Willen begraben liegen muß, zu heben und diesem Gedanken einen würdigen Ausdruck zu geben. Auf seinen Willen erhob sich, mehr einem fürstlichen Palais als einem einfachen Institute ähnlich, ein Prachtgebäude gegen Ende der schönsten Straßen Münchens, der Ludwigsstraße, groß genug, um eine beträchtliche Zahl Zöglinge zu fassen, denen hier ein neues Licht aufgeben sollte durch Bildung des Geistes und des Herzens. Ohne Zweifel war es die königliche Absicht, dadurch den Grund für eine Allgemeine Erziehung der Blinden des Vaterlandes zu legen; aber diese Absicht wurde vereitelt durch die Gegenvorstellungen des damaligen Vorstandes, der es übrigens ganz gut damit gemeint haben mag. Nach diesen sollte nämlich der erwachsene Blinde nach vollendeter Erziehung nicht entlassen werden, um seine Unterkunft in der bürgerlichen Welt zu suchen, sondern eine Beschäftigungsanstalt sollte ihn zurückhalten, da der Blinde es doch nie zur Selbstständigkeit bringen könne, und sogar das mühsam Erlernte wieder vergessen müsse, und so die ganze Erziehung, die man ihm gegeben, vergeblich sei. Wie unpraktisch diese Theorie gegenüber den bestehenden Verhältnissen war, hat die Folge gezeigt. Der damalige Direktor sah selbst die Unzulässigkeit derselben ein, und sagte eines Tages im Bewußtsein seines mißlungenen Planes: „da nun einmal die Anstalt bestehe (die Beschäftigungsanstalt, das Asyl), so müsse sie fortgeführt werden.“ Er sah die Mißverhältnisse gar wohl ein, aber die Consequenz durfte nicht verleugnet werden, und somit ist einer unpraktischen Idee zu Liebe die Ruhe und der Frieden aus der Mitte der Institutsangehörigen gewichen. Der traurige Gedanke, lebenslänglich in der Anstalt verweilen zu müssen, erzeugte Ueberdruß und Mißvergnügen. Das schreckliche Wort: Ihr müßt folgen, d. h. auf das allen Menschen zustehende göttliche Recht der Selbstbestimmung auf immer verzichten und so als gänzlich rechtloses Individuum der Laune seiner Umgebung preisgegeben, schutzlos zu bleiben sein Leben lang. Dieser Zustand, von vielen anderen Mißverhältnissen begleitet, wurde immer unerträglicher, bis endlich theilweise Abhülfe kam.

Sicherheit. Des Bettelns endlich müde, suchte er irgend ein Unterkommen zu finden, was ihm denn auch im Blindenasyl zu Gmünd gelang. Schon nach Verfluß eines Jahres war er genöthigt, auszutreten, da seine Ungeschicklichkeit in Handarbeiten zu keiner grossen Hoffnung berechtigte. Glücklicherweise fand er auf die Empfehlung eines wahren Menschenfreundes in einem Tabaksfabrikanten einen väterlichen Wohlthäter, der ihm seitdem die schöne Gelegenheit gibt, durch eigenen, wenn auch geringen Verdienst das Leben auf eine seinen Bedürfnissen entsprechende Weise zu fristen.

Es gibt Hunderte von Beispielen dieser Art und nur noch eines möge hier Platz finden.

Joseph Kern, aus der Concubinatsehe eines herumziehenden Korbmachers hervorgegangen, war bis zum 14. Jahre Genosse des elterlichen Nomadenlebens und hatte in diesem Alter das Glück, in der zu Freiburg bestehenden Blindenanstalt aufgenommen zu werden, wo er wegen seiner Talentlosigkeit in Handarbeiten trotz seines 10jährigen Aufenthaltes nichts als Flechten von Stroh-Zöpfen erlernte. Seine besseren Anlagen in der Musik aber bestimmten ihn für das Waldhorn, das er mit Fertigkeit und Ausdruck blies. Nach seinem Austritt aus der Anstalt sollte er in Gesellschaft der Eltern die früheren Streifzüge wieder unternehmen, auf denen sie seine Musik zu besserem Verdienst zu benutzen hofften; allein der an die Ordnung und Sparsamkeit gewöhnte Sohn fühlte sich nimmer wohl bei dieser Lebensweise und brachte es mit vieler Mühe dahin, daß er wieder nach Freiburg zurückkehren, sich eine Privatwohnung miethen und der Anstalt Strohzöpfe liefern durfte. Da aber der hiedurch erworbene Verdienst zu seiner Erhaltung nicht hinreichte, und alle seine Versuche, eine sichere Existenz zu finden, theils an der Hartnäckigkeit seiner Gemeinde, die schlechterdings nichts zu seiner Selbstständigkeit beitragen wollte, theils an der Unmöglichkeit, wieder in die Anstalt aufgenommen zu werden, scheiterten, so sah er sich genöthigt, den Wanderstab in der Hand, das Horn auf dem Rücken, von Ort zu Ort, von Land zu Land zu wandern und sich durch Blasen sein tägliches Brod zu verdienen. Er führte dieses Leben mit so glücklichem Erfolge, daß er in $1^1/_2$ Jahren gegen 400 Fl. zurücklegte, die er durch den Vorstand des Freiburger Instituts auf Zinsen anlegen ließ, welche ihm bei seiner grenzenlosen Ungeschicklichkeit (er ist nicht im Stande, ein Hemd, Halstuch oder Strümpfe anzuziehen) später wohl zu Statten kommen werden. Von Vielen bemitleidet, nicht Wenigen verachtet, seiner Ungeschicklichkeit wegen die Zielscheibe des Spottes geistloser Menschen, ist es ein

Glück für diesen wenig Begabten, daß er gegen die tief verletzende äußere Behandlung gleichgültig und stumpf wurde. Das Traurigste des Schicksals des zu einem rein vegetabilen Lebens verurtheilten Blinden ist aber der Umstand, daß er auf den nächsten Besten angewiesen ist, der sich gerade zu ihm gesellt, auf irgend einen Taugenichts, der auf seinen Wanderungen ihn begleitet und von seinem Verdienste zehrt.

Was die Verhältnisse derjenigen betrifft, welche bereits in Anstalten einige Erziehung genossen haben, so sind dieselben nicht minder traurig. Einmal aus der Anstalt getreten, ist der Blinde demselben Schicksale verfallen, wie jener, der nie in einer solchen war. Weder von Seite der Anstalt, noch von der Obrigkeit wird dann weiter Sorge für ihn getragen.

So suchte ein Blinder, welcher freiwillig, mit den besten Zeugnissen in Händen, aus der Anstalt trat, Verdächtigungen zu entkräften, mit denen er bis in seine Heimath verfolgt wurde.

Der Landrichter schlug ihm jede Theilnahme ab, da der arme Blinde ihm als ein Mensch beschrieben worden war, der nur darum aus der Anstalt getreten sei, um der Trägheit und einem unmoralischen Leben sich hinzugeben. Glücklicherweise gelang es aber noch zeitig genug, die gegen den Unglücklichen gesponnenen Intriguen aufzudecken, wobei sich namentlich die Ortsgeistlichkeit in rühmenswerther Weise auszeichnete.

Bei der Versorgungsweise in Anstalten ist auch der Umstand in's Auge zu fassen, daß der Unterschied zwischen armen und reichen Blinden sich hier oft in einer Weise geltend macht, die gegen alle pädagogischen Grundsätze ist. In einer Anstalt, in welcher gemeinsames Gebrechen, gemeinsames Bedürfniß mehrere Individuen zusammenführt, darf der erwähnte Unterschied in Rücksicht auf Kost und Behandlung schlechterdings nicht so grell hervortreten, wie dieß leider zum größten Theile der Fall ist. Wohl ist der Vorzug, den der reiche Blinde in dieser Beziehung vor dem armen voraus hat, auch nur ein sehr relativer, denn das Vorurtheil, welches den Blinden durchaus außerhalb der Gesellschaft zu stellen sucht, trifft ihn nach seinem Austritte aus der Anstalt viel härter, als den armen; während der unbemittelte Blinde, den man nicht zu verbergen für nöthig findet, sich bei weitem freier bewegen kann, ist es nicht selten der Fall, daß den aus der Anstalt tretenden reichern Blinden ein Zimmer im entlegensten Theile des Hauses erwartet, wo er wie ein Gefangener den Augen der Welt entrückt bleibt, bis der Tod seinem vegetabilen Leben, das ihm und Anderen zur Last wird, ein Ziel setzt.

Aber auch jene oben angedeutete freiere Bewegung des är-

meren Blinden ist nur ein elender Zustand zu nennen. Um dieß zu beweisen, ist es nicht nothwendig, sich in die Hütten verschämter Armuth, in die Schlupfwinkel menschlichen Elends zu begeben; auf Landstrassen, Jahrmärkten, Tanzplätzen, Kirchweihen, Wallfahrten ꝛc., allüberall hält uns ein hungernder Blinder die Hand entgegen und läßt uns jenen traurigen Zustand in seiner vollen Wahrheit erkennen. Einem eigenthümlichen Vorurtheile, das in gewerblichen Verhältnissen basirt, dürfte an dieser Stelle eine Entgegnung werden. Ueberall, wo es gilt, Gemeinnütziges einem ganzen Volke zu schaffen, oder wo es sich darum handelt, durch irgend eine Einrichtung ein allgemein gefürchtetes Uebel zu beseitigen, durch welches die Existenz einer ganzen Klasse der Bevölkerung in Frage gestellt wird, da kann es keinem Vernünftigen beikommen, hierin eine Beeinträchtigung einer andern Klasse zu erblicken. Es ist vielmehr Sache der Humanität, jede Rücksicht fallen zu lassen, wenn durch irgend eine Maßregel einer unglücklichen Menschenklasse geholfen werden kann.

So werden im Blindeninstitute Wiens, wie in ähnlichen Anstalten anderer Orte, die mannigfaltigsten Gewerbe betrieben, ohne daß es dort noch Jemanden eingefallen wäre, das Veto wegen Gewerbsbeeinträchtigung entgegenzuhalten. Und wenn die Verbrecher in Zucht- und Arbeitshäusern in gewerblicher Richtung ihr Leben fristen, so wird jedes Bedenken, das der Hebung der Blinden-Versorgung durch gewerblichen Betrieb noch immer entgegentreten will, um so mehr als unbegründet und inhuman erscheinen.

Um also den Blinden für die Gesellschaft zu gewinnen, muß man ihn erziehen und versorgen. Die Erziehung desselben muß in dem Geiste geschehen, den wir im zweiten Abschnitt als maßgebend hingestellt haben; seine Versorgung kann auf verschiedene Weise ermöglicht werden.

Als erste Quelle derselben erscheint die Musik. Die Erscheinungen auf diesem Gebiete sind zu bekannt, als daß irgend Jemand die Wichtigkeit dieses Erwerbszweiges nur im Geringsten bezweifeln könnte. Diese Erwerbsquelle ist vorzüglich in ausgedehnteren Anstalten ein reicher Schatz für die Versorgung des Blinden, denn eine größere Anzahl von Institutsmitgliedern läßt auch eine grössere und umfangreichere Thätigkeit in der musikalischen Sphäre zu, und es können da die hervorragenden Musiktalente sich ausschließend der Musik widmen, vollständige Musikchöre organisiren, und es hat die Erfahrung gezeigt, daß die Produktionen solcher Gesellschaften den Leistungen der Sehenden, wenn auch nicht immer gleich kommen, so doch wenig nachstehen. Dieser Erwerb kann überdieß nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb

der Anstalt zur Ausübung kommen, und es würde derselbe eine nicht unbedeutende Einnahmequelle sowohl für die Anstalt selbst, als auch für die einzelnen Glieder derselben geben. Doch hält auch hier wieder Vorurtheil und Selbstsucht den in dieser Hinsicht Erwerbsfähigen zurück, das in der Anstalt Erlernte auch anzuwenden, indem man theils unpraktische Anleitungen gibt oder den Zögling auf Instrumenten ausbildet, deren Benutzung entweder ein ganzes Orchester nothwendig macht oder außerhalb der Anstalt unmöglich wird. Man verschließt aber dem Blinden geradezu diese schöne Quelle, wenn man ihn nur zum augenblicklichen Zwecke der Anstalt ein Instrument lehrt, dessen gewohnten Gebrauch er später entbehren muß. Mit je mehr Liebe er sich der Musik hingegeben, um so unglücklicher muß er sich dann fühlen, und es wäre in der That besser, ihn mit dieser schönen Kunst gar nicht vertraut zu machen, als ihre Ausübung nur an das Verweilen in der Anstalt zu knüpfen.

Will man die wohlorganisirten Musikchöre durch Entfernung Einzelner nicht wieder zersplittert sehen, so lasse man sie auf eigene Rechnung grössere Kunstreisen machen, empfehle sie in Bädern und sonstigen belebten Plätzen; der Name der Anstalt kann dadurch nur gewinnen, die Theilnahme des Publikums sich nur erhöhen und die Liebe der Institutsangehörigen zur Anstalt das Meiste beitragen, den Zweck der Anstalten, vollkommene Ausdehnung der Institutsthätigkeit auf alle Blinde, wirklich zu erreichen.

Um die Verhältnisse solcher organisirten Musikgesellschaften, die außerhalb der Anstalt sich bewegen, in eine gesicherte Ordnung zu bringen, sollte ein eigenes Haus mit einem aus der Mitte der Blinden gewählten Beschließer, dem eine sehende Gattin zur Seite steht, ihren Verhältnissen gemäß ausgemittelt und eingerichtet werden und als freier Aufenthaltsort auf kürzere oder längere Zeit für sie dienen. Von da aus, gleichsam als von ihrer Heimath, sollten dann ihre Unternehmungen ausgehen, und die Erträgnisse und gewonnenen Vortheile zur Verbesserung ihrer Verhältnisse eine nützliche Verwendung finden. Solche Asyle können nach Bedürfniß an verschiedenen Orten gegründet und zur Ausübung der gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten eingerichtet werden.

Somit wäre dann einem nicht unbedeutendem Theile der unglücklichen Blinden eine reiche Quelle des Trostes geöffnet.

Als eine nicht zu vernachlässigende Erwerbsquelle bezeichnet der bekannte Blinde Baczko, welcher mit mancher gelehrten Gesellschaft in Verbindung stand, die Schriftstellerei. Von Baczko sagt jedoch Folgendes über seine Schriftstellerei: „Der Sehende kann sich gar keinen Begriff von der Mühseligkeit und Anstreng-

ung machen, welche Arbeiten dieser Art den Blinden kosten, von der schmerzlichen Empfindung, womit er, wie auf die Folter gespannt, unthätig da sitzt, wenn der sehende Gehülfe auch bei dem besten Willen eine Stelle, die dem Blinden unentbehrlich ist, in einem Werke vergeblich sucht. Niemand kann sich die ermattende Anstrengung denken, womit der Blinde das Vorlesen eines Werkes anhört, worin ihm bloß einige Stellen wichtig sind, um derer willen er sich aber doch das Ganze vorlesen lassen muß, und bei dem niedrigsten Ersatze, den ich einem Sehenden für seine Mühe zu geben weiß, kostet mich das Durchlesen eines Buches, sobald es wissenschaftlichen Inhalts ist, und ich nur daraus, was mir wichtig ist, notire, soviel als sein Ladenpreis, bei leichter Lectüre ungefähr die Hälfte."

Mehr Vergnügen kann ihm die Dichtkunst außer dem Gewinn gewähren, aber wie selten ist es, daß ein Homer, Ossian, Milton oder Pfeffel unter den Blinden ist, die schwer unter den Sehenden zu finden sind. Und zudem wird eine solche Thätigkeit im ersten Anfange schon mißdeutet und zum Gegenstand des Gespöttes. Wenn auch viele Menschenfreunde die Neigung eines solchen Unglücklichen billig beurtheilen werden, so gibt es doch gar Viele, die solches Streben für Stolz ausdeuten, und man würde den Blinden, selbst wenn er Gutes leisten könnte, immer zurücksetzen, wenn man nicht schon von vorn herein seinem Talente entgegenstrebt. „Unterlaßt es," ruft Baczko aus, „wenn Euch, meine Unglücksgefährten, die Vorsehung wirklich einiges Talent gab, unterlaßt es doch, sofern Euch Eure Ruhe, Euer Leben lieb ist, eine Beschäftigung zu wählen, die Euch wenig Freude, viel Angst, Kummer und Sorgen, ungeheuere Anstrengungen und Aufopferungen, und doch am Ende Eurer Laufbahn die Ueberzeugung verschaffen wird, daß Ihr, weil Ihr blind seid, zurückgesetzt werdet." Dornenvoll ist die Laufbahn auf diesem Felde, und daher ist es besser, wenn nur Wenige sie betreten; aber das entschiedene Talent soll nicht vernachläßigt werden.

Wie wahr ist das Gesagte, insonderheit in Bezug auf die Schwierigkeiten, die dem Blinden bereitet werden, wenn er sich auf dieses Gebiet begibt.

Wer möchte es glauben, daß einem Blinden, dessen geistige Erzeugnisse einzig und allein den Zweck haben, die sittlich religiösen Verhältnisse, die staatlichen und sozialen Einrichtungen mitzufördern, und insbesondere durch ihre Verbreitung die Hebung und Verbesserung der traurigen Lage der leidenden Menschheit zu erstreben, von Seite so mancher Lokalbehörde Hemmnisse bereitet werden, weil er durch die Vorsehung gleichsam angewiesen ist, bei

Verfolgung dieses edlen Zweckes, sich durch Veräußerung seiner Schriften die kärglichen Mittel zur Fristung seines traurigen Daseins gewinnen zu müssen, und nicht ein Opfer unserer noch so jammervollen Armenversorgung werden will.

Eine sehr reichhaltige Quelle der Versorgung für Blinde liegt in den mechanischen Arbeiten, welche entweder mit Werkzeugen oder ohne dieselben bloß durch Anwendung körperlicher Kräfte verrichtet werden können.

Schon die sogenannten Hausgeschäfte kann der Blinde nach einer guten Anleitung und durch eigenen Fleiß verrichten, nur soll er hauptsächlich zu solchen angewiesen werden, aus denen keine Gefahr weder für ihn noch für Andere entstehen kann, z. B. Arbeiten, womit Feuersgefahr verbunden ist. So kann z. B. der Blinde in einer Haushaltung, wo Ordnung der Lebensgrundsatz ist, die verschiedenartigsten Geschäfte versehen, ohne anderweitige Beihülfe, z. B. Wasserschöpfen, Holz- und Wassertragen, Holzsägen, Hausthiere füttern, Kühe melken, Vorräthe unter Verschluß halten und das Nothwendige nach Bedürfniß herausgeben, Aufbetten, Waschen, Rollen, kleine Kinder ankleiden und warten, Blasbalgtreten und Glockenläuten in Kirchen, Glas- und Formenschleifen, Radtreiben bei Schleifern, Zinngießern und dergleichen, Dreschen, Futterschneiden, er kann verwendet werden zur Bewegung eines Hebels, einer Winde, eines Haspels oder Treibrades zum Treiben von Gewürz-, Tabak-, Farb- oder andern Mühlen und dergleichen. Verrichtungen und Handarbeiten, die sowohl in ökonomischen als gewerblichen Geschäften mehr oder weniger nothwendig sind. Bei allen diesen Geschäften möge man jedoch seine Arbeit billig beurtheilen und dem Verdienste gemäß belohnen, denn nichts schmerzt ihn mehr als harte Behandlung, unverdiente Kränkung, die man nur gar zu gerne denjenigen zufügt, die in einer untergeordneten Stellung sich befinden.

Es ist aber auch kein Handwerk, wenn es anders seinem Tastsinne zugänglich ist, so schwierig, daß es der Blinde nicht zu erlernen vermöchte. Zu den für ihn zugänglichen Handwerken sind ungefähr folgende zu zählen: Strickereien aller Art, Schnürmachen, Nähen, Bandweben, Franzenmachen, Reitgertenüberflechten, Papp-Arbeit, Seilerarbeit, Gurtenschlagen, Weben, Korbflechten, Schuhmachen, Drehen, Tischlerarbeit, Cigarrenmachen, Tabakschneiden, Brillenschleifen, Bürstenmachen, Matratzen verfertigen, Korkschneiden, Formiren, Darmsaiten verfertigen, Flechtereien aller Art, Rohr, Schilf, Stroh, Weiden, Bast und Draht u. s. w. Bei allen diesen Arbeiten soll aber vorzüglich darauf Rücksicht genommen werden, welche von denselben am nützlichsten und einträglichsten sind.

In diesen einzelnen Arbeiten soll nun der Zögling je nach seinen Anlagen vollkommene Ausbildung erlangen und ihm auf diese Weise der Eingang in das bürgerliche Leben nach allen gewerblichen und industriellen Richtungen hin eröffnet werden. So ausgerüstet, soll der Blinde hinausziehen vom Institut in das öffentliche Leben, um mit Erfahrungen und neuen Kenntnissen wieder zurückzukehren, wenn die Anstalt seiner bedarf oder wenn ein trübes Geschick ihn zwingt, zum heimathlichen Herde zurückzukehren. Durch Thätigkeit wäre somit dem Blinden eine Bahn geöffnet zur möglichsten Selbstständigkeit und zur zweckmässigen Versorgung für sein ganzes Leben.

Die Versorgung der Blinden hat sich, wenn sie nachhaltig sein soll, nicht allein auf die in Instituten erzogenen Blinden zu erstrecken, sondern auch auf die, welche im Mannes- oder Greisenalter erblindet sind. Diese Versorgung könnte z. B. von Seiten der glücklichen Sehenden in folgender Weise bewerkstelligt werden. Deutschland hat z. B. 40,000,000 Einwohner, darunter sind 30,000 Blinde. Würde nun von den Sehenden jeder durchschnittlich auch nur einen Groschen jährlich geben, so würde dieß ein Capital von 1,300,000 Thaler ausmachen, womit also sämmtliche Blinde versorgt werden könnten. Diese Versorgungsweise ließe sich dann auf jedes einzelne Land anwenden, z. B. Bayern hat 4,800,000 Einwohner, gibt 960,000 Familien. Steuert nun die Familie jährlich nur 12 Kreuzer, was gewiß auch die ärmste Familie zur Erleichterung der traurigen Lage der Blinden geben wird, so kommt eine Summe von 192,000 Gulden heraus, gewiß eine Summe, wodurch die Blinden, und namentlich die späterhin erblindeten Familienväter und Mütter der ängstlichen Sorge um das tägliche Brod überhoben wären.

Die verschiedenen Mittel und Wege, wodurch der Blinde gegen drückenden Mangel für alle Zeiten geschützt, ihm eine auf nicht entwürdigende Weise sorgenfreie Existenz unter seinen sehenden Mitmenschen verschafft werden könne, ist aus Anhang 1 „über Einrichtung und Zweck eines allgemeinen Blindengenossenhauses ꝛc.“ und Anhang 2 „Vorschlag zu einer Blinden-Versicherungsbank“ zu ersehen.

Fünfter Abschnitt.

Der Blinde als Lehrer.

Ueber die Wichtigkeit des Lehrerberufes im Allgemeinen wird Niemand im Zweifel sein. Aber wie schwierig es ist, denselben gewissenhaft obzuliegen, weiß nur der Lehrer, welcher von seinem Berufe vollständig durchdrungen ist. Die einzige Aufgabe desselben darf nur die sein, alle die im Menschen liegenden natürlichen Kräfte und Anlagen harmonisch zur Entfaltung zu bringen. Dieses kann aber nur der Lehrer, welcher sich auch in die Anschauungsweise des Kindes zu versetzen vermag und die Natur in ihrer leisesten Regung belauscht und erkennt. Ist dieses nun schon im Allgemeinen beim Lehrer das erste Erforderniß, so resultirt noch besonders hieraus, daß sich zum Lehrer für Blinde am besten nur der Blinde selbst eignet. Er ist jedenfalls ein besserer Lehrer und Wegweiser für seine Leidensgefährten als ein Anderer und es gehört in der That eine starke Dosis Ignoranz oder Bosheit dazu, wenn man in dieser Beziehung, wie schon geschehen, dem Blinden die Worte der heiligen Schrift entgegen hält, wo es heißt: „wenn ein Blinder den andern führt, so fallen beide in die Grube.“ Der leiblich Blinde kann freilich keinen andern leiblich Blinden auf ihm noch unbekannten Weg von einem Ort zum andern führen, sowie der geistige Blinde keinen andern geistig Blinden belehren und bilden kann; — aber wer will behaupten, daß ein leiblich Blinder auch geistig blind sein müsse und deßhalb auch keinen andern geistig führen könne? Der Blinde steht dem Blinden viel näher und zwar nicht bloß durch den äußerlichen Zustand, sondern auch durch die eigenthümlichen geistigen Verhältnisse. Da bei dem Blinden alle Anschauungen und Ideen auf einem andern Wege zu Stande kommen und überhaupt sein ganzes Wissen auf andere, dem Sehenden gänzlich fremde Weise, vermittelt wird, so muß offenbar vor Allem der Blinde, mit seinem eigenen Zustand vertraut, am ehesten die Befähigung in sich tragen, seine Leidensgenossen so zu bilden, wie deren physische und geistige Verhältnisse es bedingen.

Er wird die Mittel sich zu verständigen leichter finden, als der Sehende und sich jederzeit über die Behandlungsweise klar sein, wogegen der Sehende sich nur mit vieler Mühe in diese Lage hineinarbeiten muß.

Beobachtet man den Entwickelungsprozeß des blinden Kindes, so wird man einsehen, daß der Blinde vor Allen die Fähigkeit, den Beruf in sich trägt, seiner Leidensgenossen Erziehung zu leiten, wozu ihn überdieß auch noch das Pflichtgefühl antreibt. Während ein sehender Lehrer mit vielen Worten nicht im Stande ist, dem blinden Zögling verschiedene Begriffe klar zu machen, wird es dem blinden Lehrer durch Bilder und Vorstellungen, welche eben in der Eigenthümlichkeit des Blinden allein ihren Grund haben, schnell möglich sein, sich dem blinden Zöglinge deutlich zu machen. Hat sich der Blinde der Kenntnisse in den verschiedenen Fächern des Wissens vollkommen bemächtigt, so weiß er auch am besten sich die Methode zu erwerben, nach welcher Blinde zu unterrichten sind.

Wer nicht leugnen will, daß ein Blinder überhaupt in einzelnen wissenschaftlichen Zweigen sich auszubilden im Stande sei, der wird auch zugeben müssen, daß ein solcher durch fleißige Uebung, fortgesetztes Studium und die den Blinden eigene Ausdauer es dahin bringt, auch als Lehrer aufzutreten. Außer für die Elementarfächer eignet sich der Blinde vorzugsweise auch zum Lehrer in Religion, Geschichte, Philosophie, Mathematik und dergleichen. Von seinem treuen Gedächtniß und seiner lebhaften Phantasie ist zu erwarten, daß größte Genauigkeit und Präcision, sowie ungewöhnliche Lebendigkeit und Originalität zu den Eigenthümlichkeiten seines Vortrags zu rechnen sind.

Die besonderen Hülfsmittel, deren sich der Blinde als Lehrer bedient, z. B. erhabene mathematische Figuren, Reliefkarten ꝛc. können immerhin von einem Gehülfen herbeigeschafft und dem blinden Lehrer zur Benutzung bei dem Vortrage übergeben werden. Als Leitfaden dient ihm eine systematische Skizze seiner Wissenschaft, welche er von Zeit zu Zeit mit den Ergebnissen neuer Forschungen bereichert und mit dem Bemerkenswerthen aus den ihm vorgelesenen Schriften erläutert und ergänzt.

Auch eignet sich der Blinde als Lehrer für seine Unglücksgenossen bei mechanischen Arbeiten, indem er oft mit wenigen Worten das beste und leichteste Verfahren anzugeben weiß, während ein noch so geschickter sehender Lehrer in Verlegenheit kommt, oder doch nur auf einem weiteren und schwierigeren Weg denselben Zweck zu erreichen vermag.

„Die genaue Bekanntschaft mit der Lage und den Hinder-

nissen, die der blinde Lehrling zu überwinden hat," sagt Klein, „sowie die durch gleiches Schicksal hervorgerufene Theilnahme gibt ihm überdieß die Fähigkeit und Neigung, andern Blinden durch Mittheilung seiner Kenntnisse und Fertigkeiten nützlich zu werden." Wie schmerzlich ist es dagegen für den gebildeten Blinden, wenn er wahrnehmen muß, auf welche verkehrte Weise, die nicht bloß dem Lehrer, sondern insbesondere dem Lehrlinge viele Schwierigkeiten macht, oft die Unterweisung in den einfachsten Lehrgegenständen vor sich geht, und daß Mittel in die Hand genommen werden, die den unbeholfenen Zögling in Verwirrung bringen.

Und wenn es wahr ist, daß Erziehung auch ohne Stock und Ohrfeigen bestehen kann, was rein von der Persönlichkeit des Erziehers selbst abhängt, so wird auch das letzte Bedenken fallen müssen. Denn abgesehen davon, daß der blinde Lehrer eines Instituts, wenn es die Nothwendigkeit fordert, immer noch eine Aufsichtsperson an der Seite hat, so stehen ihm auch in Beziehung auf Disciplin noch viele andere Wahrnehmungsmittel zu Gebote, die ihm das Auge auf mannigfache Weise ersetzen. Es ist Thatsache, daß Blinde nicht nur Instituten ihrer Leidensgefährten, sondern selbst denen von Sehenden auf die trefflichste Weise vorstanden. So errichtete der blinde Pfeffel zu Colmar eine Erziehungsanstalt. Blinde docirten schon auf Universitäten und andern Lehranstalten und haben namentlich als Lehrer für musikalische Fächer Ausgezeichnetes geleistet.

In Hamburg, Breslau, Dresden, Wien, Braunschweig, Stettin, Paris, Kairo, Boston, Palermo, Stuttgart, Nürnberg, Kopenhagen, Frankfurt a. M. ꝛc. lehren Blinde, nur daß man diese leider in den meisten Anstalten bloß benutzt, ihre Kraft möglichst ausbeutet, ohne sie der Oeffentlichkeit gegenüber als wirkliche Lehrer anzuerkennen; dieses geschieht von Seiten der Sehenden, um wohlfeilen Kaufes und bequem auf Kosten der Blinden Ruhm und Anerkennung zu ernten. Gegenüber den Hoffnungen, zu denen die Zukunft berechtigt, dürfte es nicht nur in Beziehung auf die Versorgung gebildeter Blinden höchst zweckmässig sein, sie als Lehrer an Instituten zu verwenden, sondern der blinde Lehrer ist überhaupt zur Erziehung für Blinde geradezu der fähigste Mann.

Sechster Abschnitt.

Der Blinde als Familienglied, Freund, Gatte, Vater und Bürger.

Wenn man in den gesellschaftlichen Zustand des Blinden blickt, so findet man dieselben Leiden und dieselben Freuden, wie sie bei den Vollsinnigen untereinander abwechseln, die Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne und dasselbe Bestreben, das allgemeine menschliche Ziel zu erreichen. Aber gerade, wo es sich um die heiligsten Interessen, wo es sich darum handelt, den Menschen zum Menschen, zu einem selbstständigen Gliede der Gesellschaft zu machen, gerade da werden ihm die Hindernisse in den Weg gelegt, die theils Unverstand, theils Böswilligkeit und klägliche Mißgunst unablässig zu bereiten wissen. Man beurtheilt den Nichtsehenden auf höchst unbillige, oft auch herzlose Weise, wenn man ihm die Fähigkeit abspricht, in der menschlichen Gesellschaft sich zu bewegen, wenn man ihm Fehler zuschreibt, die, wenn sie ja an Blinden haften, nur Folgen einer verkehrten Erziehung sind. Sonderbar ist es aber, daß gerade Solche es sind, die am ungünstigsten über die Blinden urtheilen, denen gerade der Blinden Wohl anvertraut ist. Es ist in dieser Beziehung staunenswerth, wie man seine eigene Unfähigkeit hinter den Fehlern und Schwachheiten Anderer zu verbergen sucht.

Wenn man Fehler an den Blinden entdeckt, so soll man sie zu beseitigen suchen, statt den Blinden zu verdächtigen. Wer irgendwie mit Blinden verkehrte, wird es gewiß gern zugeben und bestätigen, daß er in den meisten derselben moralisch geordnete, religiöse Menschen gefunden, die sowohl als zärtlich liebende Familienglieder, wie als treue Freunde und wohlgesinnte Staatsgenossen

fähig und würdig sind, alle Vorzüge genießen, die jedem anderen Gliede der Gesellschaft eingeräumt werden. Es ist unmöglich, den Augenblick zu schildern, in welchem die zärtliche Mutter, der liebende Vater das blindgeborne Kind aus klopfende Elternherz drücken. Diesen Schmerz kann nur der erkennen und würdigen, der ihn empfinden muß. Da die Ursachen der Blindheit meistens in den Krankheiten der ersten Kindheit zu suchen sind, so gibt es nur wenige eigentlich Blindgeborene. Wie aus den Mittheilungen der Eltern hervorgeht, so ist der Zustand eines solchen unglücklichen Kindes dem eines vollsinnigen ganz gleich. Es kann sich mit den übrigen Geschwistern gerade so unterhalten wie die sehenden, nur muß ihm, der physischen Unbehülflichkeit wegen, einigermaßen in den Bewegungen nachgeholfen werden, um es keiner Gefahr auszusetzen. Bald entfalten sich auch, sobald das Kind angefangen hat zu gehen, zu denken und zu sprechen, alle jene Eigenschaften, welche die zarte Jugend in den Augen ihrer Umgebung so liebenswürdig machen. Allerdings kommen aber auch die Kinderunarten zum Vorschein, die man an Sehenden findet. Hier ist es nun Sache der Erziehung, solche Auswüchse auf die rechte Art zu beseitigen, so daß das heranwachsende Kind die durch den Umgang mit anderen Kindern sich angewöhnten schlechten Gewohnheiten mit besseren vertauschen lernt. Wenn die zarte Kindesseele schon früh zu dem geführt wird, der da sagte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht", wenn an keinem Tage die Sonne auf- noch untergeht, wenn weder Speise noch Trank gereicht wird, bevor nicht die Kinderhände gefaltet werden, um den zu preisen, der da oben thronet in ewiger Herrlichkeit, da fällt der ausgestreute Samen auf ein gutes Erdreich. Wenn solche Bande die Glieder der Familie umschließen, so kann es nicht fehlen, daß das zum Knaben herangereifte blinde Kind, selbst mit dem Bewußtsein des ungeheueren Verlustes, den es erlitten hat, doch froh dahin lebt im Kreise seiner Familie. Die elterliche Liebe, der kindliche Frohsinn der Unschuld und der rege Eifer im Besuche seiner Schule, in der ihm Herz und Geist gebildet werden, wird ihm jene ungetrübte jugendliche Heiterkeit erhalten, mit der kein anderer Genuß, den das Leben nur immer bieten mag, zu vergleichen ist. Von den vielen geistigen Gebrechen, die den Blinden aufgebürdet werden, weiß das Familienleben gar nichts. Und so wie der Blinde seine Stelle als Familienglied würdig ausfüllt, thut er es auch als Freund. Wer immer es empfunden, wie Freundestrost und Freundestreue den Busen höher hebt, der wird nicht anstehen, einen wahren Freund als ein Kleinod zu betrachten, das man sich für alle Zeit gewahrt wissen will. Wenn aber angenommen würde,

der Besitz dieses hohen Gutes hänge von möglichster Gleichheit äußerer Vorzüge ab, so wäre der Blinde einzig auf Seinesgleichen angewiesen und damit die Meinung derer gerechtfertigt, die ihm keinen größeren Dienst erweisen zu können glauben, als wenn sie ihn mit recht vielen Schicksalsgenossen in die engste Verbindung setzen, indem sie sagen, gleiches Unglück führt ja die Menschen am leichtesten zusammen und bringt den größten Trost. Aber abgesehen davon, daß in dem gleichen Unglück Anderer der dürftigste Trostgrund für das eigene liegt, und zwar nur bei einem ganz selbstsüchtigen Herzen, so ist auch ein großer Unterschied zwischen freiwilliger Gemeinschaftlichkeit und einem unfreiwilligen Zusammenketten, das auf äußerer Nothwendigkeit beruht. Es ist eine Erfahrung, daß man z. B. unter beiläufig 200 bis 300 Blinden, die man in einer Reihe von Jahren innerhalb wie außerhalb der Anstalten kennen lernt, kaum zwei bis drei zu wirklichen Freunden gewinnen kann.

Wir sehen allerdings auch in Anstalten öfters zwei Seelen sich verbinden zu einem Freundschaftsbunde, der bis in die weiteste Ferne des Lebens hinausreicht. Der Blinde hat aber auch das größte Bedürfniß, sich an einen Freund, an eine Gesellschaft anzuschließen, indem er ohne Umgang mit Anderen immer nur auf seine eigene Weise dahin leben muß, wodurch jene Einseitigkeit nur genährt wird, die ihn den Vollsinnigen immer mehr entfernt. Für ihn ist nichts Wohlthuenderes, als seine Ideen austauschen zu können und an denselben gesellschaftlichen Verhältnissen Theil zu nehmen, wie der Vollsinnige und es wäre ungerecht, ihn davon ausschließen zu wollen. Schon das größere Bedürfniß erheischt es bei ihm, sich nach wahren Freunden umzusehen, und sein Herz ist nur zu empfänglich für die Leiden der Welt, als daß er nicht überall helfend beispringen möchte, wo es noth thut. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß es in mancher Beziehung dem Freunde eines Blinden an Opferbereitwilligkeit nicht gebrechen darf, aber der gebildete Blinde weiß die geringste Aufopferung wohl zu schätzen, auch ohne daß man es ihm zu erkennen zu geben hat, und es ist sein größter Schmerz, dieselbe nicht immer in dem Maße vergelten zu können, wie er es wünschte. Lebt man sich aber erst in die Verhältnisse des Blinden hinein, so gewinnt er immer mehr, er ist ein herzlicher theilnehmender und unveränderlicher Freund. Aber den Moment der freundschaftlichen Bewährung, der in keinem Verhältnisse so schnell zu Tage tritt, kann man gewöhnlich nicht erwarten, man sucht immer augenblickliche Befriedigung und so sind die Freunde des Blinden, die wahrhaft Freunde sind, gar leicht gezählt. Nichts ist aber dem Blinden so

unangenehm, als allein zu sein, denn da fühlt er die ganze Schwere seines Zustandes. Er hängt mit Leib und Seele an denen, die gegen ihn wahrhaft freundlich sind; darum sei man ihm Freund.

Eine besondere Würdigung verdient das eheliche Verhältniß der Blinden. Es ist eine beklagenswerthe Erscheinung, daß Viele immer noch so grausam sind, dem Blinden die Möglichkeit abzusprechen, je in eheliche Verhältnisse einzutreten, und es ist eine der drückendsten Erscheinungen für den Blinden, daß er wegen dieses Vorurtheils so wenig Gelegenheit dazu findet, ja daß sie ihm gänzlich abgeschnitten ist, so lange noch dieselben Grundsätze bei der Blindenerziehung herrschen. Fühlt der Blinde schon das Bedürfniß der Freundschaft in weit höherem Grade als der Vollsinnige, so ist der Höhepunkt der menschlichen freundschaftlichen Verhältnisse, die eheliche Liebe, im mindesten Falle dem Blinden ein ebenso großes Bedürfniß, wie dem Sehenden. Ja, es tritt dieses Bedürfniß beim Blinden um so mehr hervor, als das Weib auch durch eigenes Interesse an ihn gebunden ist. Wer ist mehr geeignet, dem Blinden zur Seite zu stehen in jeder Lage des Lebens, als ein treues, verständiges Weib? Sie ist gleichsam das Auge, das für ihn sieht. Sind auch tausend Vorurtheile zu bewältigen, die das Loos eines solchen Weibes als ein unglückliches erscheinen lassen, so ist dieses eben nur ein Beweis, daß man noch immer nicht jenes Vorurtheils sich entschlagen will, das den Blinden nicht in-, sondern außerhalb der Gesellschaft setzt. Wer will es dem Blinden verargen, wenn er sich sehnt, seinem isolirten Zustand zu entgehen, der um so drückender wird, je mehr der Blinde an Bildung zunimmt. Es wird nicht leicht ein friedlicheres und innerlich glücklicheres Familienleben gefunden werden, als es in der Regel bei Blinden der Fall ist. Wird der Blinde von der Gattin, die sich ihm angetraut, liebevoll behandelt, so ist sein Vertrauen groß; sie ist für ihn die Einzige ihres Geschlechts und die Ueberzeugung von ihrer aufopfernden Hingebung wird ihn immer inniger an die Gattin ketten bis an sein Ende. Aber sein Leben und das seiner Gattin wird eine Welt voll Qual, wenn Eifersucht sich seiner Seele bemächtigt. Baczko sagt darüber: „Manchem geht es so, daß er durch weitgehende Eifersucht bei seinem Weibe die Neigung ihn zu täuschen erhöht oder demselben nur das Leben unnöthig verbittert. Edles Vertrauen wird aber seine Ehe zu einer glücklichen machen und jede Frau, die nicht schon gesunken war, gewinnt gerade durch die Anerkennung ihrer Tugend und Treue einen gewissen Stolz, der unstreitig die Ehre und Ruhe des Mannes ungleich besser bewacht, als die angestrengte Aufmerksamkeit qualvoller Eifersucht."

Wie der Blinde sich als Gatte verhält, wie er in dieser Beziehung fähig ist, das Glück seiner Familie zu begründen, so ist er auch, und man darf wohl sagen, mehr noch als der so vielfach von der Außenwelt abgezogene Sehende, der liebende Vater seiner Kinder, denen er seine ganze Thätigkeit zuwendet. Ja, der Schmerz des Kindes ist sein Schmerz und die Erziehung seines Kindes ist seine größte Aufgabe. Er widmet sich derselben mit der innigsten Vatersorge, indem er warnend und leitend die Fehler und Gebrechen von vorn herein zu beseitigen sucht, und wenngleich Baczko seinen größten Schmerz darin zu finden glaubte, daß er nicht allen Fehlern, ehe sie begangen wurden, durch Winke und dergleichen vorbeugen konnte, so hat er durch seine innige Vatersorge, die unermüdet die ganze Leitung der Erziehung seiner Kinder verfolgte, doppelt wieder ersetzt, worin er seinen Schmerz zu finden glaubte; überdies ist es ja gewiß, daß der sehende Vater auch nicht immer mit einem Winke oder drohender Zuchtruthe bei der Hand sein kann, um das Kind vor Fehlern zu schützen. Die ruhige Aufmerksamkeit des Blinden, die Alles zuvor genau erwägt, was des Kindes Wohl und Wehe betrifft, wirkt ungemein auf die Bestimmung desselben, was bei der Erziehung der Kinder besonders wichtig ist, aber gewöhnlich wenig oder keine Berücksichtigung findet. Seine Familie ist ihm ja seine Welt, ihr Kreis umschließt sein ganzes Lebensglück, und eben darum ist der Blinde auch in allen Beziehungen ein tüchtiger Hausvater, und er ist es, der die Leiden seiner Familie doppelt fühlt.

Will also der strebsame Blinde eine Familie gründen, so wehret es ihm ja nicht; und euch, ihr Väter der Städte und Ortschaften, von deren Ja oder Nein in dieser Beziehung das lebenslängliche Wohl oder wirkliches moralisches Hinsiechen solcher Blinden abhängt, möchte ich immerfort zurufen: Seid dem Blinden nicht nur, wenn er um die Erlaubniß, sich zu verehelichen und ansäßig zu machen, um irgend einem Berufe, welcher Art er auch sein mag, leben zu wollen, nachsucht, doch ja nicht hinderlich, sondern laßt ihm in seinem Streben nach Selbstständigkeit, die er nur auf diesem Wege am sichersten erreichen kann, alle Unterstützung und Förderung angedeihen; denn ihm ist eine treue Gattin nothwendiger, als irgend Einem. Sie ist in moralischer und ökonomischer Beziehung für ihn eine wahre Stütze und Erhebung: sie ist das Auge, das für ihn sieht, das ihm die im Wege liegenden Hindernisse anzeigt und wegräumen hilft.

Gleichwie ein am Himmel aufgehender Stern den in finsterer Nacht umherirrenden, ängstlich nach dem richtigen Wege suchenden Wanderer wieder mit neuem Muthe belebt und ihn an das

Ziel durch seine Leuchte gelangen läßt, so ist es ihre Liebe, die sein einsames, verödetes und umnachtetes Dasein mit Wärme erfüllt und zum tagenden Morgen umschafft. Dadurch wird er ausgesöhnt mit seinem Leiden; damit ist Alles für ihn gethan, und der Gesellschaft eine auf ihr liegende Last für immer abgenommen. Denn wie er in den Stand gesetzt wird, einem selbständigem Berufe zu leben, eine Familie begründen zu können, so wird es keinen fleißigeren, strengeren, gesitteteren und pflichterfüllenderen Bürger geben können, als ihn, denn er weiß das heilige Band, welches die Gesellschaft zusammenhält, mehr zu schätzen, als Andere. Und so sehen wir den Blinden eingeführt in den Kreis des allgemeinen staatsbürgerlichen Lebens. Es wird kein Unbefangener bezweifeln, daß der Blinde unter günstigen Umständen so gut wie jeder Sehende die Pflicht eines guten Bürgers in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen vermöge, und man hat gerade nicht nöthig, nach leuchtenden Koryphäen, wie Milton rc. zu greifen, um die Einführung des Blinden in das bürgerliche Leben zu rechtfertigen. Von Jugend auf verfolgt der Blinde mit scharfem Blicke alle Interessen des bürgerlichen Lebens und das Wenige, was in den Volksschulen von den Angelegenheiten des Vaterlandes zu erlernen ist, wird von dem Blinden mit Begierde aufgefaßt, fleißig, selbst wortgetreu, wiederholt und, wo irgend die Möglichkeit gegeben ist, mit großem Eifer erweitert. Besonders in Anstalten, welche in der Regel etwas mehr leisten sollten, als die sonstigen Schulen, gehört der Unterricht über vaterländische Geschichte, Verfassung und Gesetzgebung zu den Lieblingsfächern des Blinden und selbst die Ungelehrigen wissen davon in der Regel das Wichtigste sich anzueignen. Der Blinde vorgerückten Alters zeigt großen Gemeinsinn und in vielen wichtigen Momenten der gemeindlichen Angelegenheiten hat schon oft sein klugberechnender, besonnener Rath manches Verhältniß geschlichtet, manches Unheil verhütet. In jeder Lage des Lebens wird man ihn mit ruhigem Ernst der Zukunft entgegensehend finden, mit einem Herzen voll Liebe für das Vaterland und seine Lenker. Mit der größten Wärme interessirt sich der Blinde für die sogenannte Armenpflege und beurtheilt in den meisten Fällen die Maßregeln zur Hebung der Noth ganz richtig und seine Ansichten in den Angelegenheiten der leidenden Menschheit verdienen häufig die entschiedenste Beachtung; denn Niemand weiß besser als er, wie innig die Heilung menschlichen Elends nächst dem Walten einer allgütigen Hand auch von einer weisen Ordnung und Leitung unserer öffentlichen Verhältnisse abhängt. Niemand wird darum auch ein besserer, von wahrem Gemeinsinn durchdrungener und aufopfernderer Bürger sein, als der Blinde.

Und so wollen wir denn getrost der Ueberzeugung leben, daß die Civilisation endlich auch den Blinden gerecht werde, daß dieselben in Wirklichkeit in die menschliche Gesellschaft eingeführt, und daß wir sie dann als Freunde, Gatten, Väter und ächte Staatsbürger kennen lernen werden. Dieses Ziel wird von jedem Blinden mit aller Anstrengung angestrebt, und obgleich all sein Mühen in dieser Beziehung vergeblich erscheint, so ist doch sein Muth und sein Vertrauen zur Humanität noch nicht so tief gesunken, daß er nicht hoffen sollte, aus dem heißen Kampfe, den er zu bestehen hat, noch siegend hervorzugehen. Möge durch freundliches Entgegenkommen von Seite aller wahren Menschenfreunde sein Kampf erleichtert und sein Bestreben dem glücklichen Ziele entgegen getragen werden.

Siebenter Abschnitt.

Schlußwort.

Fassen wir nun mit dem Leser und Menschenfreunde die Grundgedanken, welche dieses Buch durchziehen, in Ein Bild zusammen, so wollen wir nicht mehr und nicht weniger anstreben, als aus der mißlichen Gegenwart, die uns überall mit ihren traurigen Gestalten entgegentritt, eine Zukunft schaffen, die die Bürgschaft einer durchgreifenden Veredelung der Generation in sich schließt. Und insbesondere ist es das Blindenwesen, das so sehr darnieder liegt, welches auf eine würdigere Stufe zu heben, wir uns zum Ziel gesetzt, das wir auch mit edlen Menschenfreunden und unter dem Beistand der ewigen Vorsicht zu erreichen hoffen. Sind doch seit geraumer Zeit die Verhältnisse der Taubstummen u. s. w. verbessert und deren Erziehung sowohl wie deren Versorgung in eigenen Kreisschulen eingeleitet und zum Frommen dieser Bedauernswürdigen auch segensreich durchgeführt worden; wäre es nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn man die unglücklichen Blinden auch ferner hintansetzte, wenn man die vielen schlummernden Kräfte auch fortan noch schmählich verkümmern ließe? Nicht blos die Humanität, die immer rascheren Schrittes vorwärts geht und die Ideen der Menschlichkeit bis in die Höhlen der Barbaren trägt, sondern auch die Nationalökonomie fordert laut alle Menschenfreunde heraus, ihrem Rufe zu folgen, die gerechten Forderungen und Wünsche der unschuldig Leidenden zu erfüllen zum Heile des Ganzen. Oder sollen die Barbaren, die für ihre Blinden wie für ihre Sehenden zu sorgen wissen, es den civilisirten Völkern hierin zuvorthun und die Ansprüche der Humanität wärmer zu würdigen verstehen? Wo sind die Mittel, um diese Schulen, deren Billigkeit und Nothwendigkeit Niemand bezweifeln kann, in's Leben zu rufen und dergleichen sind die gewöhnlichen Fragen, die den gerechtesten Anforderungen entgegengehalten werden, und wenn keine andere Antwort derselben geworden, so versuchen wir die finanzielle Frage zu lösen. Wem diese Mittel nicht genügen, oder wer sie nicht für geeignet findet, für den gibt es überhaupt keine Möglichkeit, irgend Großes zu Tage zu fördern, und dann hat die Menschheit überhaupt keine Hoffnung mehr, daß ihre traurigen Zustände je gehoben werden. Jede Idee, jeder Gedanke, der überhaupt Wirkliches anstrebt, ist der Durchführung fähig, und nur klägliche Schwäche und Ver-

krüppelung des Geistes kann die Kraft und die Macht des menschlichen Willens bezweifeln. Ist es nicht bei allen großen Unternehmungen von jeher der Fall gewesen, daß die schwachsinnigen Geister jene Männer belächelten, die den Muth hatten, über die Alltäglichkeit ihrer Zeit sich zu erheben und die Schranken zu durchbrechen, die die Feinde der Menschheit der Verwirklichung ihrer Ideen entgegenstellten? Würde man nicht im vergangenen Jahrhundert denjenigen verketzert haben, der ausgesprochen, daß man im nächsten Jahrhundert nicht mehr nöthig hat, auf holperigen Landstraßen Mann und Roß zu ermüden, sondern auf stattlichen Bahnen, von einem Lande in das andere fliegend, die Welt umkreisen und die Gedanken in Augenblicken dahin tragen kann? Haben nicht in neuerer Zeit die Missionsvereine eine Wirksamkeit entfaltet, die als Beispiel dienen sollte für alle Unternehmungen, die das Wohl der Menschen zum Zwecke haben, und Angesichts der vielen und großen Unternehmungen, die unter den ungünstigen Verhältnissen sich Bahn gebrochen, sollte es unmöglich sein, ein Unternehmen zu schaffen, das höhere und edlere Bedürfnisse befriedigt, als alle Schöpfungen unserer Zeit? Oder kann es ein größeres Bedürfniß geben, als die Erziehung; kann für das allgemeine Wohl Zweckmäßigeres und gegenüber der Menschheit Gerechteres gefunden werden, als Versorgung Derer, denen ein unglückliches Geschick die Gründung einer sichern Zukunft erschwert hat?

Darum, wenn nicht die Gründe der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit bewegen können, so laßt Euch, edle Menschenfreunde alle rühren von dem Zustande des Blinden, der in diesem Buche nach Kräften und wahrheitsgetreu dargelegt ist. Sobald Ihr nur irgend die tiefe Traurigkeit, die sein Leben durchzieht, erfaßt, wenn Ihr nur ein wenig Euch in seinen Zustand hineingedacht, so kann es bei dem hohen Edelmuthe und der wahren Menschenfreundlichkeit, von der noch so viele Männer und Frauen aller Orten glühen, nicht fehlen, daß das Unternehmen in kürzester Zeit in's Leben trete. Dies ist das erste und letzte Ziel unseres Strebens, möge der liebe Gott es mit baldiger Erfüllung segnen!

Wir sind uns keinen Augenblick unklar, daß vielleicht Gegner unseres Bestrebens auftauchen, die die Ausführbarkeit desselben bezweifeln mögen; diese mögen sich immerhin als Zweifler uns gegenüber stellen, wir kämpfen für die gute Sache und werden alle die Scheingründe zu widerlegen wissen, die sich je erheben können, und nie aufhören, unser Ziel, die Verwirklichung der Verbesserung des Blinden-Erziehungs- und Versorgungswesens, zu verfolgen.

Anhang.

I.

A. Einrichtung und Zweck eines allgemeinen Blindengenossenhauses oder Blindenassociation.

Manche der geehrten Leser werden nach Durchlesung dieses Buches zu der Erkenntniß gelangt sein, daß die in demselben besprochene Sache die Aufmerksamkeit eines jeden fühlenden und denkenden Menschen verdient; daß für das sehende Auge, welches täglich die Herrlichkeit der Natur, die Größe und Allmacht Gottes anstaunt und bewundert, auch Momente gegeben, in denen es die Leiden des Nichtsehenden wahrhaft betrachten und in ernste Erwägung ziehen soll. Wenn, wie so oft im Leben, dem Menschen Augenblicke kommen, in welchen er ernster und andachtsvoller gestimmt, in denen seine Seele sich mit inbrünstigem Danke zum Geber aller Güter und auch der Himmelsgabe des Augenlichts erhebt, dann wende sein Gedanke sich meinen unglücklichen Leidensgefährten zu, dann ziehe er in Erwägung, ob denn für dieselben Alles geschehen, was Menschenliebe und Menschenpflicht gebieten. In den Herzen unendlich Vieler wird ein kräftiges, ja wohl ein anklagendes und spornendes „Nein" die Antwort sein. Wer träge und müssig den Leiden seiner Mitmenschen zuschaut, der spricht von der großen Anzahl von Blindenerziehungsanstalten, die entstanden, Deutschland allein hat 20, sagt er; er bedenkt aber nicht, daß in Deutschland 30,000 Blinde leben, von denen mindestens der sechste Theil erziehungsfähig, und daß dem ungeachtet etwa nur 1000 in den Anstalten Aufnahme finden können. Von den in England lebenden 30,000 Blinden kann von je 7

nur Einer der Vortheile einer Ausbildung in den dort bestehenden 23 Instituten theilhaftig werden (siehe Household Worths, 5. März 1861). Und so überall in Frankreich, Dänemark und andern Ländern. Und wenn auch dem großen unermeßlichen Bedürfnisse völlig abgeholfen wäre, wenn ein jeder blinde Knabe und jedes blinde Mädchen in einer Anstalt Aufnahme finden könnte, dürfte man dann die Hände ruhig in den Schoß legen und sagen „unsere Pflicht ist erfüllt?" Keineswegs. Lassen Sie uns, mit voller Anerkennung des Nutzens, den die Blindenerziehungsanstalten stiften, die Aufgabe derselben und zugleich die von ihnen bisher gelöste recht in's Auge fassen und alsdann sehen, ob denn auch nur die hauptsächlichsten Uebelstände, unter denen der Blinde leidet, gehoben werden und wirklich zu heben sind.

Aus der Bezeichnung „Blindenerziehungsanstalt," erkennt man eigentlich schon die Aufgabe eines solchen Instituts, nämlich: den armen blinden Kindern nützliche Kenntnisse für das praktische Leben beizubringen, auch sie über das Leben hier und jenseits zu belehren, sie der Abgeschlossenheit zu entziehen, in welche das sie umgebende Dunkel sie nothwendigerweise versetzt, sie mit ihrem Schicksal zu versöhnen, das soll das Bestreben eines solchen Institutes sein. Nach den verschiedenen Verhältnissen, unter denen das Kind bisher gelebt, ist dasselbe bei seinem Eintritte in die Anstalt, launisch oder heiter, in sich gekehrt oder mittheilsam, artig oder ungezogen. Alle diese Mängel zu beseitigen, und die Tugenden zu befördern, ist der erste Schritt, den das Institut mit dem Kinde vornimmt und durch den es sich gleichsam mit dem ganzen Wesen und Innern des Kleinen vertraut macht. Erziehung ist aber weit umfassender; man erzieht zur Sittlichkeit und Religiösität, zur Arbeit, zur Selbstständigkeit, zu häuslichen und bürgerlichen Tugenden; die Entwickelung des Gemüthes, des Verstandes, namentlich des Erkenntnißvermögens, sowie überhaupt aller anderen Geistesfähigkeiten, wie auch die Bildung des ganzen Charakters, vor Allem aber das Bestreben, ihn zu einem würdigen Mitgenossen des Reiches Gottes heran zu bilden. Alles liegt in dem Worte: Erziehung.

Nach diesem Allen muß nicht nur gestrebt, sondern es muß auch dasselbe wo möglich erreicht werden. Wo möglich! — darin liegt schon ein Zweifel ausgedrückt, der, wenn auch erst nur durch die Unsicherheit jedes menschlichen Strebens in der Seele hervorgerufen stets klarer und bestimmter hervortritt, je mehr Blindenanstalten man kennen lernt. In jeder ist eine andere Richtung vorherrschend, welche die Befähigung einiger Zöglinge bevorzugend, andere zurückstehen läßt.

Man kann unter diesen vier ganz verschiedene Systeme bestimmt ausscheiden. Bei einigen Anstalten, wie z. B. in München, Wien und Schwäbisch-Gmünd, ist die Absicht vorherrschend, den Zöglingen ein dauerndes, lebenslängliches Asyl zu bieten, in welchem sie, mit einer entsprechenden Arbeit beschäftigt, ein ruhiges, den Stürmen des Lebens fernliegendes Pflanzenleben führen sollen. Andere sind darauf bedacht, ihre Zöglinge, nachdem sie ihnen eine Beschäftigungsart glauben beigebracht zu haben, in's Leben hinaus zu schicken, sie ihrem eigenen Schicksal zu überlassen und ihnen eine nur sehr spärliche Unterstützung an Geld oder Material zur Arbeit, dessen Werth zurück gezahlt werden muß, zu gewähren. Die Unterstützung aber ist lediglich von dem Verhalten des entlassenen Blinden abhängig, d. h. er bleibt beständig noch unter der Vormundschaft, unter welche ihn der Vorstand der Anstalt stellt; dieser empfiehlt ihn nämlich einer Persönlichkeit, die mindestens einmal im Jahr über das ganze Verhalten und Benehmen des Blinden dem Vorstande der Anstalt Bericht zu erstatten hat. Von der Eigenthümlichkeit, von der Auffassungs- und Beurtheilungsweise, von der geistigen Fähigkeit und dem Charakter einer solchen beaufsichtigenden Persönlichkeit, die als „liebreiche Bevormundung“ von Seiten solcher Anstalten hingestellt wird, hängt demnach die fernere Verabreichung der dürftigen Unterstützung an den armen Blinden ab. Diese Richtung ist namentlich in Dresden und Hannover vorherrschend.

Eine dritte Klasse von Anstalten widmet sich einzig der Erziehung der blinden Kinder, und überläßt dieselben bei ihrem Austritte aus dem Institute ganz und gar den trüben und sorgenschweren Geschicken, die ihnen das unbekannte kampfvolle Leben außerhalb der Anstalt entgegenführt. Diese Richtung, die wie Jeder einsehen wird, unbedingt verwerflich ist, wird durch die Anstalten in Hamburg, Paderborn und Friedberg vertreten.

Das vierte und uns am zweckmässigsten scheinende System ist das in Lausanne und vorzugsweise, durch Blinde selbst, in England in's Leben gerufene und jetzt in Copenhagen angestrebte, wo neben der Erziehungsanstalt freie Werkstätten für die aus der Anstalt hervorgegangenen Arbeiter errichtet werden, in welchen sie nach freier Wahl arbeiten und auch, wenn es ihrem Wunsche entspricht, Wohnungen gegen eine mässige Miethe erhalten können, so daß ihnen überhaupt die Anstalt in jeder Weise fördernd zur Seite steht. Wie dieses System in der umfassendsten Weise auszuführen, und zwar der Art, daß die Hülfe nicht nur den in den Anstalten gereiften Blinden geboten, sondern überhaupt jedem nicht Sehenden geleistet wird, darüber werden wir nachstehend einen Plan unterbreiten. Stets nach dem Orte nun, wo die Ausbild-

ung des Vorstehers stattgefunden, oder nach dem Maße, wie seine geistige Entwicklung fortgeschritten, werden seine Anschauungen, seine individuellen Erfahrungen, die er ja für die zweckmässigsten hält, bisweilen in der besten Absicht in der Anstalt zur Geltung gebracht. Wenn der Vorsteher noch dazu ein Sehender ist, wird er sich oftmals nicht in den eigenthümlichen Gemüthszustand der Blinden hineinfinden können; ihr tiefes und zartes, nach Innen gekehrtes Seelenleben bleibt ihm immer ein unenthülltes Geheimniß; er darf nur ein unvorsichtiges, ein unüberlegtes Wort fallen lassen, um den Frieden des armen Blinden zu zerstören, um ihm im Innersten seiner Seele wehe zu thun. Ein anderer Uebelstand der Erziehungsanstalten geht aus dem Umstande hervor, daß jeder bemüht ist, bei der alljährigen Prüfung so befriedigend und vortheilhaft zu erscheinen wie nur möglich. Zu dem Zwecke werden kunstvolle Dinge, die den Blinden für das Leben selbst wenig oder gar keinen Nutzen bringen, gelehrt, deßhalb werden grosse Concerte eingeübt, wo mancher ein Instrument spielen muß, das ihm später durchaus nicht forthelfen kann, und dessen nachherige Entbehrung ihm nur Trübsal und Kummer verursacht.

Nach diesen dargelegten Uebelständen wird vielleicht Mancher die Frage aufwerfen, ob denn die Erziehungsanstalten durchweg verwerflich, ob sie abgeschafft werden sollen? Darauf erwiedern wir: Keineswegs. Ist auch bei vielen Anstalten dieser oder jener Mangel obwaltend, so ist der Nutzen derselben doch unverkennbar und hoch anzurechnen. Leider werden nämlich die Blinden in ihren Familien, falls diese reich sind, nicht selten in ein abgesondertes Zimmer des Hauses verwiesen, um dort, als eine zu ewiger Gefangenschaft verurtheilte Schande der Familie ein einsames, freuden- und thatenloses Pflanzenleben zu führen; ja selbst im besten Falle vermag der Umgang seiner sehenden Anverwandten dem Blinden nicht das volle Verständniß seiner Genossen zu ersetzen; zu leicht lassen auch Wohlwollende seine Abhängigkeit ihm gerade da um so empfindlicher fühlen, wo sie die zarteste Pflege und Rücksicht ihm wollen angedeihen lassen und selbst ihre Aufopferung läßt den feinfühlenden Blinden nicht jene schweigende Duldung vergessen, die ihm nur stumme Dankbarkeit, selten ein thätiges Mitwirken gestattet. Er entbehrt ferner alle ihm so nothwendigen Hülfsmittel zu seiner geistigen Fortbildung; der erregte Wissenstrieb kann ihm nur eine unsichere, zweifelsvolle und halbe Befriedigung gewähren. Deshalb sollte die Blindenerziehungsanstalt die rechte Vorbereitung für blinde Knaben und Mädchen sein; hier sollten und müßten sie mit den verschiedenen Zweigen des Wissens und der gewerblichen Fertigkeiten bekannt gemacht

werden, um in der Folge als selbstständige, von ihrer eigenen Arbeit sich nährende Mitglieder der Gesellschaft dastehen zu können. Daß diese Absicht jedoch von den bis jetzt bestehenden Blindenanstalten wenig oder gar nicht erreicht wird, stellt sich bei deren näheren Betrachtung sofort heraus. Denn mit einigen, ihm oberflächlich beigebrachten, aber noch nicht von ihm verdauten Kenntnissen und Fertigkeiten versehen tritt der Blinde aus solchen Anstalten in's Leben ein, er, welcher oft nicht jene neuen und zukunftreichen Ideen auszusprechen und auszuführen vermag, die bei den Blinden auf eigenthümliche Weise gewonnen, immer etwas Eigenthümliches haben. Denn ihn blendet nicht die äußere Erscheinung, ihm verfälscht nicht der Wirrwar des Lebens die angebornen Ideen von sittlicher Würde, von der harmonischen Glückseligkeit und Schönheit, zu welcher der Menschengeist bestimmt ist. Bei ihm sind Vernunft und Gewissen die leitenden Sterne seiner Nacht und vermöge seines treuen Gedächtnisses und der rastlosen Thätigkeit seiner nie zerstreuten, stetigen auf einen bestimmten Zweck hinarbeitenden Phantasie, strebt er auf das gesellschaftliche Leben jene ewige Wahrheit der Naturgesetze anzuwenden, deren Erkenntniß ihm die begrifflich geschulte Uebung seiner einzelnen übrigen Sinnesorgane um so sicherer gewährt, weil das Gesammtbild der täuschenden Oberfläche der Dinge seinem umdunkelten Auge verborgen bleibt. Mit solchen Ideen, mit seiner träumerischen stets wechselnden Phantasie, mit dem weichen sehnsuchtsvollen Herzen, steht jedoch der Blinde dann fast immer allein in der Welt da. Sind die Vermögensumstände des Blinden günstig, so gestaltet sich sein Leben als ein bloßes schwermuthvolles Vegetiren, voll unbefriedigten Dranges nach weiterer Ausbildung und nach geselligem, erhebenden Umgang.

Nöthigen ihn dagegen die Verhältnisse, durch seiner Hände Arbeit seine Existenz zu suchen, dann tritt zu der eben detaillirten, so zu sagen moralischen oder philosophischen Seite des Blindenlebens eine noch weit trübere praktische hinzu. Die Anzahl der Handwerke, welche der Blinde üben kann, ist verhältnißmäßig nicht so ausgedehnt, und dieselben sind, wie alle männlichen Berufsarten, mit thätigen und tüchtigen Arbeitern wohl versehen; die Entbehrung des Sehvermögens und die dadurch entstehende Langsamkeit der Arbeit wird den Verdienst eines Blinden stets um die Hälfte dessen herabsetzen, welcher durch Maschinenarbeit erzielt werden könnte. Zu diesen zwei wesentlichen Uebelständen kommt dann noch der, daß den blinden Handwerkern, als Einzelstehenden, nicht einmal fortwährende Beschäftigung zugesichert wird. Wenn ein Blinder ein Institut verläßt, wendet er sich an

die wenigen Freunde und Gönner, die er besitzt, die sich alsdann auch bestreben ihm Kunden zu verschaffen. Er beginnt deshalb gemeiniglich damit, sich seinen kärglichen Unterhalt zu verdienen. Die Gewohnheit beginnt jedoch schon nach Kurzem die Bestrebungen der Sympathie zu kühlen, und der Arbeiter wird seinen eigenen Anstrengungen und Hülfsquellen überlassen, die ihn auf die Dauer der Zeit nicht in den Stand setzen, das Nöthige für seine eigenen Bedürfnisse zu erringen. Er kann auf dem grossen Handelsmarkte nicht mit seinen scharfäugigen Nebenbuhlern concurriren und wird aus dem Kreise gedrängt. Er geräth in Mangel und muß sein Material verpfänden oder verkaufen. Er kommt ins Arbeitshaus oder sucht sich vielleicht seine Existenz, indem er auf den Strassen seine Waare feil bietet. Die nächste Stufe abwärts führt zum einfachen Betteln. Wie diese vielen ungünstigen Verhältnisse ihre Abhülfe finden, auf welche Art den Erziehungsanstalten eine Ergänzung geboten werden könnte, mit deren Hülfe ihre Aufgabe vollkommen gelöst würde? dieses ist die Frage, die uns gegenwärtig beschäftigt, und geben wir darauf die einfache Antwort: Nur durch die Errichtung eines allgemeinen Blindengenossenhauses.

Das allgemeine Blindengenossenhaus soll Blinde ohne irgend welchen Unterschied aufnehmen; jedem Blinden, gleichviel, ob er je zu der Anstalt in Beziehung gestanden oder nicht, durch Rath und That helfen; es soll ein Centralpunkt für die Blinden aller Länder und Nationen werden. Wie dürften wohl verschiedene Abstammung, verschiedene Vermögensverhältnisse oder auch verschiedener Glauben bei einem Unternehmen, das nur das Wohl einer ganzen, unglücklichen Klasse von leidenden Mitmenschen vor Augen hat, einen Einfluß äußern? Wer fragt einen Hungernden oder einen wirklich der Hülfe Bedürftigen, ob er Christ, Jude oder Muhamedaner, ob er Deutscher, Däne oder Engländer u. s. w. sei; die Hülfe wird ohne weitere Frage gewährt und so muß es auch hier der Fall sein. Gerade deswegen braucht das Genossenhaus nicht das einzige seiner Art zu sein, denn wo sich der Bedarf einer solchen Anstalt zeigt, was wohl fast überall der Fall sein wird, könnten Special-Anstalten, gleichsam Verzweigungen des allgemeinen, universellen Hauses errichtet werden. Diese speziellen Anstalten sollen nicht als für sich bestehende Institute betrachtet werden, sondern nur als Theile eines Ganzen; sie sollen stets in Verbindung mit dem allgemeinen Hause und durchaus durch dieses wirken und nur durch eine solche Verbrüderung, durch ein solches, alle Blinden umschlingendes Band kann diesen Hülflosen eine dauernde und wahrhaft nützliche Stütze geboten werden.

Der Zweck des Genossenhauses ist schon im Vorhergehenden angegeben: es soll als Ergänzung der Erziehungsanstalten dienen, es soll den jungen Pflanzen, die aus den Instituten hervorgehen, Schutz bieten, soll ihnen, wenn das winterliche Leben ihnen Kleidung und Nahrung versagt, diese verabreichen und sie zu kräftigen Stämmen auferziehen, die selbstständig dastehen und sichere Wurzeln in dem schlüpfrigen Boden schlagen, die den Stürmen der socialen Härten zu widerstehen vermögen. Dieses zu thun ist keine kostenverursachende Pflicht, die dem Sehenden und den verschiedenen Staatsregierungen obliegt; es ist eine nutzenbringende Pflicht, durch die dem öffentlichen Leben unendlich reichhaltige Schätze zugeführt werden; die Kräfte, die aus Mangel an Arbeit und Beschäftigung versiegten, und den Gemeinden oder der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen, die werden durch ein Genossenhaus nicht nur sich selbst wieder gegeben, sondern auch in den Stand gesetzt, sich ihre eigene Existenz zu verschaffen und als thätige Mitglieder in der Verkehrswelt, in der Welt des Ringens und Gewinnens aufzutreten. Die früher beanspruchende Bürde wird in Vortheil verwandelt.

Auf welche Art dieses geschehen könnte, ist eine Frage, die mich jahrelang beschäftigt, und die ich nach meinem Dafürhalten jetzt gelöst. Die aus den verschiedensten Anstalten in's Leben hinaustretenden Blinden, haben, wie schon erwähnt worden, mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, um das tägliche Brod zu verdienen. Manchmal haben sie gar kein bestimmtes Handwerk erlernt oder das erlernte ist jedoch nicht der Art, daß sie dasselbe ausüben oder gar verwerthen können. Vorerst ist es daher eine Aufgabe des Genossenhauses, einen Jeden einem ihn hinlänglich ernährenden Berufszweige zuzuführen. Mit dem Genossenhause verbunden ist eine Erziehungsanstalt zu errichten, wo die, von Blinden überdachten, aus vielen Erfahrungen geschöpften Prinzipien sich geltend machen, in welcher der Zögling in allen Zweigen des Wissens und der gewerblichen Fertigkeiten, die nur dem Blinden zugänglich gemacht werden können, unterrichtet wird und derjenige, der die Gaben und Lust dazu besitzt, sich zum Beispiel zum Lehrer seiner Leidensgenossen heranbilden kann. Als eine wichtige Quelle der Blindenversorgung erscheint die Musik. Eben in größeren Anstalten läßt die Menge der Mitglieder eine umfangreichere musikalische Thätigkeit zu; die hervorragenden Talente können sich ausschließlich der Musik widmen und vollständige Musik-Chöre organisiren. Es gilt aber, diese Chöre zusammen zu halten und wenn man sie nicht durch den Austritt Einzelner zersplittert sehen will, lasse man sie auf eigene Rechnung größere Kunstreisen

machen; empfehle sie in Bädern und an sonstigen belebten Plätzen. Will man hiergegen einwenden, daß die von Blinden schon unternommenen Reisen nicht immer ein glückliches Resultat erzielten, so liegt dieses nicht an den Blinden selbst, sondern in dem für sie von den Anstalten leider herbeigeführten, mehr als inhumanen Verhältnissen. Einige Anstalten suchen nämlich den Blinden die Musik gänzlich zu entziehen, während die meisten sie nur als ein den gesammten Zöglingen zugängliches Vergnügungsmittel darstellen möchten, oder richtiger gesagt sie als ein Mittel, um in ihren Anstalten damit zu glänzen, benutzen. Diese verschiedenen, durchaus verkehrten Anschauungen verfehlen nicht, den blinden Musikern auf ihren Reisen die größten Hindernisse zu bereiten. So lange die Musik den Sehenden, dem eine weit größere Auswahl von Berufsarten zu Gebote steht, nicht entehrt, und es ihm gesetzlich gestattet ist, dieselbe zu üben, kann sie für den Blinden unmöglich etwas Entehrendes sein und es ist die Pflicht aller Behörden, den Blinden diese ihnen natürliche Hülfsquelle offen zu halten und sie hierin zu unterstützen.

Hauptzweck des Genossenhauses bleibt aber immer der, in möglichst kürzester Zeit, z. B. 3—5 Jahren, den Blinden dahin zu bringen, daß er unabhängig, oder doch so, daß er an die wandelbare Barmherzigkeit Anderer nicht mehr zu appelliren braucht, ohne hiefür nicht den geringsten Rückersatz gestatten zu können, also die Hülfe Anderer für seinen Lebensunterhalt nicht mehr unmittelbar in Anspruch zu nehmen gezwungen ist. Wie weit sich das Vermögen, sich selbst ernähren zu können, erstreckt, das kommt auf die besonderen Gaben des Zöglings, die Charakterstärke desselben, auf die augenblicklichen Umstände, und namentlich und vorzüglich auf die Wirksamkeit des Genossenhauses an. Nach genauer Erwägung aller dieser verschiedenen Verhältnisse, wo natürlich auch der eigene Wunsch des Blinden als Hauptbestimmungsgrund mit auftritt, würde er dann sich selbst überlassen, jedoch in stetem Verkehr mit der Anstalt stehend, in die Welt hinaustreten, und mit Hülfe derselben seine Existenz gründen, oder er bliebe in der Anstalt, um dort seinem Geschäfte zu leben und die von ihm verfertigten Gegenstände würden durch das Genossenhaus veräußert, das ihm nach Abzug einer geringen Vergütung für seine Beköstigung, den Ertrag derselben übergibt. Hiermit wäre dem einen der drei oben erwähnten Uebelstände abgeholfen; dem Genossenhaus sind jedoch noch weit mehr schöne Aufgaben zur Lösung gegeben. Der blinde Handwerker kann gerade seines Mangels halber und der daraus fließenden Langsamkeit nie mit dem Sehenden, wie wir gehört, concurriren, wenn ihm nicht Erleichterungen geboten

werden. Es ist daher eine Hauptaufgabe der Anstalt, die Rohstoffe, welche die Blinden verbrauchen, in großen Quantitäten einzukaufen und sie den blinden Arbeitern für den Einkaufspreis zu überlassen, ihnen auch wohl für einige Zeit Vorschuß zu leisten; dadurch werden sie in den Stand gesetzt, fortwährend zu arbeiten, wenn auch Zeit oder Umstände ihrem Geschäfte gerade nicht günstig wären. Bei einem Geschäfte tritt oft ein sichtbarer Mangel an Absatz ein, und dies kommt natürlicherweise auch häufig bei den blinden Gewerksmännern vor, denn wo diesem Uebelstande sonst auch wohl noch durch eine eifrigere Thätigkeit, durch ein Selbstbewerben um Absatz hier oder dort abgeholfen werden könnte, da muß der Blinde, dessen Bewegungen so sehr gehemmt, sich still in sein Schicksal finden. Hauptaugenmerk des Genossenhauses muß es deshalb sein, Mittel ausfindig zu machen, die ein günstiges Resultat in dieser Beziehung sichern, und diese Mittel sind schon gefunden. Sie sind zweierlei Art. In England besteht eine Genossenschaft von Blinden zur Beförderung des allgemeinen Wohlstandes derselben, die nicht weniger denn 56 blinde Männer und Frauen beschäftigt, und deren verfertigte Gegenstände durch einen besonderen Verkaufsladen, der nur diese Sachen führt, an die Käufer bringt. Da findet man: Bürsten, Körbe, Korbstühle, Matten aus Cocusnußfasern geflochten, Flechtarbeiten aus Rohr, Weiden, Schilf, Stroh und Draht, überflochtene Reitgerten, alle Arten Seilerarbeit, verfertigte Schuhe, kurz Gegenstände aus beinahe jedem Handwerk, bei dem der Tastsinn den Mangel des Auges ersetzen kann. Durch den Betrieb dieses Ladens können auch wiederum Andere beschäftigt werden, die kein eigentliches Geschäft erlernt haben; 16 sind nämlich bloß damit beschäftigt, die Waaren des Ladens an Käufer abzusetzen, Bestellungen einzuholen oder solche zu befriedigen. Spricht diese Art, den Blinden Absatz zu verschaffen, auch beim ersten Anblick an, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß die Kosten dabei nicht unbeträchtlich sind und dürfte daher ein anderes Mittel, das sich auch schon als erprobt bewiesen, zu empfehlen sein. Durch die Hülfe verschiedener Comites edler Menschenfreunde, die sich überall bilden, werden die verfertigten Gegenstände Kaufleuten an den verschiedensten Orten übergeben, die zum Besten des Zweckes gewiß gerne auf jeden Vortheil beim Verkaufe verzichten und den Betrag der Waaren, welche sie an Kunden veräußert, alljährlich an das Genossenhaus einsenden würden, welches den respektiven Arbeitern, die Gegenstände an das Genossenhaus gesandt, je nach dem Werthe derselben schon im Voraus das baare Geld ausgezahlt haben würde.

Dies ist im Kurzen Zweck und Plan des Genossenhauses, nämlich: den Blinden sich eine selbstständige Bahn brechen zu helfen, ihn zum ebenbürtigen und nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Das Genossenhaus ist sein Lenker und Führer, sein Vater und seine Mutter, es ist sein Auge, das für ihn sieht, ihm die am Wege liegenden Hindernisse anzeigt und wegräumen hilft; es ist seine Heimath, in der er liebevoll erzogen und die ihn stets mit offenen Armen aufnimmt, wenn er durch den Drang der Umstände, durch Unglücksfälle oder sein eigenes unsicheres Benehmen verhindert wird, zum Genusse seiner rechten Freiheit und eines selbstständigen, sorgenlosen Lebens zu gelangen; dort wird er den Frieden finden, den er vergeblich in den Wirren des großen, menschlichen Treibens gesucht.

Mögen diese wenigen Worte ihren Zweck erreichen, mögen sie zum Herzen derer dringen, die zur Abhülfe der oben beschriebenen Leiden der armen Blinden beizutragen im Stande sind; Menschenpflicht und Menschenliebe gebieten dieses, und der Segen, den ein Genossenhaus einstens verbreitet, wird in dem sonnenstrahlenden Jenseits, wo kein Dunkel und keine Nacht, keine Blindheit und kein Nichtsehen herrscht, denen angerechnet, die ihr sehendes Auge und ihre mildthätige Hand nicht dem Rufe, der im Namen aller Blinden an sie ergeht, verschließen. Darum lasset uns wirken, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand mehr wirken kann!

B. Mittel und Wege zur Erreichung dieses Zweckes.

Blicken wir auf die verschiedenen für die Sehenden eingerichteten Institute und Vereine, so sehen wir, wie aus Kleinem und Unscheinbarem oft das Großartigste und Herrlichste sich entfaltet, und daß aus den geringsten Anfängen die segensreichsten Einrichtungen zur Beglückung der menschlichen Gesellschaft hervorgingen. Die Klöster sind hiefür ein deutlicher Fingerzeig. Sie entstanden aus Einsiedeleien. Vorerst war es ein Mann, durch das Zusammentreten einiger entstanden ganze Brüder- und Genossenschaften und aus solchen Klöstern, die sich durch ihre eigenen unter ihnen selbst geschaffenen Regeln und Vorschriften verwalten und noch regieren.

Ist nicht der bayerische Franciskaner oder Benediktiner in einem österreichischen, französischen, italienischen, spanischen oder nicht europäischen Orden, zu welchem er gehört, gleich heimathlich, wird er nicht von jedem Gliede des Klosters als Bruder bewillkommt, betrachtet und behandelt? Ja er genießt sogar nach seinem Grade volle Gleichberechtigung. Ist nicht die Kirche gerade das Institut, welches die Menschen ohne irgend welchen Unterschied als Brüder und Schwestern in Liebe zu vereinigen strebt und Jedem die volle Gleichberechtigung zuerkennt? Ist nicht ihr stetes Streben, nach ihren verschiedenen Phasen und Gestalten sich zu erweitern und zu verbreiten? Macht sie einen Unterschied zwischen Nationen?

Der Gustav-Adolphs-Verein, der sich durch ganz Deutschland verbreitet, richtet sich dessen Thätigkeit blos auf deutsche kirchliche Zwecke? Ist er nicht auch bereit, die außerdeutschen kirchlichen Anstalten, wo sie gedrückt und gehemmt werden, zu unterstützen und zu fördern, wie dies schon in Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Rußland vorgekommen ist?

Gehört nicht Jeder zu den Pius-, Vincentius-, Johannis-Vereinen, der in deren Geist wirkt und strebt? Erfreut er sich nicht jedweder Hülfe und Unterstützung, wenn er sich als wahren Jünger derselben zeigt?

Haben wir nicht das deutlichste Zeichen der innigsten Vereinigung und großartigsten Verzweigung und Ausdehnung an dem Bruderbund der Maurer? Erkennt nicht Jeder den Andern als Bruder in den verschiedensten Zungen, so weit sie nur verbreitet sind, fühlt sich nicht Jeder verbunden, seinen Mitbruder bei Ausübung seines Berufs oder Geschäfts, wo sie sich im Leben begegnen, obgleich sie einander nie gesehen, wenn er ihn als solchen erkennt, förderlich in jeder Art an die Hand zu gehen?

Betrachten wir die Strebungen des trefflichen Schulze-Delitzsch, die darauf gerichtet sind, die Arbeitskräfte unter einander zu vereinigen, so sehen wir, daß sie dadurch im Stande sind, mit ihrem geringen Kapital gegenüber den Kapitalisten allein zu bestehen, und so von denselben ihre Kräfte nicht in den Dienst genommen und ausgebeutet werden können.

Wer kennt nicht den geringen Anfang des Waisenhauses in Halle? Mit einem preußischen Thaler legte der fromme Herrmann Auguste Franke den Grund zu dieser jetzt so großartigen Anstalt. Sie vereinigt alle Gewerbe und Unterrichtszweige. Man findet in ihr Apotheke, eigene Bäckerei und Schlächterei, kurz Alles, was die Unabhängigkeit einer solchen Anstalt nach Außen sichert.

Ich erinnere noch endlich an die Bildungsanstalten in Windsbach. Sechs und dreißig Kreuzer war der Anfang des edlen Dekan Brand, und welcher großartigen Ausdehnung erfreut sich nicht jetzt dieses Institut.

Wir sehen aus dem hier nur angedeuteten, was durch Vereinigung vieler geringer Kräfte erreicht werden kann; bewährt sich hier nicht der alte bekannte Satz: Vereinigung und Einigkeit macht stark?

Wenn die Sehenden schon das Bedürfniß fühlen, daß sie durch Association ihre Ziele sicher und am schnellsten erreichen, warum sollte denn den Blinden, die mehr als Andere das schon durch ihren Mangel hervorgerufene Bedürfniß nach Einigung haben, nicht auch diese Wohlthat zu Theil werden?

C. Aufnahme-Bedingungen.

Für jeden nicht sehenden Bewohner eines allgemeinen Blindengenossenhauses wird bei dessen Eintritt in diese Anstalt mindestens verlangt:

1) folgende Papiere:
   a. Geburts-, Heimathschein;
   b. ist der Blinde der Schule entwachsen: Schul-, Konfirmationszeugniß und auch ein Zeugniß über den etwaigen Besuch der Sonntagsschulen, wo dieselben bestehen, oder Zeugnisse über etwaigen Besuch irgend einer andern Anstalt;
2) an Kleidung: zwei vollständige Anzüge, nämlich: zwei Kopfbedeckungen, zwei Halsbinden oder Halstücher, zwei Röcke, zwei Westen, zwei Beinkleider, mindestens drei Unterbeinkleider, zwei Paar Stiefel und ein Paar Hausschuhe, sechs Oberhemden und mindestens drei Nachthemden, ein Dutzend Socken, ein Dutzend Taschentücher;
3) an sonstiger Wäsche: sechs Handtücher, drei Servietten, zwei Bettüberzüge, drei Unterleintücher, mindestens doppelte Kissenüberzüge;
4) ein vollständiges Bett, bestehend in einem Strohsack, einer Matratze, einem Pfühl, einer Oberdecke, einem oder zwei Kopfkissen.

Außerdem hat der Eintretende noch mitzubringen: zwei Zahnbürsten, zwei Kämme, eine Haar- und eine Kleiderbürste.

Leistungen des Blindengenossenhauses.

Unterricht wird nicht nur in den verschiedenen Schulwissenschaften ertheilt, sondern auch in allen Zweigen des höheren Wissens, so weit derselbe dem Blinden nur irgend zugänglich gemacht werden kann und es von den blinden Bewohnern des Ge-

nossenhauses oder deren Eltern, Verwandten und Wohlthätern gewünscht wird. Es werden zu diesem Behufe die tüchtigsten Lehrkräfte verwendet und von diesen auch Unterricht in den verschiedenen fremden Sprachen ertheilt.

Der Unterricht in der Religion wird stets nur von einem, der jeweiligen Konfession angehörigen Lehrer gegeben.

Der Unterricht in Instrumental-Musik und im Gesang findet in der ausgedehntesten Weise sowohl theoretisch als auch praktisch statt; so wie auch in allen den Blinden zugänglichen Gewerkkenntnissen, soweit es nur von ihnen und ihren Angehörigen immer gewünscht wird.

Das Turnen, als eine unerläßliche Uebung für die Ausbildung der Gliedmassen, ist gleichfalls von einem tüchtigen Lehrer zu leiten.

Unterhaltung durch Spiele, so weit sie den Blinden nur immer zugänglich und veredelnd auf ihn wirken, sind in geselliger Beziehung in dem allgemeinen Blindengenossenhaus dessen Bewohnern zu bieten.

II.

Vorschlag zu einer Blinden-Versicherungsbank.

Nur zum Besten meiner künftigen Unglücksgefährten, also keineswegs aus eigenem Interesse, mache ich hiermit den Vorschlag zur Errichtung einer Blinden-Versicherungsbank.

Grausenvoll ist die Nacht, die dem Blinden Alles verbirgt, was Natur und Kunst durch das Auge vor die Seele stellt; schrecklich ist die Kluft, welche ihn von dem geselligen Leben trennt; schrecklicher aber als jene Nacht und diese Kluft sind die Entbehrungen vieler erlaubter Genüsse, mannigfacher Bequemlichkeiten und Freuden, denen der Blinde bei der Entbehrung des Lichts zugleich mit ausgesetzt ist. Da er nicht, wie Mancher glaubt, aufhört ein Individuum zu sein, so sind auch seine Bedürfnisse keineswegs vermindert, sondern gerade durch sein Gebrechen mannigfaltig vermehrt. Der Blinde fühlt Schmerz und Freude in einem weit höhern Grade als jeder Sehende und hat eben so viel, ja noch gerechtere Ansprüche auf Lebensgenuß, als jener; und dennoch will man ihm dieselben bisweilen absprechen. So schief auch diese Ansicht ist, so ist sie doch allgemeiner, als man glauben könnte, und wenn sie auch nicht immer laut ausgesprochen wird, so findet sie dennoch, freilich nur bei lieblosen Menschen, statt, welche dadurch ihre eigene Härte beschönigen wollen. Da doch kein Mensch, bei der größten Vorsicht und bei vollkommener Gesundheit, auch nur eine Stunde vor der Gefahr des Erblindens sicher ist, so muß man sich wundern, daß noch kein Vorschlag zu einer Blindenversicherung zur Sprache gekommen ist. Der Blinde kann und muß zwar, so lange er jung, gesund und kräftig ist, irgend etwas ergreifen, wodurch er die Mittel zu seiner Erhaltung erwerben kann; soll er aber vielleicht noch außer seiner Person für die Bedürfnisse einer Familie sorgen, so wird dieses nur selten zu ermöglichen sein.

Die mancherlei Fälle abgerechnet, in welchen der gesündeste Mensch durch eine heftige Erkältung oder durch äußere Verletzungen die Augen plötzlich verlieren kann, ist schon die Zahl derer sehr groß, welche durch anhaltende Beschäftigung am Schreibtische ihre Augen angreifen und der Erblindung leicht ausgesetzt sind, zu welchen auch mehrere Künstler und Handwerker gehören z. B. Schriftsetzer, Kupferstecher, Uhrmacher, Goldarbeiter und alle diejenigen, welche vor starkem Feuer arbeiten oder sich mit der Nadel nähren müssen. Schon diese allein könnten einen bedeutenden Verein bilden, an welchen sich noch die Zahl derjenigen anschließen würde, welche die Zweckmäßigkeit desselben einsehen. In dem Pfennigmagazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kentnisse Nr. 175, Jahrgang 1836, Seite 255 ist ein Aufsatz befindlich, in welchem die Zahl der Blinden in verschiedenen Ländern aufgeführt wird. In dem Jahre 1831 befanden sich in den preußischen Staaten unter 13,038,960 Einwohnern 9212 Blinde, also unter 1415 Seelen einer. Angenommen, daß ein Drittheil dieser Blinden aus Blindgeborenen bestände, welche Zahl gewiß eher zu gering, als zu hoch ist, so fände sich also unter 1886 Individuen ein Erblindeter. Da es jederzeit unmöglich sein und bleiben wird, diese Gesammtzahl zu einem Blinden-Versicherungs-Institut zu vereinigen, indem ein Drittheil aus solchen, welche sich demselben nicht anschließen werden, weil sie Geiz, Mißtrauen, Befangenheit oder Leichtsinn davon abhält, so bleibt nur ein Drittheil, auf das man Rechnung machen kann, 628 Individuen. Diese 628 Individuen steuerten demnach zur Unterstützung eines erblindeten Vereinsgliedes. Machte sich jeder von diesen verbindlich, 8 gute Groschen jährlich an die Bank zu zahlen, so würde die Summe von 209 Thalern 8 Groschen zusammen kommen und nach Abzug der unvermeidlichen Kosten zur Bestreitung der Geschäftsführung für den Erblindeten eine sehr ansehnliche Unterstützung gewähren. Dasselbe läßt sich auch in diesem Falle verhältnißmäßig auf Bayern anwenden, welches nach der Statistik des Staatsrathes v. Herrmann vom Jahre 1846, 3020 Blinde hat.

Bei der Lebensversicherung beabsichtigt Derjenige, der dem Vereine beigetreten ist, Personen, welche ihm theuer sind, nach seinem Tode gegen drückenden Mangel, nach Verhältniß sicher zu stellen; wo ist aber ein Mittel, ihn davor zu schützen, daß jene Personen nicht bei seiner Lebzeit schon in drückende Noth gerathen und er selbst mit ihnen zugleich, wenn ihn nämlich das Unglück träfe, zu erblinden? Ist irgend Jemand vor Gefahr des Erblindens sicherer als vor Unglück und Verlust durch Feuer, Hagelschlag und dergleichen, wogegen es überall Versicherungen giebt?

Ist wohl Jemand so gleichgültig gegen sich selbst, daß ihm sein eigenes Wohl, während der Dauer seines Lebens, weniger am Herzen läge, als das Wohl der Seinen nach seinem Tode? Und leiden die Seinen nicht selbst mit ihm, wenn jener unglückliche Fall der Erblindung eintreten sollte? Eine jährliche Ausgabe von etwa 10 Silbergroschen zu einem Zwecke, wie der hier vorliegende ist, wird auch der Sparsamste nicht scheuen, und der Aermste, wenn er sonst nur will, erschwingen können. Ob nun gleich manche Hindernisse, Geiz, falsche Scham und das Mißtrauen in den Weg treten werden, so bin ich doch fest überzeugt, daß mein Vorschlag ausführbar ist, und früher oder später in's Leben treten wird. Es kommt nur darauf an, daß ein einziger Mann es ernstlich unternimmt und einige seiner ihm gleichgesinnten Freunde zu gewinnen sucht; dann wird gewiß die Zahl der Subscribenten schnell zunehmen.

Es wird sich der Stifter einer Blindenassecuranz nicht minder um die leidende Menschheit verdient machen, als irgend ein Held, Gelehrter oder Künstler.

Die Fürsten Deutschlands und begüterte Menschenfreunde würden gewiß zu der Begründung eines Fonds das Ihrige beitragen, sobald nur erst ein Verein in hinlänglicher Zahl zusammengetreten wäre. Auch würde eine Vereinigung dieser Assecuranz mit irgend einer Lebens-Versicherungsbank nicht allein die Kosten der Geschäftsführung erleichtern, sondern auch das größte Hinderniß, das Mißtrauen, gänzlich beseitigen.

Dringend, sehr dringend bitte ich, diesen Aufsatz zu beachten. Wer es unmöglich hält, jemals erblinden zu können, den bitte ich, die kleine Ausgabe von 10 Silbergroschen, die er jährlich zahlen sollte, als ein Almosen zu betrachten, daß er dem Aermsten aller Armen freiwillig darbringt. Dem Erblindeten bringt er es, den weder Stand, noch Wohnort, noch Religion, noch irgend ein Verhältniß unter irgend einem Vorwande von dem allgemeinen Mitleid ausschließen kann und darf.

III.

Biographien merkwürdiger Blinder.

Wer nur irgend noch einem Zweifel sich hingibt, daß die Verbesserung der Blindenverhältnisse nur an dem traurigen Zustande dieser Unglücklichen scheitern und nur darum kein weiterer Schritt gemacht werden könne, die Pflicht der Erziehung und Versorgung derselben auf Alle auszudehnen, denen das leibliche Auge auf immer verschlossen bleibt, der möge aus vorliegenden Thatsachen, die in dem Leben einzelner Blinder, deren noch gar viele anzuführen wären, wahrheitsgetreu niedergelegt sind, die Ueberzeugung schöpfen, daß der Blinde der Erziehung fähig ist. Möge diese Ueberzeugung aber auch den gewonnenen Menschenfreund dem edlen Zwecke zuführen, der hier angestrebt wird; möge derselbe mitarbeiten an dem edlen Baue, aus dem das Glück und der Segen von Tausenden erwachsen soll!

Wir werden uns bemühen, in möglichst chronologischer Ordnung in einzelnen Blinden die Geschichte aller vorzuführen, und es ist damit zugleich ein Blick geworfen auf die Culturverhältnisse und den geistigen wie materiellen Zustand der Blinden aller Zeiten.

1. Homer

Von den Griechen, dem gebildetsten Volke der alten Welt, unendlich hochgeachtet und von jedem cultivirten Volke späterer Zeiten verehrt, lebte ungefähr 1000 Jahre vor Christi Geburt. Seine Lebensumstände sind so verschiedentlich angegeben und mit Fabeln durchwebt, daß Nachstehendes, das Wichtigste hiervon, nicht einmal verbürgt werden kann. Er war ein Grieche, ein Kind der Liebe, an den Ufern des Flusses Melis geboren, und deßhalb von seiner Mutter Melesigenes genannt und nachher von dem Bürger Phenius, mit dem sie sich verheirathete, adoptirt. In späteren Zeiten stritten sieben Städte um die Ehre, seine Geburtsstadt zu sein. Er soll zu Smyrna eine Schule gehalten, mit griechischen Seefahrern verschiedene Reisen gemacht, in Ithaka zurückgelassen,

dort seine Nachrichten von Ulysses gesammelt haben und von dort wieder abgeholt worden sein. Zu Colophon soll er erblindet sein und zu Cuma, wo er vergeblich die Einwohner um lebenslangen Unterhalt angefleht, den Namen Homer, womit sie einen Blinden bezeichneten, erhalten haben.

Er zog dann umher, um seinen Unterhalt durch Absingen oder Hersagen seiner Verse zu erwerben, und obgleich seinen Gedichten ein National-Interesse für alle Griechen zu Grunde lag, vermochte er doch nur, seinen Unterhalt ärmlich zu erwerben, den ihm ein Schullehrer zu Phocea, Thestorides, unter der Bedingung zusagte, daß er ihm das Niederschreiben seiner Gesänge gestatten solle. Nothgedrungen ging Homer die Bedingung ein und darbte, indeß Thestorides nach Chios ging und dort mit Homer's Gedichten ein grosses Vermögen erwarb, aber, als dieser ihm nachkam, von dort entfloh. Hier legte Homer eine Schule der Dichtkunst an, erwarb sich Vermögen, verheirathete sich, hatte zwei Töchter, starb 907 vor Christi Geburt. Seine Werke sind die Ilias und Odyssee, die Anfangs nur als Bruchstücke bekannt waren, bis der spartanische Gesetzgeber Lykurg sie von den Erben des Kreophilus, der sie von Homer selbst erhalten haben soll, aus Creta oder Jonien kaufte. Durch die Anordnung der Gesänge und Wegstreichung vieler fremder Einschiebsel machten sich Pisistratus und Aristarch um die Werke Homer's verdient. Ob mehrere, dem Homer zugeschriebene Werke ächt sind, bleibt zweifelhaft.

2. Appius Claudius,

der späterhin den Namen Cöcus, der Blinde, erhielt, verwaltete zu Rom die angesehensten Aemter, die Censor- und Consulwürde. Er wurde durch Heftigkeit und Ehrgeiz zuweilen irre geleitet, zeichnete sich aber auch wieder als einsichtsvoller, beredter und thatkräftiger Mann aus; er legte die erste Wasserleitung zu Rom und jene berühmte Landstraße an, die von ihm den Namen der Appischen erhielt und wovon noch wichtige Ueberreste vorhanden sind. Im hohen Alter erblindet, blieb ihm die Liebe und Achtung seiner Familie und seiner Landsleute. Doch hatte er sich wegen seiner Blindheit von allen Staatsgeschäften zurückgezogen, als der Krieg der Römer mit Pyrrhus begann. Dieser siegte mit Hülfe seiner Elephanten, hielt es aber doch am zweckmässigsten, den Römern sofort Frieden anzubieten, und diese standen im Begriffe, ihn anzunehmen, als der blinde Appius sich in die Versammlung des Senates tragen ließ. Er reizte den Stolz der Römer, schilderte ihnen die nachtheiligen Folgen, wenn sie sich jemals darauf einlassen könnten, als Besiegte Frieden zu schließen und bewirkte

hierdurch die Fortsetzung des Krieges, der für Rom höchst vortheilhaft endigte.

3. Timoleon

aus Korinth, ein Anhänger der Philosophie des Pythagoras, strebte, begeistert von Freiheitsliebe, aber vergeblich, seinen Bruder Timophanes zur Entsagung der sich angemaßten uneingeschränkten Herrschaft zu bewegen; er erschlug ihn, da seine Vorstellungen kein Gehör fanden, erhielt deßhalb den Fluch seiner Mutter, und verlebte, hierdurch schwermüthig, 20 Jahre in Einsamkeit, bis ihn die Corinther ihrer vom Tyrannen Dionysius bedrängten Pflanzstadt Syrakus zu Hülfe sandten. Durch sein grosses Feldherrtalent besiegte er mit geringen Hülfsmitteln die Karthaginienser und Siciliens Tyrannen; zwang den Dionys zur Räumung von Syracus, gab dieser Stadt Freiheit und Gesetze und brachte die vertriebenen Einwohner und den alten Wohlstand zurück. Er verlor sein Gesicht völlig, kam aber dennoch immer in einem kleinen Wagen in die Volksversammlungen, wo er stets Beweise der allgemeinen Achtung erhielt. Nach seinem Tode erbauten ihm die dankbaren Syrakusaner ein prächtiges Grabmal, das den Namen Timoleonta erhielt.

4. Ossian,

Sohn Fingals, Königs von Morven, einem Theile Schottlands, lebte wahrscheinlich im dritten Jahrhunderte zur Zeit des Kaisers Severus. Seine Gedichte, die sich im Munde seiner Landsleute erhielten, sammelte Macpherson, der sie zuerst in englischer Uebersetzung 1758 herausgab. Die Aechtheit derselben wird bestritten, obgleich bedeutende Gründe dafür sprechen. Die Gedichte liefern zum Theil die Lebensumstände des Dichters. Er war ein geachteter Feldherr und beliebter Dichter seines Volkes und erreichte ein hohes Alter.

5. Didimus

von Alexandrien, geboren im Jahre 310, starb im Jahre 395. Er wurde in einem Alter von 5 Jahren blind, erwarb sich so grosse Kenntnisse, daß er als Lehrer der Theologie den heiligen Hieronymus und mehrere berühmte Männer seiner Zeit zu Schülern hatte. Er war auch Kirchenschriftsteller; von seinen Werken kamen nachstehende auf uns: eine lateinische Uebersetzung seiner Abhandlung über den heiligen Geist, einige Bemerkungen über die kanonischen Briefe und ein Buch gegen die Manichäer.

6. Abulola Achmed Ebn Abdalla Ebn Soliman,

oder, wie er nach Adelung in einem Manuscript seiner Gedichte in der königlichen Bibliothek zu Paris genannt wurde, Abul Olo Mohamed ben Soliman al Tenuki, geboren zu Maara in Syrien im Jahre 970, verlor sein Gesicht im dritten Jahre durch die Blattern und starb, von den Muhamedanern verketzert, im Jahre 1057. Golius und Fabricius haben Proben seiner Gedichte drucken lassen, von denen Reiske in einem Briefe an Lessing sagt, daß sie sehr zart und beschreibend sind. Sie enthalten nach dem Zeugniß des Golius viele Metaphern und Schilderungen sichtbarer Gegenstände, denen es weder an Wahrheit noch an Lebhaftigkeit fehlt. Sein Gedicht Siktazzendi, der Funke, hat einen sehr entschiedenen und mannigfaltigen Inhalt; doch scheint das Lob eines berühmten Arabers der Hauptzweck. Das zweite, Lözum ma la jaizom, von der Eitelkeit der Welt und den unsichtbaren Dingen, enthält mehr als zehntausend Verse und beide Gedichte befinden sich im Manuskript in der Bibliothek zu Leyden.

7. Bela (der Blinde)

wurde um's Jahr 1131 König der Ungarn, obgleich ihm sein Vaterbruder die Augen hatte ausstechen lassen. Er regierte löblich. Seine Gemahlin Helena reizte die Ungarn, diejenigen, welche Bela's Blindheit verursacht hatten, zu bestrafen. Es entstand ein blutiger Krieg, worin Bela siegte, der sich aber nun der Trunkenheit ergab und hierdurch seinen Tod beförderte.

8. Dandolo, Heinrich,

war aus einem der edelsten Geschlechter Venedigs und wurde als Gesandter zu Konstantinopel von dem griechischen Kaiser Manuel durch ein ihm vor die Augen gehaltenes glühendes Kupferblech seines Gesichtes völlig beraubt. Er wurde im Jahre 1193 im hohen Alter zum Dogen von Venedig gewählt und bewegte seine Landsleute zum Angriffe auf Konstantinopel, um den von dort vertriebenen, nach Venedig geflüchteten Prinzen Alexius Commenus wieder auf den väterlichen Thron zu setzen. Er übernahm selbst die Anführung des Heeres und griff, indeß im Jahre 1203 die Kreuzfahrer von der Landseite Konstantinopel stürmten, mit den venetianischen Galeeren den Hafen an. An der Spitze des Admiralschiffs war die Hauptfahne des heiligen Markus aufgesteckt, neben ihr stand geharnischt der blinde Dandolo mit einigen der tapfersten Venetianer. Er ließ sich zuerst an's Land setzen und da er die allgemeine Liebe der Seinigen besaß, wollte keiner ihn verlassen, sondern jeder eilte an's Land. Schon waren von den

110 Thürmen, welche den Hafen schützten, 25 erobert, als ein Ausfall der Griechen der Kreuzfahrer drängte. Dandolo, um seine Bundesgenossen nicht zu Grunde richten zu lassen, gab seine Eroberung auf, eilte ihnen zu Hülfe und die Griechen wurden geschlagen. Beim zweiten Thurm eroberten die Venetianer unter seiner Anführung den Hafen. Er schlug nach Konstantinopels Eroberung die ihm angeborene Kaiserkrone aus, lenkte durch seine Weisheit die Kreuzfahrer, verschaffte den Venetianern im eroberten Lande große Vortheile und starb im Besitze allgemeiner Achtung im Jahre 1205.

9. Johann,

König von Böhmen, dessen Grenzen er beträchtlich erweiterte, in seinem Zeitalter der mächtigste Fürst Deutschlands. Rastlos mit kühnen Entwürfen, Reisen und Kriegen beschäftigt, verlor er ein Auge, als er im Jahre 1328 mit dem deutschen Orden gegen die Polen kämpfte; suchte Hülfe zu Montpellier, wo er aber durch die Ungeschicklichkeit eines jüdischen Arztes völlig blind wurde. Demungeachtet beschäftigten ihn unaufhörlich Reisen und Kriege. Er kommandirte selbst, saß auf seinem Pferde mit einem Streitkolben bewaffnet und die Zügel waren an die Pferde zweier neben ihm reitenden Ritter gebunden, durch die er auch von Allem, was vorging, Bericht erhielt. Als er den Franzosen gegen die Engländer zu Hülfe kam, verlor er am 26. August 1346 mit den beiden neben ihm kämpfenden Rittern das Leben in der Schlacht bei Cressy.

10. Gonelli, Johann,

oder Ganibasius, letzteres ein verstümmelter Beiname von seinem Geburtsort Chambassi, ein Bildhauer zu Florenz, wurde im zwanzigsten Jahre seines Alters blind, formte aber demungeachtet in diesem Zustande aus Thon die Bildsäule Cosmus I., Großherzogs von Florenz, nachdem er dessen marmorne Bildsäule genau betastet hatte. Er verfertigte auch als Blinder eine Bildsäule Papst Urbanus VIII. und mehrerer ihm bekannter Personen, wobei er die Aehnlichkeit traf. Einige seiner Kunstwerke sollen sich in Frankreich erhalten haben.

11. Johann Ziska.

(eigentlich Zischka) von Trocznow, der bekannte Anführer der Hussiten, stammte aus einem adeligen böhmischen Geschlechte und war gegen das letzte Viertel des vierzehnten Jahrhunders — sein eigentliches Geburtsjahr ist unbekannt — zu Trocznow oder Trau-

tenau im Bechiner Kreise geboren. Er kam als Page an den Hof des böhmischen Königs Wenzel VI., war bei diesem sehr beliebt und diente an dessen Hofe später als Kämmerer. So zeigte er von Jugend auf viele Geistesanlagen und vorzügliche Neigung für den Soldatenstand. Er befand sich unter dem Hülfscorps, welches Böhmen dem Könige von Polen Wladislaus V. wider die deutschen Ritter zuschickte und zeichnete sich dabei, besonders in dem blutigen Treffen bei Tanneberg (den 16. Juli 1410), durch seine Tapferkeit und Klugheit so aus, daß Wladislaus ihn durch ein besonders Schreiben dem Könige von Böhmen empfahl. Doch verlor Ziska in diesem Feldzuge, ungewiß durch welchen Zufall, ein Auge. Daß er deßwegen den Namen Ziska (Einäugiger) erhalten haben soll, ist ungegründet, denn dieser Name war sein eigentlicher Geschlechtsname. Nach seiner Rückkunft aus dem Feldzuge blieb er an dem Hofe des Königs Wenzel. Die Bewegungen, die in den letzten Regierungsjahren dieses Königs über das Schicksal der beiden Reformatoren Huß und Hieronymus von Prag entstanden, eröffneten Ziska's unruhigem und thätigem Geiste neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen. König Wenzel hatte, aus Besorgniß eines Aufstandes der Hussiten, den Befehl gegeben, daß sämmtliche Bürger zu Prag alle ihre Gewehre auf das königliche Schloß abliefern sollten. Auf Ziska's Rath und unter seiner Anführung gingen alle Bürger zugleich vor das königliche Schloß. Der König, über diesen Schritt und über Ziska's Anrede an ihn betroffen, ließ den Bürgern ihre Waffen. Ziska hatte sich dadurch zwar den Zorn des Königs zugezogen, aber auch die Achtung der Hussiten erworben, und da diese 1419 auf die Reichung des Abendmahles unter beiderlei Gestalt drangen, setzte es Ziska in Prag mit Gewalt durch, daß es geschehen mußte. König Wenzel starb vor Schrecken über diesen Vorfall. Da sein Bruder und Nachfolger Kaiser Sigismund zögerte, die Regierung in Böhmen zu übernehmen, so gewann Ziska dadurch Zeit, sich zu rüsten. Da mußte er sich Anfangs von Prag entfernen und nach Pilsen begeben. Ein Haufe schwärmerischer Hussiten hatte sich unterdessen auf den Berg Tabor in Bechiner Kreise begeben und legte da eine neue Stadt an, wovon sie den Namen Taboriten erhielten. Dieses Unternehmen war das Signal zum Bürgerkriege in Böhmen; denn die Taboriten überfielen die benachbarten Städte und verwüsteten sie. Ziska stellte sich an ihre Spitze und befestigte die neue Stadt auf eine Art, die seiner Einsicht in die Kriegswissenschaft Ehre machte. Er bewährte sein Feldherrntalent auch dadurch, daß er seinen schlecht bewaffneten und undisciplinirten Haufen in kurzer Zeit zu einem furchtbaren Heere umschuf, dem man

nicht widerstehen zu können glaubte. Einige Vortheile, die er über die sich ihm entgegenstellenden Truppen erfocht, verschafften ihm bessere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Diese Taboriten, welche bei ihrer Entstehung ganz unbedeutend geschienen und durch Ziska zu einem so regelmäßigen Heere organisirt worden waren, waren es, die sich in der Folge durch ihre ungezähmte und wilde Tapferkeit furchtbar machten. Die nicht zu entschuldigenden Grausamkeiten, die Ziska selbst beging, wurden theils durch die Absicht, sich furchtbar zu machen, theils durch die Nothwendigkeit, der Stimmung seiner Anhänger nachzugeben, veranlaßt. Um Prag gegen den Kaiser Sigismund, der mit großer Heeresmacht gegen Böhmen anrückte, zu vertheidigen, begab sich Ziska mit seinen Anhängern dahin. Er wurde hier am 14. Juli 1420 von einem viermal stärkeren Heere, das der Kaiser durch die Hülfe einiger deutscher Fürsten zusammengebracht hatte, lebhaft angegriffen, schlug aber alle Stürme tapfer zurück.

Geldmangel, den der Kaiser nur zu oft fühlte, machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. Im folgenden Jahre 1421 ereroberte Ziska das von den Königlichen noch besetzte Schloß zu Prag und bekam da die ersten Kanonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Von dieser Zeit an wurden Kanonen, so wie das kleine Feuergewehr, welches letztere jedoch anfänglich nur Adelige sich anschaffen konnten, bei den Hussiten und den Heeren ihrer Gegner gewöhnlich. Ziska setzte seine Streifzüge in Böhmen fort, eroberte mehrere feste Städte, gewöhnlich durch Sturm und behandelte die Besiegten mit Grausamkeit. Bei der Belagerung des Dorfes Raby verlor er durch einen Pfeilschuß sein zweites Auge. Doch führte er jetzt trotz seiner Blindheit das Commando nur desto energischer. Er ließ sich bei Gefechten auf einem großen Karren fahren, so daß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Er hatte eine sogenannte unüberwindliche Brüderlegion, mit welcher er den Ausgang jeder Schlacht entschied. Ein beträchtliches Heer, das Kaiser Sigismund auf's neue gegen ihn schickte, trieb er trotz seiner Blindheit zurück und drang selbst 1422 in Mähren und Oesterreich ein. Nur einmal, bei Kremsier in Mähren, mußte er weichen; es war dies das einzige Mal, daß er im offenen Felde geschlagen wurde. Eine pestartige Krankheit überfiel ihn plötzlich, als er eben das Schloß Przisbislaw im Czaslauer Kreise belagerte, und er starb am 11. Oktober 1424. Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben, und sein Lieblingsgewehr, ein eiserner Streitkolben, über seinem Monumente aufge-

hängt. Man erzählt den Umstand, daß Kaiser Ferdinand I. mehr als 130 Jahre später, als er die Kirche zu Czaslau auf einer Reise nach Prag besuchte und erfuhr, daß Ziska da begraben liege, darüber so betroffen worden sei, daß er augenblicklich nicht nur die Kirche, sondern die Stadt Czaslau selbst, wo er übernachten wollte, verlassen habe. Das Grabmal wurde im Jahre 1623 auf kaiserlichen Befehl abgebrochen und Ziska's Gebeine fortgeschafft. Vor seinem Tode soll er verordnet haben, seine Haut abzuziehen und über eine Trommel zu spannen, deren Rührung seine Feinde erschrecken und die Seinigen ermuthigen sollte.

12. Ferdinand (Johann),

ein Blindgeborner, zur Zeit Luther's, war nach dem Zeugnisse des Camerarius ein guter Dichter, besaß philosophische Kenntnisse und spielte vortrefflich mehrere Instrumente.

13. Ferdinand (Carl),

starb 1497 als Mitglied des Benediktinerordens. Er verlor in seiner Jugend sein Gesicht, lehrte dennoch zu Paris Humaniora, zeichnete sich als Prediger, Theolog und Dichter aus. Er schrieb mehrere theologische Schriften und zwei Bücher de animi tranquilitate; vier Bücher cellationum sive confabulationum monasticarum; eligias de contemptu mundi; Briefe und Reden.

14. Brandolin (Raphael),

ein Neapolitaner, lebte am Ende des 15. Jahrhunderts. Er war blind geboren, zeichnete sich vorzüglich in Geschichte, Dichtkunst und Beredtsamkeit aus, erhielt vom Könige Karl, dessen Beifall er sich durch eine Lobrede erwarb, ein Jahrgeld von 100 Ducaten. Er schrieb auch orationes de Laudibus Cosmi Medicei ad Leonem, und orationes ad Concilium Lateranense. Ein anderer Brandolini, mit dem Vornamen Aurelius, berühmter Improvisator aus Florenz, hatte nur eine Augenkrankheit und wird fälschlich für blind ausgegeben.

15. Schönberger (Huldaricus),

geboren zu Weida in der Oberpfalz 1601 den 1. December, verlor im dritten Jahre das Gesicht durch die Blattern, und wurde nun, da man ihn zu nichts weiter fähig hielt, bis in's elfte Jahr vernachlässigt, bis man ihn endlich, blos damit er seine Langeweile vertreiben sollte, in die Stadtschule schickte. Allein schnell faßte und behielt er Alles, was in der Schule vorgetragen wurde und bezog nun 1621 die Akademie zu Altdorf, ging 1623 nach Leipzig

und wurde dort 1625 Magister; ging nach Kopenhagen, von da nach Holstein, wo er sich als Hauptlehrer beim Unterrichte verschiedener Jünglinge Beifall erwarb, kam 1645 nach Königsberg und hielt häufig Vorlesungen. Außer seiner Muttersprache verstand er die französische, lateinische, griechische, hebräische, syrische, chaldäische und arabische Sprache und gab darin Unterricht. Bei theologischen Disputationen führte er die Sprüche mit Anzeige des Capitels und Verses in lateinischer und der Grundsprache an, bestimmte in dem Hebräischen mit Genauigkeit die Accente und Punkte, und zog daraus zuweilen Schlußfolgen. Mit den griechischen Profan-Scribenten war er äußerst genau bekannt. Er schrieb die orientalischen Sprachen, worin er Unterricht gab, nachdem er sich die Buchstaben aus Draht hatte machen lassen, sie betastet und häufig nachgezeichnet hatte. Er rechnete die schwersten Aufgaben blos mit Hülfe einiger Kerbhölzer aus. Er hatte gute Kenntnisse in der Mathematik, Philosophie und Physik, spielte verschiedene Instrumente, vorzüglich die Orgel, und verfertigte selbst musikalische Instrumente, besaß eine außerordentliche Feinheit des Gehörs und Gefühls, hielt zu Königsberg eine Disputation über die Farben, opponirte dem Professor Contius in einer Disputation über den Regenbogen und erklärte dabei die Entstehung der Farben; doch vermochte er nicht, sie durch's Gefühl zu erkennen. Er war ein vortrefflicher Kegelschieber, schoß nach der Scheibe und traf sehr gut, nachdem man ihm zuvor durch Klopfen auf der Scheibe ihren Standort kenntlich gemacht hatte. Er starb zu Königsberg am 1. Mai 1648, und in der Kneiphöff'schen Kirche ist sein Epitaphium.

16. Milton (Johann),

geboren 1608, kam im 15. Jahre auf die Akademie zu Cambridge, legte sich vorzüglich auf die Dichtkunst, Mathematik und Musik, wurde nach 7 Jahren Magister, machte im 29. Jahre eine Reise nach Frankreich und Italien und verlor zuerst das eine, hernach auch das andere Auge, wovon er die Schuld nächtlichem Studiren beimaß, seine Feinde hingegen erklärten solches für göttliche Strafe, wegen des von ihm vertheidigten Königsmordes. Er war dreimal verheirathet, trennte sich von seiner Frau und nahm sie auf ihre Bitte wieder, verlor 1666 seine Bibliothek und einen großen Theil seines Vermögens durch eine Feuersbrunst zu London, und starb 1674. Er war anfänglich ein Puritaner, nachher ein Independent und eifriger Anhänger Cromwell's, vertheidigte auch durch zwei Schriften die Hinrichtung Karl's I., schrieb Verschiedenes in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten, Staatsrecht und Ge-

schichte in englischer und lateinischer Sprache und machte sich als Dichter durch „das verlorne Paradies", ein episches Gedicht, vorzüglich berühmt.

17. Griesinger (Johann Buchard),

geboren zu Worms 1638, verlor im dritten Jahre das Gesicht, entschloß sich aber erst im neunzehnten zu studiren, verstand acht Sprachen und erhielt zu Jena, wo er mit Beifall disputirte, die Magisterwürde. Er erwarb sich auch durch Beides vielen Beifall zu Königsberg 1681; erhielt im Jahre 1693 die Predigerstelle im St. Georgen-Hospitale, und starb 1701. Er hatte eine Predigt und einige Disputationen drucken lassen.

18. Pontanus,

aus Brügge in Flandern gebürtig, lebte im 16. Jahrhundert. Er wurde im dreizehnten Jahre seines Lebens blind, schrieb aber verschiedene Werke in lateinischer Sprache, theils philosophischen, theils philologischen Inhalts.

19. Degenfeld (Ferdinand, Freiherr von),

ein Bruder der Maria Louise von Degenfeld, mit der sich Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz im Jahre 1657 vermählte. Er nahm in seiner Jugend Kriegsdienste gegen die Türken und verlor bei einem Angriffe der Aurana im vormaligen venetianischen Dalmatien durch einen unglücklichen Schuß beide Augen. Aber lebhafte Einbildungskraft und ein gebildeter Verstand ersetzten ihm den Mangel des Gesichts. Er wurde churpfälzischer Minister und zeichnete sich durch seinen redlichen Eifer, zum Besten des Landes zu wirken, sehr vortheilhaft aus.

20. Nikolaus Sounderson.

Nikolaus Sounderson wurde 1682 zu Thirnston in der Provinz York geboren. Dieser berühmte blinde Gelehrte verlor schon im ersten Jahre seines Lebens die Augen gänzlich, indem ihm dieselben während der Blattern ausflossen. Sein Vater, der Accise-Einnehmer war, sorgte dafür, daß der wißbegierige Knabe sehr früh in die Schule kam.

Hier machte er außerordentliche Fortschritte in der griechischen und lateinischen Sprache. Bald konnte er die alten klassischen Schriftsteller in der Grundsprache lesen hören und verstand auch dieselben.

Sein sehr umfassendes und treues Gedächtniß war mit den schönsten Stellen aus dem Virgil, Horaz und anderen Schriftstel-

lern bereichert und er wußte sie im Umgange auf eine geschickte Art anzuwenden. Später erwarb er sich auch eine nicht gewöhnliche Kenntniß in der französischen Sprache. Den ersten Unterricht im Rechnen erhielt er von seinem Vater und in der Folge machte er die Mathematik zu seinem Hauptstudium. Gleich im Anfang fand er einige Hülfsmittel und Regeln, nach welchen er nicht nur gewöhnliche Aufgaben, sondern auch große und verwickelte Berechnungen aufzulösen verstand, daher sich in solchen Fällen seine Mitschüler lieber an ihn, als an den Lehrer zu wenden pflegten. Er erfand eine Rechentafel, mit Hülfe deren er seine Rechnung fühlbar zu machen wußte; auch bediente er sich eines ähnlichen Hülfsmittels, um fühlbare geometrische Figuren zu bilden, indem er auf einem Brette mit vielen Reihen von eingebohrten Löchern an bestimmten Orten Zäpfchen einsteckte und diese mit Schnüren umzog, welche die verlangte Figur bildeten.

Sein Gedächtniß war von außerordentlicher Stärke und sein Gefühl so fein, daß er alte römische Münzen von unächten ganz genau unterscheiden konnte. So beurtheilte er die Richtigkeit eines mathematischen Instrumentes, sobald er nur dessen Eintheilung mit den Fingern berührt hatte. Durch sein feines Gehör erkannte er nicht nur Personen, mit denen er früher umgegangen war, an der Stimme, sondern das verschiedene Hallen der Stimme verrieth ihm auch die Beschaffenheit des Zimmers, in welches er zum ersten Male kam, so daß er sich darnach zurecht finden konnte.

Am meisten lernte er durch eigenes Nachdenken über die ihm vorgelesenen vorzüglichsten mathematischen Werke. Im Jahre 1707 kam er als Lehrer der Weltweisheit nach Cambridge. Im Jahre 1711 wurde er wirklicher öffentlicher Professor der Mathematik daselbst und seine Vorlesungen wurden sehr stark besucht.

Er las über Newton's mathematische Werke und selbst über dessen Optik. Er schrieb für seine Schüler über alle Theile der Mathematik, wollte aber nichts davon drucken lassen.

Erst nach seinem Tode kamen seine Grundsätze der Algebra auf Kosten der Universität Cambridge heraus. Er erfand die Theilung des Würfels in sechs Pyramiden, die im Mittelpunkte zusammenstoßen und die Seiten des Würfels zur Basis haben. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London und ein Mandat König Georg's II., der ihn persönlich kennen lernte, ernannte ihn zum Doktor. Berühmte Mathematiker seiner Zeit fragten ihn oft um Rath und schätzten seine Freundschaft.

Er besaß auch viele musikalische Kenntnisse und brachte es sehr weit auf der Flöte.

Sounderson verheirathete sich im Jahre 1723. Bemerkenswerth ist die Aeußerung, welche er machte, als ihm seine einzige Tochter geboren wurde. Man glaubte ihm nämlich eine besondere Freude durch die Nachricht zu machen, daß das Kind ganz gesunde, helle Augen habe, er aber sagte darauf: „Wenn sie nur über das leibliche Auge ihr geistiges nicht verliert!"

Obgleich Sounderson einen gesunden und starken Körper hatte, so zog er sich doch durch allzuvieles Sitzen eine Erstarrung der Füsse zu, woran er im 56. Jahres seines Lebens starb.

21. Waldkirch (Esther Elisabeth von),

die Tochter eines Kaufmanns aus Schaffhausen, der zu Genf am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, verlor im zweiten Jahre das Gesicht durch anhaltende Augenkrankheiten. Ihr Vater strebte, ihren Geist zu bilden; sie sprach deutsch, französisch, lateinisch mit gleicher Fertigkeit, hatte philosophische Kenntnisse, spielte die Orgel und konnte schreiben.

22. Rolli (Dominicus),

geboren zu Rom 1685, starb daselbst 1751 den 23. Sept. Er war seit seinem fünften Jahre erblindet, legte sich auf die Wissenschaften, hatte Anlagen zur Dichtkunst, erwarb sich in der Arzneiwissenschaft, vorzüglich in der höheren Mathematik wichtige Kenntnisse; erfand auch verschiedene Werkzeuge, wodurch er den Abgang des Gesichtes ersetzte. Verschiedene seiner Gedichte und ein Trauerspiel „Porsenna" wurden zu Rom gedruckt.

23. Leopold (Achilles Daniel),

der Sohn eines Rechtsgelehrten, geboren zu Lübeck 1691, starb daselbst 1753. Er war blind geboren, besaß ein sehr starkes Gedächtniß und es wurden ihm durch das Vorlesen viele Kenntnisse beigebracht. Er verstand die lateinische, griechische, italienische und französische Sprache, spielte die Violine und Flöte, hatte viele Kenntnisse in der Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Beredtsamkeit, Dichtkunst, Geschichte und Geographie. Er schrieb verschiedene kleine Schriften, unter andern: Commendatio de coecis ita natis.

24. v. Roden,

Pfarrer zu Stedendorf im Hannöver'schen, bekam den schwarzen Staar, aber seine vortreffliche Frau erleichterte sein Schicksal, und er verrichtete noch 30 Jahre lang sein Amt ohne Anstoß für seine Gemeinde.

25. Metcalf (Johann),

lebte in der Nachbarschaft von Manchester, verlor sein Gesicht so früh, daß er vom Licht und dessen Wirkungen keinen Begriff hatte. Er war in seinen früheren Jahren Fuhrmann und Wegweiser auf zum Theil ungebahnten, zum Theil mit Schnee bedeckten Wegen, und wurde nachher Aufseher über den Straßenbau. Bloß mit Hülfe eines langen Stockes kletterte er die steilsten Berge hinan, verschaffte sich einen richtigen Begriff von ihrem Abhange und den Vertiefungen der Thäler, gründete hierauf seine Pläne und Berechnungen, die außer ihm Niemanden verständlich waren, die Ausführung aber bewies ihre Richtigkeit, und es fehlte ihm daher auch nicht an Arbeit. Die meisten Straßen über den Park in Derbyshire wurden nach seinem Plane angelegt und verbessert, besonders in der Nachbarschaft von Luxton, auch Wilmslow und Langleton, um dadurch auf die grosse Londoner Heerstrasse zu führen und die Fahrt über das Gebirge unnöthig zu machen.

26. Serker,

lebte noch im vorigen Jahrhundert als Hausknecht in einem Alter von einigen 80 Jahren im Hafenkruge bei Braunsberg in Ostpreußen, nachdem er durch einen Schlag mit dem Dreschflegel einige 40 Jahre vorher seine beiden Augen verloren hatte. Er setzte auf der Fähre die Reisenden über, packte ihre Geräthschaften aus und ein, fütterte die Pferde, die er aus- und einspannte, kochte sein Essen, strickte Netze und dergleichen. Durch Geruch und Gehör erkannte er die hereintretenden Fremden, ja, sein Gehör war so scharf, daß er aus weiter Entfernung über das Wasser die Rückkehr der Fischer hörte, ehe man sie sehen konnte.

27. Johannson, (Peter),

ein geborner Schwede, verlor im dritten Jahr sein Gesicht durch die Blattern, verfertigte allerlei hölzerne Geräthschaften, nämlich Wagen, Karren, Schlitten und Räder. Er band Fässer, härtete Eisen, machte Messer, in deren Griffen sich kleine Messer und Gabeln befanden, löthete Metalle, goß Knöpfe und Schnallen, wozu er sich selbst die Formen aus feinem Sand machte. Er fertigte Blasbälge für sich und andere Feuerarbeiter, nähte und fädelte sich den Faden ein, gerbte Leder und machte Schuhe daraus, baute sich selbst ein Haus und machte die Verkleidung an den Fenstern; er ging in den Wald, fällte Bäume und brachte sie nach Hause ohne Führer. Er machte sich eine Violine, welche er zur Unterhaltung spielte. Die Münzen unterschied er nicht am

Gepräge, sondern am Rande und an der Schwere. Er spielte alle bekannten Kartenspiele, nachdem er die Karten vorher mit seinen Nägeln gezeichnet hatte.

28. Stanley (John),

geboren 1713, starb zu London 1786. Er war seit seiner frühesten Kindheit blind, legte sich auf Musik, wurde königlicher Kapellmeister und Organist bei der Society of the temple und von St. Andrews-Holborn und zeichnete sich auch als geschickter Componist aus.

29. Thomas Blaklok,

im Jahre 1721 zu Annuin (Schottland) geboren, erblindete im sechsten Monate durch die Blattern. Obgleich der Vater von niederem Stande und arm war, so suchte er doch die innere Ausbildung seines blinden Sohnes dadurch zu befördern, daß er ihm angemessene Bücher vorlas, wozu der Knabe eine grosse Neigung hatte. Vorzüglich gefielen ihm die Dichter, und bald regte sich in ihm ein innerer Trieb, gute Muster nachzuahmen, und eigene Versuche in der Dichtkunst zu machen. Nach dem Tode seines Vaters, da er 20 Jahre alt war, nahm ihn ein angesehener Edinburgher Arzt, Stevenson, zu sich, ließ ihn die Universität besuchen, wo er in alten und neuen Sprachen und in den Wissenschaften gute Fortschritte machte. Vorzüglich legte er sich auf Philosophie und Theologie, wurde Doktor der Theologie und predigte mit vielem Beifall. Er stand mit berühmten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung und wurde von ihnen geliebt und geschätzt. Von seinen Gedichten erschienen mehrere Auflagen und verschafften ihm bedeutende Einnahme. Er hat auch mehrere theologische und andere Schriften verfaßt. Im Jahre 1762 verheirathete er sich und führte eine sehr zufriedene Ehe. Die Tonkunst hatte viel Reiz für ihn. Er spielte mehrere Instrumente, am besten die Flöte. Für Beleidigungen pflegte er sich nie anders, als durch einige satyrische Verse zu rächen, die er aber nicht drucken ließ.

Im Jahre 1764 gab Blaklok das Predigen auf und nahm eine Anzahl junger Leute zu sich in's Haus und in die Kost, und leitete deren Studien in Sprachen und Philosophie. Er that dieß mit so gutem Erfolge, daß ihm viele nachher ausgezeichnete Männer seines Vaterlandes und selbst aus Amerika, ihre frühere Bildung und ihre Liebe für diese Wissenschaften verdankten. Er starb 1799 im 70. Jahre seines allgemein bewunderten, thätigen und nützlichen Lebens.

30. De Salignac,

lebte ungefähr in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Santongue in Frankreich. Durch eine unzweckmässige Behandlung der Augen während der Blattern wurde dieses Frauenzimmer im zweiten Jahre blind, blieb aber dabei wohlgebildet und wurde sehr gewandt und unterhaltend. Sie bekam einen Begriff von den Buchstaben, indem man solche aus Papier geschnitten ihr vorlegte; lernte hierauf vermittelst eines Bleistiftes und nach einem Lineal schreiben. Die Reihen waren in zweckmässiger Entfernung und sie schrieb deutlich und richtig. Wenn man an sie schrieb, so mußte man die Buchstaben mit einer Nadel durchstechen und sie las alsdann nach dem Gefühl. Sie zeichnete sich die Karten mit feinen, kaum merklichen Nadelstichen und spielte dann sehr geschickt. Sie machte weibliche Arbeiten, nähte, fädelte sich die kleinste Nadel ein, verfertigte Beutel aus Seide von verschiedenen Farben, spielte die Guitarre nach dem Gehör, erfand sich eigene Tonzeichen, wodurch sie sich mit Nadelstichen eine Melodie merkte, durch welche Melodie sie auch einige Begriffe von Notensystemen erhalten hatte. Sie tanzte sogar regelmässig, so daß, wenn die, welche mit ihr tanzten, gute Tänzer waren und richtig Takt hielten, ihre Blindheit während des Tanzes gar nicht merklich wurde.

31. Moyes (Heinrich),

Doctor und Lehrer der Chemie zu Pittenween in Schottland, zu Manchester geboren, verlor sein Gesicht in der frühesten Jugend durch die Blattern, so daß ihm sein Gedächtniß keine Vorstellung vom Licht aufbewahrt hatte. Er erhielt eine gute Erziehung und gründliche Kenntnisse in den Sprachen, der Musik, Mathematik, Chemie. In seiner Jugend waren kleine mechanische Arbeiten seine Lieblingsbeschäftigung, und ob er sich gleich häufig verletzte, erlangte er doch im Drechseln und Schnitzen beträchtliche Fertigkeit und machte sich schon als Knabe kleine Windmühlen und einen Webstuhl. Obgleich er bei beschränkten Vermögensumständen nur in seinem Genie Unterstützung fand, blieb ihm doch stets Heiterkeit und Frohsinn. Er war ein angenehmer Gesellschafter und wußte seine Begriffe von sichtbaren Gegenständen durch geschickte Vergleiche sehr gut auszudrücken.

32. Pfeffel (Gottlieb Conrad),

geboren zu Kolmar im Elsaß am 26. Juni 1756, wurde nach dem Tode seines Vaters von seiner Mutter erzogen und besuchte bis 1750 das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt. Damals

nahm ihn ein Anverwandter, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Künderingen zu sich, um ihn für die Akademie vorzubereiten. In seinem 15. Jahre ging Pfeffel nach Halle, um daselbst die Rechte, besonders aber das Staatsrecht zu studiren. Aber die veränderte Luft- und Lebensordnung hatten einen so nachhaltigen Einfluß auf seine von Natur schwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Ophthalmie Halle verließ und zu seinem Bruder nach Dresden ging. Hier schienen seine Augen sich zu bessern, als er aber 1754 in sein Vaterland zurückgekehrt war, kamen neue Rückfälle, welche 1757 mit dem gänzlichen Verlust des Gesichtes endigten. Eine glückliche Ehe, die er 1759 schloß, und seine angeborne Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft, sich einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu verschaffen. Schon in früher Jugend hatte er sich in der Poesie versucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einsamkeit zu dieser Beschäftigung zurück und dichtete Lieder, Fabeln und Epigramme. Da mehrere derselben ohne sein Wissen im Jahre 1759 in der Straßburger Wochenschrift „der Sammler" abgedruckt wurden, so entschloß er sich selbst im Jahre 1760 eine Ausgabe seiner Gedichte zu besorgen.

So unvollkommen auch diese Jugendversuche waren, so erregten sie in damaliger Zeit doch Aufmerksamkeit, und Pfeffel fand sich aufgemuntert, auf der betretenen Laufbahn vorwärts zu gehen. Im Jahre 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Kolmar. Dieser Anstalt, in der er unter Mitwirkung seines Freundes Lerse viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er seine ganze Kraft, bis die Revolution in Frankreich ihr ein Ende machte. Von da an verwendete er seine Muße zu literarischen Beschäftigungen. Im Jahre 1803 wurde er Präsident des neuerrichteten evangelischen Consistoriums in Kolmar und starb 1809. Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, gehört, daß er schon 1763 hessen-darmstädtischer Hofrath, 1777 Mitglied der helvetischen Gesellschaft, 1782 Bürger von Biel, 1783 Mitglied des grossen Rathes dieser Stadt und 1788 Ehrenmitglied der Akademie der Künste zu Berlin wurde. Die Dichtungsgattungen, welche Pfeffel bearbeitet hat, sind die Fabel und Erzählung, die Epistel, die Romanze, das Epigramm, das lyrische Gedicht und das Drama. Im Allgemeinen zeichnen sich seine Poesien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitere Laune, echte Lebensweisheit und leichte Versification aus. Am glücklichsten war er in der Fabel und Er-

zählung, dagegen sind seine dramatischen Werke, größtentheils nach französischen Mustern bearbeitet, meist vergessen. Als Mensch war er durch sein wohlwollendes Herz, seinen biedern Charakter, seine tiefgefühlte Religiosität und seinen Gleichmuth bei allen Wechseln des Schicksals höchst achtungswerth.

33. Kersting,

in Hessen gebürtig, starb zu Hannover 1785 als Oberhof-Roßarzt. Er war 1757 im Gefolge des Erbprinzen von Hessen als Kurschmied bei der preußischen Armee und bekam, da er mit einem Wagen umgeworfen ward, einen heftigen Schlag an den Kopf, wodurch er anfänglich betäubt liegen blieb. Als er wieder zu sich kam, war er blind, begleitet mit einer Art von Wahnsinn. Dieser verlor sich, allein er wurde taub und stumm. Nach ungefähr sechs Wochen bekam er die Sprache, nach einem halben Jahre das Gehör, und nach ungefähr zwei Jahren das Gesicht wieder. In seiner Jugend mußte er oft durch einen Gang gehen, und schloß alsdann aus Furcht fest die Augen zu; doch stieß er sich nie, weil er durch die Wirkung der Luft auf sein Gesicht die Entfernung der Wand kennen lernte, und dieß wurde ihm nachher in seiner Blindheit sehr nützlich. Er schrieb während derselben eine Abhandlung über das Beschlagen der Pferde, und schrieb selbst vermittelst einer Vorrichtung, die ihn verhinderte, eine Linie in die andere zu schreiben. Er übte sich, die Buchstaben in den mit grober Schrift gedruckten Büchern durch das Gefühl kennen zu lernen und brachte es darin so weit, daß er dergleichen Bücher durch's Betasten las. Allein an dem Morgen, da er sein Gesicht wieder bekam, empfand er ein heftiges Zucken in den Fingern, so daß er sich einige Tage lang die Hände beständig reiben mußte und während dieser Zeit sein feines Gefühl völlig verlor. Während seiner Blindheit pflegte er Blumen, pfropfte und okulirte Bäume.

34. Niendörfer (Johann Friedrich),

der Sohn eines sächsischen Dorfpredigers, geboren 1757, verlor im dritten Jahre die Augen durch die Blattern, erlernte im sechszehnten Jahre die Uhrmacherkunst, und ließ sich im Städtchen Dame häuslich nieder. Er reparirte Taschen-, Repetir-, Stuben- und Kirchenuhren, machte diejenigen Theile, welche daran beschädigt waren, neu mit der pünktlichsten Genauigkeit und schmiedete, ohne sich zu beschädigen. Er ging ohne Führer beträchtliche Strecken in Gegenden, wo er noch nie gewesen war, kannte Jeden, dessen Stimme er gehört hatte, und nannte ihn sogleich bei seinem Namen.

35. Gattermayer (Joseph),

1758 zu Obritz, einem Dorfe in Niederösterreich, geboren, erblindete im dritten Jahre seines Alters. Da die Eltern früh starben, hielt er sich abwechselnd bei seinen Verwandten auf. Hier wartete er die Kinder, fütterte das Vieh, holte Wasser und Holz in die Küche, reinigte das Haus. Zum Zeitvertreib schnitzte er kleine Wagen, Pflüge, Vogelbauer, oder machte aus Lehm Pferde, Kühe 2c. Er lief mit andern Kindern herum, und ging mit ihnen in die Kirche. Als er grösser wurde, lernte er auch auf dem Felde und in Weingärten arbeiten, grasen, Kartoffel legen, die Frucht abschneiden, im Walde Holz hauen, im Weingarten die Reben legen und sie schneiden, Stecken schlagen 2c. Beim Weinlesen und beim Keltern konnte er wie ein Sehender gebraucht werden. Er lernte alle häuslichen Arbeiten, seine Hauptbeschäftigung bestand aber im Ziegelschlagen, wo er alles allein that und sich auch die hölzernen Formen dazu machte. Er konnte sticken, sich Schuhe und Stiefeln ausbessern, den Faden einfädeln u. s. w. Er verheirathete sich, machte sich zu seiner Stubeneinrichtung Stühle, Bettstellen und Schränke und strich sie auch an. Er kannte die verschiedenen Arten von Getreide, kaufte und mahlte das Korn selbst auf einer nahen Mühle. Er kaufte sich beinahe alles selbst, was er zur Kleidung und zum Hausrath brauchte, denn er kannte das Geld ganz genau. In die benachbarten Orte ging er ohne Führer. In seinem Orte kannte er jedes Haus und die zu demselben gehörigen Keller und Preßhäuser. Er hatte zwei Keller seines Bruders an verschiedenen Orten zu besorgen, und that alles, was dazu gehörte, z. B. die Fässer in den Keller bringen, legen, füllen, Wein abziehen, den Keller reinigen und dergleichen. Er kaufte und verkaufte Wein. Er kaufte sich selbst einen Weinberg, nachdem er ihn zuvor untersucht hatte. Er diente als Wegweiser in seiner Nachbarschaft und verrichtete Botengänge.

36. Hansen (Johann Jakob),

verlor in seiner Jugend beide Augen durch die Blattern, kam 1759 auf die Akademie zu Königsberg, erhielt vier Jahre darauf die Erlaubniß zu predigen und wurde Katechet im Arbeitshause daselbst. Er besaß ein starkes Gedächtniß, konnte beinahe die ganze Bibel auswendig, so daß er von jedem Spruche Kapitel und Vers anzugeben wußte und erwarb sich durch populäre Predigten viele Anhänger. Er ging 1775 nach Amsterdam, erhielt dort ein Predigeramt, starb aber nach wenigen Monaten.

37. Maria Theresia von Paradies,

geboren zu Wien 1759, die Tochter eines kaiserl. königl. Regierungsrathes. Sie verlor das Gesicht im dritten Jahre durch einen Nervenschlag so unvermerkt, daß die Eltern selbst eine Zeitlang darüber in Zweifel waren. Es wurde kein Mittel unversucht gelassen, das Augenlicht wieder herzustellen, wovon aber keines anschlug. Desto sorgfältiger war man darauf bedacht, ihren Verstand und ihr Herz zu bilden und durch angemessene Thätigkeit ihre Lage erträglich zu machen. Möchten alle Blinden von Stand und Vermögen so glücklich sein, mit solcher Zärtlichkeit und Sorgfalt behandelt und erzogen zu werden, als dieses bei dem Fräulein Paradies geschah. Ihr lebhafter und thätiger Geist und ihre Wißbegierde gaben den aufmerksamen Eltern Mittel an die Hand, sie nach und nach zu vervollkommnen. Man ging dabei von dem richtigen Grundsatze aus, sie wie eine Sehende zu behandeln, und bei den besondern Hilfsmitteln, welche ihre Blindheit forderte, genau auf dem Wege der Natur zu bleiben. Sehr früh machte Musik einen starken Eindruck auf sie, und vom achten Jahre an erhielt sie Unterricht auf dem Fortepiano, worin sie so schnelle und so bedeutende Fortschritte machte, daß sie sich bald öffentlich hören lassen konnte und bewundert wurde. Sie spielte auch die Orgel in verschiedenen Kirchen Wiens, und als sie einst die Kaiserin Maria Theresia, ihre Taufpathin, bei einer solchen Gelegenheit hörte, setzte sie ihr aus eigenem Antriebe eine jährliche Pension von 200 fl. aus. Die besten Musiklehrer Wiens bildeten ihren Geschmack im Spielen, Singen und in der Composition. Sie hatte sich gewisse Grundsätze in der Musik eigen gemacht und ließ sich von ihnen weder durch Meinungen noch durch Moden abbringen. Die Musik war ihre Sprache des Herzens und Malerei der Leidenschaften. Zu ihren Compositionen wählte sie vorzüglich solche Gegenstände, die durch die Menschenstimme ausgedrückt werden können, wie Lieder, Balladen, Cantaten, Opern, weil ihre Einbildungskraft dabei hinlänglichen Stoff zur Darstellung hatte.

Im Jahre 1784 machte sie in Begleitung ihrer Mutter eine musikalische Reise durch Deutschland und die Schweiz nach Frankreich. In Paris spielte sie vor der Königin, ließ sich im Concert spirituel hören und erntete überall den ungetheiltesten Beifall. Von Paris ging sie nach London, wo sie sich sowohl vor der königlichen Familie, als in Gesellschaft grosser und berühmter Männer hören ließ und als eine merkwürdige Erscheinung bewundert wurde. Von London kam sie über Brüssel und Berlin nach Wien zurück.

Nicht allein das grosse musikalische Talent war es, was man im Auslande an dem Fräulein von Paradies bewunderte, sondern ihre Bildung überhaupt, ihr liebenswürdiger Charakter, die Lebhaftigkeit ihres Geistes, mit der sie sich in allen Lagen und Geschäften zu benehmen wußte, die mannigfaltigen Kenntnisse, die sie sich durch Vorlesenlassen und durch den Umgang mit vielen gebildeten Menschen erworben hatte, und die vielen Hülfsmittel, deren sie sich bei ihrem Zustande bediente, um den Mangel des Gesichtes auf eine sehr sinnreiche Art zu ersetzen. Vermittelst einer Handdruckerei correspondirte sie mit ihren Freunden und Bekannten. Sie rechnete mit grosser Fertigkeit durch die von Sounderson erfundene Rechentafel. Auf ihren Landkarten waren die Grenzen und Flüsse mit feinem Draht und Seidenfäden, das Meer mit Sand und die Städte mit flachen Perlen bezeichnet und dadurch für's Gefühl eingerichtet. Durch Spielkarten, die durch einige Nadelstiche gezeichnet wurden, wovon aber auf der äußern Seite nichts zu bemerken war, spielte sie in Gesellschaft von Sehenden ohne Aufenthalt und ohne irgend eine Irrung. In frühern Jahren tanzte sie gern, und zwar deutsch, Menuet und englisch. Auch für's Theater hatte sie grosse Vorliebe und spielte selbst Rollen in Privatgesellschaften, daher sie nicht nur beim Anhören von Theaterstücken genau zu beurtheilen wußte, ob der Ausdruck der Affekte, der dargestellt werden sollte, angemessen war, sondern auch im Umgange dienten ihr die Aussprache, der Ton und der Accent des Sprechenden dazu, auf den Charakter, das Temperament und die Sinnesart desselben zu schließen. Sie kannte Personen, mit denen sie vor mehreren Jahren gesprochen hatte, gleich an der Stimme wieder. In ihrem gewohnten Aufenthaltsorte ging sie wie sehend umher, ohne anzustossen, wenn Alles an seinem gewohnten Platze stand. Selbst an fremden Orten wich sie grösseren Gegenständen durch ihr Gefühl aus. Durch dieses Hilfsmittel nahm sie auch wahr, wenn man sie auf der Gasse führte, und an einer Querstrasse vorbeikam, ob sie an einer Mauer oder an einem Zaune vorbeiging, oder wo ein Baum stand.

Ihre Begriffe von Schönheit bezogen sich auf die regelmässigen Verhältnisse, die sie durch's Gefühl bei Statuen fand. Das Uebrige ergänzte sie durch ihre rege Phantasie und durch die Geschmacksurtheile, die sie durch Lectüre und durch den Umgang mit vielen gebildeten Menschen in sich aufgenommen hatte. Uebrigens schienen ihr die gewöhnlichen Urtheile der Sehenden über das, was schön ist, ohne Werth zu sein, und sie pflegte oft darüber zu scherzen, daß über diesen Punkt so wenig Uebereinstimmung herrsche. Ueberhaupt fehlte es ihr bei ihrem lebhaftem Geiste, ihrem Scharf-

sinne und ihren Kenntnissen und Erfahrungen nicht an Gelegenheit, fremde Schwächen und Unvollkommenheiten auffallend und lächerlich zu finden; aber bei ihrer edlen sanften Gemüthsart und bei ihrer feinen Lebensart war es ihr nicht möglich, Jemanden zu beleidigen und sie genoß daher auch allgemeine Liebe und Achtung.

Eine solche Bildung, solche Kenntnisse und Fertigkeiten bei der Abwesenheit des wichtigsten Sinnes mußten natürlich Aufsehen erregen und auf die Hülfsmittel aufmerksam machen, durch welche dieses grosse Hinderniß der Bildung überwunden worden ist. So geschah es, daß ihr Aufenthalt zu Paris, wohin sie auch Nachrichten von einem wohlunterrichteten Blinden, ihrem Freunde Weißenburg in Mannheim, brachte, die Veranlassung gab, daß Hauy den glücklichen Entschluß faßte, ein eigenes Erziehungs- und Bildungs-Institut für Blinde zu errichten, wodurch er der Erfinder des allgemeinen Blinden-Unterrichts und der Stifter des ersten Blinden-Instituts wurde, das nun schon in den vielen andern Ländern so edle Nachahmung gefunden hat. Der Gedanke mußte für dieses blinde Frauenzimmer sehr angenehm sein, auf solche Art die Veranlassung gegeben zu haben, daß eine grosse Zahl von Unglücklichen in allen Ländern durch Unterricht, Beschäftigung und Umgang mit Ihresgleichen, sich selbst und andern nicht mehr wie ehemals zur Last legte.

Sie führte bei ihrem herannahenden Alter ein zurückgezogenes, ruhiges Leben. Um aber durch die edle Tonkunst, welche so viel zur Besserung ihres Schicksals und zur Verschönerung ihres Lebens beigetragen hatte, auch Andern nützlich zu werden, entschloß sie sich, jungen Frauenzimmern Unterricht auf dem Fortepiano zu geben, was den besten Erfolg hatte und für sie selbst auf lange Zeit ein dankbares Andenken erhalten hat. Sie bediente sich bei diesem Unterrichte theils aus Kartenpapier ausgeschnittener und aufgeleimter Noten, theils einer eigenen für sie erfundenen Notenzeichnung, welche aus hölzernen Tafeln mit erhabenen, die fünf Linien vorstellenden Streifen und vielen Löchern bestehen, in welche hölzerne Zäpfchen gesteckt werden, deren verschieden gestaltete Köpfe die Art und den Werth der Note und der übrigen musikalischen Zeichen angeben. Von Zeit zu Zeit gab sie in ihrer Wohnung Concerte, wobei sich ihre Schülerinnen hören ließen, und auch andere Musikkenner und Liebhaber Zutritt fanden.

38. N. Weißenburg,

der Sohn eines churfürstlichen Kammerdieners in Mannheim, um das Jahr 1760 geboren, gehört unter die merkwürdigsten Blinden, weil er, obgleich in frühester Jugend des Augenlichts beraubt,

dennoch in mehreren wissenschaftlichen Gegenständen sich Kenntnisse verschafft hat, und weil der Erfinder des Binden-Unterrichts hauptsächlich durch Weißenburg's Beispiel zu seinem Unternehmen veranlaßt wurde. Denn Hauy führt in seiner Schrift über den Unterricht der Blinden an mehreren Stellen dasjenige an, was er von Weißenburg's Kenntnissen und Hülfsmitteln wußte, und was er von dem damals auf Reisen befindlichen Fräulein von Paradies, mit welcher Weißenburg persönlich bekannt war, erfahren und gesehen hatte.

Weißenburg hatte in seinem siebenten Jahre durch die Blattern beide Augen verloren, so daß ihm nur so viel Schein übrig blieb, daß er Tag und Nacht unterscheiden konnte. Da der Vater Vermögen hatte und in gutem Ansehen stand, so wurde kein Aufwand und keine Mühe gespart, dem unglücklichen Sohne sein Schicksal zu erleichtern. Diese günstigen äußeren Umstände mit eigener Anlage und innerm Triebe zum Lernen verbunden, ließen ihn bald Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, die um so mehr Bewunderung erregten, weil unterrichtete und gebildete Blinde damals noch eine grosse Seltenheit waren.

Weißenburg lernte Französisch, Rechnen und manches Andere, anfänglich alles bloß mechanisch und mit Hülfe seines guten Gedächtnisses.

Bei reifern Jahren erhielt er Christian Riesen als Lehrer und dieser suchte ihm wissenschaftliche Kenntnisse beizubringen, in denen er sich solcher Hülfsmittel bediente, die dem Zustande der Blindheit angemessen sind. Die von Sounderson erfundene Rechnentafel wurde von Riesen vervollkommnet und dadurch bequemer eingerichtet, daß er sie in kleinere erhabene Quadrate abtheilte, und daß er die zwischen diesen Quadraten laufenden Linien oder Ruthen mit Löchern versah, wodurch die Tafel auch zu Brüchen und algebraischen Rechnungen brauchbar wurde.

Die Figuren zum Unterrichte in der Geometrie waren von Draht gebildet und auf Pappe befestigt. Auch die dazu gehörigen Buchstaben waren von Draht geformt. Dadurch hatte es Weißenburg so weit gebracht, daß ihm die Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie so geläufig wurden, daß er selbst Unterricht darin geben konnte. Auch die Grundsätze der angewandten Mathematik hatte er sich zu eigen gemacht, daß selbst die Theorie der optischen Wissenschaften davon nicht ausgeschlossen war, so auffallend und wunderbar es auch scheinen mag, einen Blinden über die Regeln des Sehens richtig und mit mathematischer Zuverlässigkeit urtheilen zu hören. Die Buchstaben, welche er, aus Draht geformt, zur Erklärung geometrischer Figuren gebrauchte,

gaben ihm Veranlassung, sich auf's Schreiben zu verlegen. Er bediente sich dazu des abfärbenden Papiers und einer Schreibtafel, auf welche ein Rahmen mit horizontal aufgespannten Bindfaden paßte, zwischen welche er die Zeilen mit einem Griffel schrieb.

Er schrieb auf diese Art fertig deutsch und französisch, theils um seine Gedanken für sich aufzuzeichnen, theils um Briefe mit Andern zu wechseln, deren mehrere abgedruckt worden sind, welche von seinem gebildeten Geiste und von seinen edlen Gesinnungen ein gleich gutes Zeugniß geben. Auf den Landkarten, deren sich Weißenburg bediente, waren die Grenzen der Länder mit seidenen Schnüren umzogen, die er selbst verfertigt hatte; die Flüsse waren mit Draht, das Meer mit Sand, der durch eine klebrige Masse festhielt, und die Städte durch Stecknadelknöpfe bezeichnet. Um alles dieses gehörig aufnähen und befestigen zu können, war die Karte auf der Rückseite mit Leinwand überzogen.

Weißenburg hatte in seiner Lage viel Gelegenheit, sich Bücher vorlesen zu lassen, deren Inhalt für ihn belehrend und unterhaltend war. Dadurch verschaffte er sich manche historische und andere Kenntnisse, wodurch er theils seinem Zustande zu Hülfe kam, theils diese Kenntnisse im Umgange und Gespräch mit andern Menschen anwendend, als ein angenehmer und interessanter Gesellschafter galt.

Er war zufrieden und heiter, so daß er selbst über Gegenstände, die unmittelbaren Bezug auf Blindheit hatten, manches Mal zu scherzen pflegte. Dagegen waren ihm Aeußerungen von Bedauern mit seinem Zustande nicht angenehm, und er suchte solchen Gesprächen auszuweichen.

Die Sehenden nannte er die Fünfsinnigen und die Blinden die Viersinnigen. In seiner Wohnung und an andern bekannten Orten ging er ohne Anstoß umher und benahm sich so ungezwungen, daß Fremde ihn für einen Sehenden hielten. Er war immer beschäftigt, und verrichtete auch leichte mechanische Arbeiten.

In der Musik hatte er sich zwar nicht vorzüglich ausgezeichnet, aber er war, wie die meisten Blinden, ein grosser Freund dieser Kunst; er blies auch die Flöte, wozu er von einem berühmten Tonkünstler, Namens Wendeburg die Anleitung erhalten hatte.

Die sinnreiche Art, wie die für ihn bestimmten Spielkarten bezeichnet waren, scheint durch die von seinem Lehrer Riesen verbesserten Sounderson'schen Rechnentafeln entstanden zu sein; er spielte damit sehr fertig in Gesellschaft von bekannten und fremden Sehenden, ohne daß diese einen Vortheil voraus oder eine besondere Mühe mit ihm hatten.

Weißenburg spielte auch Schach. Auf dem Brette war die

eine Art der Felder etwas vertieft und auch die der Steine fühlbar von der andern unterschieden. Jedes Feld hatte in der Mitte ein Loch, in welches der an jedem Stein befindliche Zapfen paßte. Die Felder waren nummerirt, und der sehende Mitspieler mußte ihm jeden gemachten Zug nach den Nummern angeben. Dadurch und durch's Nachfühlen war ihm der Stand des Spiels gegenwärtig.

Merkwürdig ist, daß Weißenburg einem Taubstummen das Schachspiel gelehrt hat. Nur Schade, daß man nicht bestimmt weiß, welcher Hülfsmittel sich Beide bedient haben, um einander gegenseitig verständlich zu werden.

39. Von Holz,

geboren zu Markienen in Ostpreußen 1764, wurde im dreizehnten Jahre durch die Blattern blind. Zum Militärstande bestimmt, hatte er eigentlich keine wissenschaftliche Bildung. Zur Vertreibung der Langeweile las ihm der Lehrer seiner Brüder zuweilen etwas vor. Er ließ sich Wieland's Werke vorlesen, und diese erweckten in ihm Vorliebe und Neigung zur Dichtkunst. Ein Gedicht an Friedrich Wilhelm II. verschaffte ihm ein kleines Jahrgeld, und da er Ansprüche auf Familienstipendien hatte, bezog er die Akademie, anfänglich ohne bestimmten Plan. Er fand Geschmack an Mathematik; die geometrischen Figuren bildete er mit Hülfe eines Wachsstockes und erlangte so große Fertigkeit im Kopfrechnen, daß er Kubikwurzeln von drei Zahlen im Kopfe ohne alle Hülfsmittel ausziehen konnte. Den Unterhalt für sich und seine Familie erwarb er durch seine Stelle als akademischer Lehrer. Dieses vermehrte seine Neigung zu den Wissenschaften. Er verlegte sich auf die Rechtswissenschaft, wurde Doktor der Rechte, zweiter Professor und Aufseher des Kypke'schen Instituts für Studirende zu Königsberg. Er hat einige juristische Dissertationen geschrieben.

40. Le Sueur (Franz),

geboren zu Paris 1766, verlor, da er sechs Wochen alt war, nach wiederholten epileptischen Anfällen das Gesicht. Seine Eltern waren arm und hatten noch fünf Kinder, und die Noth zwang ihn, Almosen vor den Kirchenthüren zu suchen. Hier bemerkte ihn Herr Hauy 1784, gab ihm Unterricht, und seine Prüfung in Gegenwart der Minister von Vergennes und Bretenil erhielt so großen Beifall, daß Hauy nun zur Anlegung einer Lehranstalt für Blinde Unterstützung erhielt. Le Sueur wurde nachmals Haushofmeister in dem Institute für Blinde. Er empfing alle Gelder des Instituts, zahlte sie aus, besorgte alle Bedürfnisse von der höchstmög-

lichen Güte und für die geringsten Preise, führte auch die Kasse und die Rechnungen darüber mit solcher Genauigkeit, daß er sie jeden Augenblick abzuschließen und Rechenschaft darüber abzulegen im Stande war.

41. Käferle (Johann),

1768 zu Waiblingen im Würtembergischen geboren, wo sein Vater Müller war. Er verlor schon mit vierzehn Tagen das eine, und als vierjähriger Knabe, da er dem Bolzenschießen zusah, durch einen unglücklichen Schuß auch das andere Auge. Bald zeigten sich die ersten Spuren der beiden Talente, die sich später in vorzüglichem Grade bei ihm entwickelten, nämlich für Musik und Mechanik. Der Christtag brachte ihm in seinem fünften Jahre eine ganz gemeine Kindergeige und in wenigen Wochen wußte er alle ihm bekannten Melodieen auf diesem unvollkommenen Instrumente zu spielen. Im folgenden Jahre lernte er die Zither, und auch darin übertraf er in kurzer Zeit seinen Meister. Im zehnten Jahre zog die Drehbank seines Vaters seine Aufmerksamkeit auf sich, und ob er sich gleich nur heimlich damit beschäftigen durfte, so brachte es der wißbegierige blinde Knabe doch bald dahin, daß er den Mechanismus und die Behandlung begriff, und sein erstes Produkt war ein kleines Kegelspiel. Bald ging er zu größeren Unternehmungen über. Die Nachbarschaft einer Tuchwalke brachte ihn auf die Idee, ein großes Modell von dieser Maschine zu verfertigen, und dieses gelang auch vollkommen. Ebenso machte er bereits im elften Jahre eine brauchbare Mostpresse.

Um diese Zeit kaufte sein Vater die Mühle zu Hoheneck bei Ludwigsburg. Die Einsamkeit, in der er hier lebte, brachte ihn zu einer großen Menge von mechanischen Unternehmungen. Die bedeutendsten darunter waren: Schnellhaspel mit zusammengesetztem Räderwerk nach eigener Erfindung; ein großer, doppelbläsiger, vom Wasser getriebener Blasebalg für die Schmiede des Ortes, der in der ganzen Gegend bewundert wurde.

Im dreizehnten Jahre machte er eine vollständige Dreh- und Hobelbank, sammt allen dazu gehörigen Werkzeugen. Er verfertigte Meubeln aller Art, Wägen, Mühlräder und dergleichen, erfand eine Menge von Fallen für Mäuse, Ratten, Marder und Vögel. Zum Abdrehen der großen Bäume für die Mühlräder erfand er eine große Maschine, die vom Wasser getrieben mit einem Fußtritt sehr leicht zum Stehen gebracht werden konnte und die das Erstaunen aller Dreher, die sie sahen, erregte.

Nun waren dem jungen blinden Käferle keine Unternehmungen mehr zu groß oder zu schwierig. Er errichtete eine künstliche Was-

serleitung zur Bewässerung eines entfernten Gartens seines Vaters, in dem er in dem benachbarten Neckarflusse zwei Tichteln über einander aufstellte und in diesen ein Pump- und Druckwerk nach eigener Erfindung anbrachte.

Zur Ersparung der Handarbeiter, welche die Spreu von dem Getreide sonderten, erfand er eine Vorrichtung, wodurch sechszig Scheffel ohne Menschenhände gereinigt werden konnten. In späteren Jahren machte er auch Uhren, wozu er, um die Räder recht genau zu erhalten, eine sehr sinnreiche Theilungsmaschine erfand.

In seinem sechszehnten Jahre wurde einem frühern Versprechen gemäß der Versuch gemacht, das eine Auge durch die Operation wieder herzustellen. Diese gelang zwar, aber ein Vierteljahr darauf entzündete sich das Auge so heftig, und einige andere dazu gekommene ungünstige Umstände verschlimmerten das Uebel so sehr, daß dieser an nützliche Thätigkeit gewöhnte Jüngling in der verzweiflungsvollsten Lage eine lange Zeit das Bett hüten mußte. Der durch die Operation erlangte Schein war wieder gänzlich und auf immer verschwunden. Unter diesen Leiden entwickelte sich sein religiöser Sinn bis zum Pietismus, der ihn bis in sein spätes Alter begleitete.

Nach erfolgter Genesung ergriff er im zwanzigsten Jahre die Beschäftigung, der er sein ganzes ferneres Leben widmete und in der er es zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht hat — das Verfertigen musikalischer Instrumente. Er fing mit Geigen und Zithern an. Schon die ersten Versuche erhoben sich über das Mittelmäßige und wurden gut bezahlt. Als er aber ein Klavier in die Hände bekam, so entschied sich seine Vorliebe gänzlich für dieses Instrument. In einigen Monaten lernte er das Klavier so gut spielen, daß er von nun an in der Kirche an Sonntagen die Orgel spielte. Sein Vater kaufte ihm eine kleine Hausorgel. Das Selbsttreten der Blasbälge an derselben gefiel ihm nicht; durch einen einfachen Mechanismus ließ er dieses durch ein Mühlrad verrichten.

Im zweiundzwanzigsten Jahre machte er den Versuch, ein Fortepiano zu verfertigen. Die richtige Eintheilung und die bei den vielen kleinen Theilen erforderliche Pünktlichkeit machten dem blinden Manne viele Schwierigkeiten, und es konnte nicht anders sein, als daß dieser erste Versuch unvollkommen ausfallen mußte. Besser ging es bei den folgenden, bei welchen er nun auch für ein zierliches Aeußere sorgte.

Als er so mit der größten Thätigkeit seine Lieblingsbeschäftigung trieb, gerieth die Mühle durch den Blitz in Brand. Nun

mußte er das Instrumentenmachen eine Zeitlang aufgeben, um bei dem Wiederaufbau der Mühle behülflich zu sein. Er drehte fast alle Räder und Trillinge und verfertigte einen neuen Hausrath für seinen Vater.

Käferle, dessen Geschicklichkeit ihn bereits in vorzüglichen Ruf gesetzt hatte, zog nun nach Ludwigsburg, erhielt dort das Bürgerrecht, legte eine förmliche Instrumentenfabrik an, hielt mehrere Gesellen und verbesserte von Jahr zu Jahr seine Arbeiten so sehr, daß sie bald allgemein gesucht wurden. Er verheirathete sich mit einem wohlhabenden Mädchen, baute mit seinem erworbenen Vermögen nach seinem Plane ein Haus und dehnte seine Versuche immer weiter aus.

Die Erfindung einer Metallharmonika nöthigte ihn, sich in Schmelz- und Eiselir-Arbeiten einzulassen, in denen er, wie in Allem, schnell Erfindungen machte. So machte er Windbüchsen von besonderer Construktion, welche aber von der Polizei verboten wurden. Auch mit mehreren chemischen Operationen beschäftigte er sich. Er machte Farben und Firnisse für seine Fabrik, brannte Branntwein, verfertigte Hoffmann'sche Tropfen, bereitete Zucker aus Kartoffeln und dergleichen. Noch lange lebte dieser merkwürdige Blinde im Schooße seiner Familie, in Wohlhabenheit und allgemein geachtet, zu Ludwigsburg.

42. Viehweger,

geboren zu Mohrungen im December 1769, warf im siebenten Jahre bei dem Kinderspiele eine gläserne Kugel auf den Boden, um sie absichtlich zu zersprengen. Einige Glassplitter beschädigten das eine Auge, und die dadurch veranlaßte heftige Entzündung raubte ihm auch das andere.

Er fing an Klavier zu spielen und hierdurch wurde sein musikalisches Gefühl rege gemacht und ausgebildet. Er spielte beinahe alle Instrumente, vorzüglich aber Klavier und Harfe, gab Unterricht, stimmte die Instrumente, lehrte Anderen die Noten kennen, componirte und behielt schnell, was ihm vorgesungen oder vorgespielt wurde. Er ging ohne Führer, fühlte durch den Druck der Luft und den verschiedenen Ton seiner Fußtritte die Nachbarschaft großer Gegenstände und fand leicht jeden ihm bekannten Gegenstand. Durch Vorlesen hat er sich manche wissenschaftliche Kenntnisse erworben; er hatte von Gegenständen, die in der Anschauung liegen, z. B. der Gestalt der Länder, richtige Vorstellungen. Einige Begriffe aus der Anschauung sind ihm noch geblieben, und durch Vergleichung damit erwarb er sich Begriffe von neuen Gegenständen und verrichtete verschiedene kleine Arbeiten, z. B. das Einfädeln einer Nadel ꝛc.

43. Dulon.

geboren im Jahre 1770 zu Oranienburg, verlor die Augen im zweiten Monat seines Lebens; doch blieb ihm noch ein schwacher Schimmer. Er hörte zufällig, daß ein Marionettenspieler einen blinden Musikus, der die Flöte blies, bei sich hatte, und dieses machte in ihm den Gedanken rege, sich auch mit der Flöte zu beschäftigen. Er erhielt zuerst von seinem Vater, nachher von einem geschickten Tonkünstler Unterricht, wurde Virtuos auf seinem Instrumente, ließ sich seit seinem 12. Jahre mit allgemeinem Beifalle hören, machte beträchtliche Reisen, um sich hören zu lassen, stand eine Zeitlang bei der Kapelle des damaligen Großfürsten, nachherigen Kaisers Paul zu Petersburg und behielt nicht nur mit großer Schnelligkeit Alles, was ihm vorgespielt wurde, sondern varirte auch sogleich jedes ihm gegebene Thema, und sein Gedächtniß war von solcher Stärke, daß er mehr als 300 Flöten-Concerte auswendig wußte. Er hatte durch Vorlesen manche Kenntnisse erhalten und beschäftigte sich mit Erfolg mit der Dichtkunst, lernte auch während seines Aufenthaltes zu Petersburg durch Herrn Professor Wolke fühlbare Schriftzeichen kennen, durch deren Zusammensetzung er Andern seine Gedanken schriftlich mittheilen konnte.

44. Von Baczko.

Ludwig von Baczko, Professor der Geschichte bei der Artillerie-Akademie zu Königsberg und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, erblindete als Jüngling in seinem 21. Jahre, als er nach vollendeten Studien gerade im Begriffe war, ein Civilamt anzutreten. Er kämpfte vor Allem gegen die vielen Vorurtheile, welche den Blinden drücken, verfaßte mehrere Gedichte, ein eigenes Werk über sich selbst und seine Unglücksgefährten, welches 1807 zu Leipzig erschien, so wie eine größere Geschichte Preußens in sechs Bänden, mehrere Romane und dergleichen. Er erzählt eine Anekdote aus seinem Leben, die besonderer Erwähnung verdient. Als er einst an einem Sonntage in das Schauspielhaus ging, woran er besondere Vorliebe fand, standen verschiedene Personen am Eingange, die sich darüber wunderten und zum Theil ihren Unwillen äußerten, daß ein solcher Mensch in's Schauspiel gehe. Als er dieses vernahm, wendete er sich gegen seinen Begleiter und sagte: „Diese Leute müssen gar nicht wissen, daß ich alle Sonntage sehen kann.“ Dies erregte Erstaunen und sie fragten sich gegenseitig, ob dies wahr und möglich sei, und die andern betheuerten, daß sie es in dem Augenblicke gehört hätten. Die Gebildeten aber lachten herz-

lich über diesen Einfall. Er war verheirathet und hatte mehrere Kinder, die alle vollsinnig waren und die er größtentheils selbst erzog. Nachdem der blinde Pfeffel seine Erziehungsanstalt zu Colmar errichtet hatte, und von Baczko sich gerade damals im Jahre 1782 zu Königsberg häuslich niederließ, gab ihm der berühmte Professor Kant den Rath, sich gleichfalls mit Erziehung zu beschäftigen und übergab ihm den ersten Zögling. Mehrere Jahre hatte er sechs junge Leute zur Erziehung in seinem Hause, wofür ihm die Eltern ihre Zufriedenheit und die Zöglinge alle Liebe bewiesen. Besondern Werth in der Erziehung legte er auf die Berufseigenschaften, welche er gerne erforschte und manchen seiner Zöglinge in eine Laufbahn setzte, wofür ihn die Eltern nicht bestimmt hatten. So verschaffte er einem Theologen die Genehmigung seines Vaters, in Kriegsdienste zu treten, der dann ein vorzüglicher Offizier wurde; ein anderer Studirender wurde auf seine Veranlassung Kaufmann. Das Erziehungsgeschäft gab er auf, weil er nicht die nöthigen Mittel hatte, dasselbe weiter auszubreiten, und wenig Kenntnisse vom Hauswesen besaß, die bei dergleichen Unternehmungen nothwendig sind. Später wurden ihm wieder einige junge Leute anvertraut, ohne daß er sich darum beworben hätte. Er hat sich viele Freunde aus allen Ständen erworben, die seine guten Eigenschaften und Kenntnisse schätzten und gerne mit ihm verkehrten; er war ein liebenswürdiger Familienvater und wirkte rastlos als Professor der Geschichte an der Akademie zu Königsberg, zu welcher Stellung ihn sein Monarch erhob; er ward geliebt von seinen Schülern und allen, die ihn kannten, bis an sein Ende.

45. Grabowski.

Baczko erzählt in dem Werke über seine Leidensgefährten folgende Anekdote: „Der verstorbene General Lossow, der sich zuweilen gegen seine Mitmenschen viel erlaubte, ließ den blinden Major Grabowski, dem ein unglücklicher Schuß beide Augen geraubt hatte, sagen: er solle sich nicht auf der Straße zeigen, weil sein Anblick schwangern Frauen nachtheilig werden könne. „Sagen Sie, rief Grabowski, dem General, daß derjenige, der einen Mann meiner Art, der im Dienste des Vaterlandes unglücklich wurde, so ohne alle Schonung behandeln kann, ein — sei.“ Sie können nicht schimpfen, sagte der Offizier, der ihm die Botschaft gebracht hatte, denn Sie können ja Niemanden Genugthuung geben. „Ich gebe sie,“ rief Grabowski, „auf der Stelle. Wählt der General den Säbel, so mag er eine finstere Kammer bestimmen, wo keiner dem andern ausweichen kann, und wir folglich einander gleich

sind. Dieses gilt auch, wenn er Pistolen wählt. Jeder stellt sich in eine andere Ecke, klingelt mit einer in der linken Hand habenden Glocke und drückt mit der rechten Hand die Pistole ab, sobald ein vor dem Zimmer stehender Secundant Feuer ruft."

46. Kirchgeßner (Marianna),

die Tochter des speierischen Zahlmeisters zu Bruchsal, wo sie 1773 geboren wurden. Sie hatte einen fehlerhaften Bau und am rechten Fuße nur vier Zehen, wovon die große freistand, die andern drei zusammengewachsen waren, und schon in ihrem vierten Jahre wurden ihre Augen durch die Blattern ganz verdunkelt. Sie verrieth seit ihrer frühesten Jugend Talent für die Tonkunst und spielte schon im sechsten Jahre Klavier. Um diese Zeit verlor ihr Vater unverschuldet sein Vermögen und gerieth in eine sehr traurige Lage. Der Kammerpräsident Reichsrath von Beroldingen nahm sich jetzt der verlassenen Kirchgeßner an, ließ sie durch den badenschen Kapellmeister Schnittbauer unterrichten, der auch für sie eine besondere Harmonika baute und sie ließ sich darauf im 10. Jahre hören, ging mit dem durch verschiedene Musikwerke bekannten Rath Bußler 1791 auf Reisen durch Deutschland und die Niederlande nach London, wo sie sich über 3 Jahre lang aufhielt. Sie ließ durch den deutschen, aber seit 30 Jahren in England wohnenden Instrumentenmacher Fröschle nach ihrer und Bußler's Angabe eine Harmonika mit einem Resonanzboden verfertigen, die sich von andern Instrumenten dieser Art vorzüglich auszeichnete, und der dort wohnende Arzt Findler, gleichfalls ein Deutscher, machte Versuche zur Wiederherstellung ihres Gesichtes, so daß sie wieder einen Schimmer erhielt. Sie reiste nach Kopenhagen, von da durch einen Theil Deutschlands und Preußens nach Petersburg, ging von da durch Polen und Schlesien nach Sachsen, wo sie sich in der Nachbarschaft Leipzigs mit dem Rath Bußler ein Landgut kaufte und in der Folge noch eine Reise nach Paris machte.

Sie war eine Freundin der Lectüre, besonders der Dichtkunst und ließ sich deshalb auch häufig vorlesen. Auch mußte ihr alles, was sie auf ihrem Instrumente vortrug, zuerst einige Male auf dem Klavier vorgespielt werden.

Sie war nach dem Urtheile von Sachkundigen die Erste auf der Harmonika, trug darauf selbst für das Fortepiano schwierige Compositionen berühmter Tonkünstler, und nicht allein das Adagio, sondern auch das Allegro mit und ohne Begleitung anderer Instrumente meisterhaft vor, componirte auch selbst für die Harmonika.

47. Corsepius,

geboren zu Paßenheim in Ostpreußen 1776, verlor im sechsten Jahre seines Lebens beide Augen durch die Blattern. Sein Vater, ein Prediger, lehrte ihn lesen und schreiben. Durch die Erblindung seines Sohnes gebeugt, gab er allein Unterricht auf. Da der Knabe große Lust zur Musik zeigte, kam der Vater auf den Einfall, ihn in derselben zu unterrichten, worin der Knabe schnelle Fortschritte machte, und durch bloßes Vorsagen und Beschreiben brachte ihm der Vater einen Begriff vom Notensysteme bei. Als sein jüngerer Bruder eine Schullehrerstelle, womit zugleich die eines Organisten verbunden war, erhielt, nahm derselbe seinen ältern Bruder zu sich, da er selbst sich in der Musik nicht ausgebildet hatte. Dieser spielte nun Orgel und lehrte es auch seinem Bruder in kurzer Zeit.

Er bezog die Akademie zu Königsberg und, von edlen Menschenfreunden unterstützt, legte er sich hier vorzüglich auf Klavier und Orgel. Obgleich er alle Blasinstrumente blies, so konnte er doch nie so viel, wie er wünschte, leisten, da sein Vermögen es nicht gestattete, gute Instrumente zu kaufen, welcher Umstand ihn auch hinderte, den Wissenschaften sich hinzugeben. Bemerkenswerth ist, daß er allerlei Gegenstände, manche darunter mit ungewöhnlicher Genauigkeit aus Wachs bildete, auch aus Holz und Metall künstliche Dinge verfertigte. Er wurde als Cantor beim Waisenhause zu Königsberg angestellt, wo er auch einige Knaben, die hierin schnelle und beträchtliche Fortschritte machten, in der Musik unterrichtete. Allein das Einkommen bei dieser Stelle war sehr ärmlich. Möchten doch stets die Magistrate und Obrigkeiten bei Verleihungen von Organistenstellen und dergleichen auf solche Männer, deren Schicksal und Kenntnisse es verdienen, Rücksicht nehmen, und gerade diesen allen Vorschub leisten, ihnen zur Selbstständigkeit und einem geregelten Berufe zu verhelfen!

48. Funk (Friedrich Gottlieb),

von Niedau in der Schweiz, um das Jahr 1780 geboren, seit dem 15. Monate seines Lebens größtentheils und vom siebenten Jahre an ganz blind. Ohne äußere Hilfe mußte er die Mittel, sich seinen Zustand zu erleichtern und den innern Trieb nach Thätigkeit zu befriedigen, aus sich selbst schöpfen, und indem er jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, sorgfältig benutzte, gelang es ihm, sich Kenntnisse und Fertigkeiten zu verschaffen, welche ihn seiner Blindheit ungeachtet, geschickt machten, der Lehrer Anderer zu werden. In seiner Jugend erhielt er keinen weitern Unterricht als in der Religion und eine kurze Zeit im Generalbaß. Die übrige

Zeit füllte er mit Papparbeit aus, worin er es zu grosser Fertigkeit brachte. Vom zwanzigsten Jahre an erfand er verschiedene Hülfsmittel zur Erleichterung seines Zustandes. Dahin gehört ein Rechnenbrett mit vielen Löchern, in welche Zäpfchen passen, deren Köpfe die Ziffern durch daran befindliche Spitzen bezeichnen. Zum Schreiben bediente er sich einer Tafel, auf welche ein Rahmen mit Drahtlinien paßt, zwischen welche die Zahlen zu stehen kommen. Seine Erfindung einer fühlbaren, für Blinde lesbaren Schrift ist sehr einfach. Er bediente sich hierzu eines dreischenkeligen Werkzeuges von Eisen, wo am Ende eines jeden Armes Spitzen befindlich sind, deren zwei einen grössern und kleinern Halbzirkel, die Spitzen des dritten Armes aber eine gerade Linie bilden.

Durch die Zusammensetzung dieser drei Stempel, womit auf einer weichen Unterlage starkes Papier durchstochen wird, können alle Buchstaben des grossen lateinischen Alphabets auf der entgegengesetzten Seite des Papiers fühlbar hervorgebracht werden. Auch zweierlei Musiknoten für Blinde hat Funk angegeben, wovon eine Art mit der eben gedachten durchstochenen Schrift, die andere aber mit dem früher erwähnten Rechnenbrett Aehnlichkeit hat. Er hatte auch einige Fertigkeit im Drehen und in andern Holz- und Metallarbeiten. Vom Jahre 1803 an brachte Funk 5 Jahre lang bei einem Prediger auf dem Lande zu, um dessen Kinder zu unterrichten, und erhielt durch diese Uebung die volle Tüchtigkeit zu dem Beruf, wozu er bestimmt zu sein schien. Im Jahre 1809 wurde er nämlich zum Lehrer der damals errichteten Blindenanstalt in Zürich berufen. Seine Kenntnisse und Geschicklichkeit, seine Lehrgabe und Geduld und sein Fleiß bewährten sich hier in gleich hohem Grade, und die ihm anvertrauten Zöglinge machten gute und schnelle Fortschritte.

Wenn auch aus besonderen Ursachen Funk nach zwei Jahren diese Lehrerstelle wieder verlor, so kann dieses doch seinen früheren Verdiensten um die Anstalt keinen Abbruch thun, und immer bleibt er ein auffallendes Beispiel von einem Blinden, der sich in so manchen Stücken bis auf einen bedeutenden Grad selbst gebildet hat.

49. Moser (Simon),

um das Jahr 1785 zu Reuthe in Tyrol geboren und in seinem zweiten Jahre durch die Blattern erblindet. Er kam als armer Knabe mit einem Geistlichen nach Mariazell in Steiermark. Nach dem Tode dieses seines Wohlthäters nahmen sich andere gute Menschen seiner an. In reiferem Alter trieb er das Gewerbe,

daß er zu Fuß mit Briefen, Geldern und Gepäck von Admont in Obersteiermark den weiten, sehr beschwerlichen und zum Theil gefährlichen Weg nach Grätz und von da ebenso beladen wieder zurückwanderte. Er zog, nach Thunlichkeit der Jahreszeit und Witterung, bald diesen, bald jenen Fußsteig über die Alpengebirge und ging sowohl auf dem Lande als in Grätz die verschiedenen Wege seiner Sendungen. Man hat kein Beispiel, daß er sich auch bei der ungüngstigsten Witterung verirrt hätte, wohl aber hat er Sehenden, die vom rechten Wege abgekommen waren, auf denselben zurückgeführt. Er ließ es übrigens nicht bei seinem gewöhnlichen Botengange von Admont nach Grätz bewenden, sondern er übernahm Bestellungen in grössere Entfernungen und an Orte, wo er noch niemals gewesen war. Er erbot sich, in Wien physikalische Instrumente abzuholen, und ein anderes Mal machte er den weiten Weg nach Kloster Einsiedeln in der Schweiz. Die Briefe kannte er durch's Gefühl am Papier und am Siegel und er war sehr verläßlich in Ausrichtung der ihm gegebenen Aufträge; sein Temperament war sehr heiter, seine Gemüthsart freundlich und sein Gedächtniß sehr gut. Endlich wurde er ein Opfer seines Berufes. Er fand im Jahre 1818 seinen Tod in einem Gießbache, in welchem auch schon mancher Sehende verunglückt ist.

50. Fournier (Alexander),

geboren zu Paris 1789, erblindete im 7. Jahre und wurde im 11. Jahre dem Unterrichte des Herr Hauy anvertraut, den er auf seiner Reise nach Petersburg begleitete. Er schrieb und rechnete mit grosser Fertigkeit, las durch's Gefühl erhabene Buchstaben und Schriftzüge, hatte gute geographische und andere wissenschaftliche Kenntnisse und sein geübtes Gehör und Gefühl ersetzte ihm zum Theil den Verlust des Gesichts.

51. Navelins (Joseph),

starb 1791 in den Kohlenhöhlen bei Webrersbury in Staffordshire. Er war blind, arbeitete an den Wochentagen in den Kohlengruben und vertheilte den größten Theil seines Erwerbs am Sonntage unter seine Zuhörer, bei denen er den Gottesdienst auf methodistische Weise verwaltete. Er war daher in England unter dem Namen des Höhlenpredigers bekannt.

52. Hübner (Franz),

ein blinder Insectolog zu Kent, ließ durch seinen Bedienten die Bienen nach seinen Vorschriften beobachten, erfand neue Bienenkörbe und gab 1793 Beobachtungen über die Bienen heraus.

53. Knie (Johann),

geboren zu Erfurt 1795. Er verlor im 10. Jahre seines Alters die Augen durch die Blattern. Sein Vater, welcher Hofarzt zu Hannover war, hielt sich seit dem Jahre 1813 wegen der damaligen Kriegsereignisse abwechselnd zu Dresden, Mannheim, Heidelberg und zu Pleß in Oberschlesien auf. An den letzten drei Orten besuchte der Sohn die seinem Alter und seinen Fortschritten angemessenen Schulanstalten für Sehende und erwarb sich dadurch und durch die vielen Erfahrungen, die er bei dem abwechselnden Aufenthalt an verschiedenen Orten zu sammeln Gelegenheit hatte, mancherlei Kenntnisse. So vorbereitet kam er mit 15 Jahren in das Blindeninstitut zu Berlin. Hier genoß er 5 Jahre den seinem Zustande angemessenen Unterricht sowohl in geistigen als mechanischen Lehrgegenständen, lernte zwei musikalische Instrumente und machte glückliche Versuche in der Dichtkunst. Nach eigener Neigung und mit Zustimmung anderer Sachverständigen faßte er den Entschluß, dem Unterrichte seiner Leidensgenossen sein ferneres Leben zu widmen. Um sich dazu durch wissenschaftliche Bildung tüchtig zu machen, bezog er im Jahre 1815 die Akademie zu Breslau. Hier trieb er 3 Jahre lang Mathematik, Geschichte, Erdkunde und was dem Lehrer der Jugend nöthig ist, und übte sich auch praktisch in der Lehrkunst. Sein vorzügliches Gedächtniß erleichterte ihm nicht nur die Erlernung mehrerer todten und lebenden Sprachen, sondern er konnte auch eine gehörte akademische Vorlesung bei seiner Nachhausekunft beinahe wörtlich dictiren, um sie in der Folge im Zusammenhange sich wieder vorlesen zu lassen. So wie er während seiner akademischen Laufbahn durch edle Menschen unterstützt worden war, so konnte er auch mit Grund zu der Ausführung seines Vorsatzes für die Zukunft diese Unterstützung hoffen. Auf seine Veranlassung ist ein Verein zwischen mehreren würdigen Männern in Breslau entstanden, um einen von ihm entworfenen Plan zur Errichtung einer Blindenanstalt zur Ausführung zu bringen und das mitleidige und wohlthätige Publikum für diese Idee empfänglich und theilnehmend zu machen. Knie besitzt durch seine wissenschaftliche Bildung und genaue Kenntniß und Uebung dessen, was zum Unterrichte der Blinden erforderlich ist, sowie durch seine sanfte Gemüthsart und reine Moralität, ganz die Eigenschaften, welche ihn zum Lehrer und Vorsteher einer Blindenanstalt tauglich zu machen vermögen; und wirklich sehen wir ihn bereits eine Reihe von Jahren in voller Wirksamkeit in dem von ihm gegründeten Institute, dem er mit grosser Umsicht zur allgemeinen Anerkennung als Direktor vorsteht.

54. Braun (Jakob),

geboren 1795, der Sohn eines Zimmermeisters zu Bruck an der Leitha in Niederösterreich. In dem Alter von 3 Jahren verlor er das Augenlicht durch die Blattern gänzlich. Im Jahre 1804 nahm der edle Klein in Wien den damals neunjährigen Knaben zu sich, um mit demselben die beschlossene Erziehung und Brauchbarmachung blinder Kinder zu beginnen. Auf diesen gelungenen Versuch gründete sich die Errichtung des Blindeninstituts in Wien, dessen erster Zögling dieser Braun war.

Er hatte während seiner Unterrichtszeit erhabene Schrift lesen, ferner schreiben, rechnen, harfenspielen und singen gelernt. Auch in der Erdbeschreibung, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre und andern wissenschaftlichen Gegenständen hatte er sich mancherlei Kenntnisse erworben. Als Handarbeiten hatte er anfänglich Stricken, Netzen, Schnurmachen, und Papparbeit erlernt. In der Folge betrieb er auch das Gurtenschlagen, das Korbflechten, das Drehen und die Tischlerarbeit. In der letztgenannten Arbeit hatte er es so weit gebracht, daß er mit vieler Genauigkeit von feinem polirten Holze Bilderrahmen, kleine Schatullen, Zuckerdosen und andere Behältnisse verfertigte. Er machte auch Tische, Stühle, Bettstellen und andere Hausgeräthe von gewöhnlicher Grösse.

Durch genaue Zergliederung und Uebung der ersten Handgriffe, richtigen Stufengang und die nöthige Vielseitigkeit, welche bei seiner Bildung beobachtet wurden, ist es dahin gekommen, daß er sich auch in neuen Arbeiten leicht zurecht fand und sich dieselben in kurzer Zeit eigen machte. Er konnte eine kleine Nähnadel einfädeln, kannte alle umlaufenden Münzen, die Getreidekörner, Samen; andere kleine Gegenstände konnte er sehr ähnlich aus Wachs und andern weichen Massen in verjüngter Grösse nachbilden. Zu elektrischen Versuchen hatte er sich selbst eine Maschine mit einer Glasscheibe gemacht.

Bei mechanischen Einrichtungen wußte er oft die besten Vorschläge zu geben, und die zweckmässigsten Einrichtungen zu treffen.

Er verrichtete alle häuslichen Arbeiten, säete und pflanzte im Garten und pfropfte sogar Bäume. Er kaufte die Materialien und Werkzeuge zu seinen Arbeiten selbst, hielt diese und andere Vorräthe unter seinem Verschluß und gab jüngern Blinden Anleitung in Handarbeiten. Von Jugend auf an Thätigkeit gewöhnt, wußte er sich den ganzen Tag nützlich zu beschäftigen, hatte nie lange Weile und ging nie spazieren.

Er schrieb auch eine lesbare Handschrift und wechselte mit Verwandten und Bekannten Briefe und machte Bestellungen in den verschiedensten Angelegenheiten des praktischen Lebens.

55. Strong (Joseph),

geboren zu Carlisle, starb dort 1798. Er war in seiner frühesten Kindheit blind geworden; anfänglich ein Weber, trieb er nicht allein sein Gewerbe, sondern machte darin manche neue Erfindungen und Werkzeuge. Im 20. Jahre verfertigte er jedes seiner Kleidungsstücke und das erste Paar Schuhe, als er nach London gehen wollte, um dort den blinden Organisten Hanley zu besuchen. Er liebte nämlich die Musik leidenschaftlich, und um die Orgel in der Kathedralkirche zu untersuchen, öffnete er sich einmal in der Nacht die Thüren der Kirchenorgel und nahm die Pfeifen heraus; sein Getöse, sowie die angegebenen Töne setzten, weil gerade der Organist gestorben war, einige abergläubische Menschen in Schrecken. Die Sache wurde untersucht, er bekam einen Verweis, aber auch die Erlaubniß, sich mit der Orgel bekannt zu machen, worauf er selbst eine Orgel für die Kirche auf der Insel Mann verfertigte; er machte in der Folge noch eine Menge mechanischer Figuren und Maschinen.

56. Wendt,

Organist bei der französischen Klosterkirche zu Berlin, hat 1798 eine Janitscharenmusik, die er einzig zu executiren im Stande war, ein harmonisches Geläute von grossen und kleinen Glocken, und auch Noten für Blinde erfunden.

57. Hallot,

ein vorzüglicher Musikus, besonders auf der Violine, aus dem Institute Hauy's zu Paris. Er hatte sich mit einem blinden, in diesem Institute erzogenen Frauenzimmer, das sich durch sein Spiel auf dem Fortepiano auszeichnete, verheirathet. Sie waren Eltern einer sehenden Tochter, die schon frühzeitig viel Talent für Musik verrieth.

58. Heipels,

ein Blinder in der Papiermühle zu Plauen, erfand die Wasserpresse, wodurch zwei Menschen mit Hülfe des Wassers so viel in anderthalb Minuten bewirken, als die Kraft von 6 bis 8 Menschen in 5 Minuten zu wirken vermag. Das nach seiner Vorschrift mit Hülfe der Wasserpresse bereitete Papier wird fester und nimmt den Leim besser an.

59. Hareng (Peter),

aus der Nachbarschaft von Caen in der Normandie gebürtig, verlor im 9. Jahre das Gesicht. Er zerlegte alle Arten von Uhren,

reinigte sie nicht nur und legte sie wieder zusammen, sondern er erkannte auch durch's Gefühl, was daran schadhaft war und besserte dieß aus.

60. Heilmann,

aus Mühlhausen gebürtig, war daselbst Lehrer der Philosophie, ob er gleich zwischen dem 9. und 13. Jahre das Gesicht verloren hatte. Er war ein Mann von sehr gebildetem Geiste; von ihm ist ein Aufsatz über das Lyceum der Blinden zu Paris erschienen, und es ist bekannt, daß, als Professor Hauy reiste, dieser ihm sein Institut für Blinde zu Paris anvertraut hat.

61. Hellenbrecht,

Organist zu Berlin, verlor im 4. Jahr das eine, im 21. das andere Auge; blies Clarinette, vorzüglich aber die Flöte, spielte die Harmonika und hat eine Vorrichtung erfunden und selbst verfertigt, wodurch er vermittelst der Pedale, welche er durch Saiten und Drähte in Bewegung setzte, die Janitscharenmusik nachahmte.

62. Greger,

der Sohn eines Barchentwebers aus Sternberg in Mähren, blind geboren im Jahre 1802, war 6 Jahre Zögling des Blindeninstituts in Wien. Er hat sich in allen Lehrgegenständen ausgezeichnet, welche Bezug auf die Bildung des Geistes haben. Am auffallendsten war seine Anlage für Musik und seine Fortschritte darin. Sein erstes Spielwerk, ehe er noch stehen konnte, war eine Harfe, die man neben ihn auf den Boden legte, worauf er nicht nur einzelne, sondern bald auch zusammenstimmende Töne aufsuchte und anschlug.

Als er mit $8^1/_2$ Jahren in das Institut kam, machte er so schnelle und bedeutende Fortschritte auf diesem Instrumente, daß er Variationen und andere schwere Stücke mit eben so viel Pünktlichkeit als Gefühl vortrug. Dieß geschah auch bei einer öffentlichen Musik, welche die blinden Zöglinge im Jahre 1843 gaben, wo der kleine Greger mit seiner Harfe auf einen Tisch gesetzt werden mußte, um von den Zuhörern gesehen zu werden.

Sein Gehör war so fein und richtig, daß er jeden einzelnen Ton eines Instrumentes anzugeben wußte. Er wurde zu einem Instrumentenhändler geführt, der ihm von sehr verschiedenen, zum Theil ihm ganz fremden Instrumenten, z. B. dem englischen Horn, einzelne Töne angab, wovon er jeden erkannte.

Bald nach seinem Eintritt in das Institut wurde der Unterricht auf dem Klavier mit ihm angefangen und hier zeigte sich

seine Anlage und Neigung für Musik in hohem Grade, indem er bald die glänzendsten Fortschritte machte.

Bei einer jener öffentlichen Musiken der Zöglinge konnte man der gedruckten Ankündigung die Aufforderung beifügen, daß ihm von irgend einem anwesenden fremden Musiker verschiedene, auch die schwersten Accorde, oder kurze Stellen vorgespielt werden möchten, um dieselben in einer höhern Octave ohne Aufenthalt richtig und im Zusammenhange nachzuspielen, welche Probe er auch bestanden hat. In der Folge brachte er es dahin, daß er eine angefangene Phantasie seines Lehrers oder eines Meisters in derselben Manier fortsetzen konnte.

Nachdem er durch fühlbare Noten mit der Musikbezeichnung bekannt geworden war, konnte er nicht nur die fühlbaren, oder die ihm vorgesagten Noten auf das Instrument übertragen und spielen, sondern er war auch im Stande, einzelne Sätze oder ganze Stücke, die er hörte und spielte, nach der Notenbezeichnung genau anzugeben, welches ihn zum Unterrichtgeben geschickt machte. Er spielte lange und schwere Stücke von Mozart, Haydn und andern großen Meistern mit aller Genauigkeit und Sicherheit. Bald suchte er auch musikalische Gedanken durch Hülfe erlernter theoretischen Regeln aus sich selbst zu schöpfen und durch's Phantasiren auszudrücken und machte selbst kleine eigene Compositionen.

Auch in andern Dingen, wie zum Beispiel in der Sprachlehre, im Rechnen, in der Erdbeschreibung, in der Naturgeschichte hatte er gute Fortschritte gemacht und sich manche Kenntnisse erworben. Dabei war er von sanfter Gemüthsart, immer zufrieden und heiter. Schade, daß seine körperliche Beschaffenheit seinen guten Geistesanlagen nicht entsprach. Von Kindheit an mit einem äußerst schwächlichen Körper begabt, hatte er nie die seinem Alter angemessene Größe erlangt, so daß er bei seinem Austritt aus dem Institut, wo er 13 Jahre alt war, einem Kinde von 8 Jahren glich.

Aus dieser Ursache konnte er auch an dem Unterrichte in Handarbeiten, das Stricken ausgenommen, keinen Antheil nehmen. Im März 1816 kehrte er zu seiner Mutter, gegen welche er stets die zärtlichste Anhänglichkeit hatte, zurück, versehen mit den Hülfsmitteln, um die im Institute erlernten Gegenstände zu üben und seine Kenntnisse zu erweitern.

63. Kleinhanns (Joseph),

der Sohn eines Bäckers zu Nauders in Tyrol. Er war mit $4^1/_2$ Jahren durch die Blattern gänzlich erblindet und unerachtet er vorher nie einen Unterricht genossen hatte, der Bezug auf Bild-

schnitzerei hatte, so beschäftigte er sich mit dieser Kunst und bezog seinen Lebensunterhalt davon. Er machte Cruzifixe und Heiligenbilder aus Holz, bei denen nicht nur alle Theile in richtigem Verhältniß standen, sondern in deren Gesichtern sich sogar Schmerz und Leidenschaften ausdrückten. Die Fußgestelle dieser Bildsäulen versah er mit mancherlei Verzierungen und fügte jedem Heiligen sein eigenthümliches Unterscheidungszeichen bei. Er verfertigte auch Köpfe von lebenden Personen, theils nach der Natur, theils nach Büsten, von welchen er den Umriß und die Züge des Gesichts durch genaues Befühlen erforscht hatte. Er band sich an keine Größe; er machte Bildsäulen in Menschengröße und auch solche von weniger als einem Schuh Höhe. Dabei war er im Stande, kleinere Muster in's Große und große in's Kleine nach richtigem Maßstabe und mit Beobachtung der nöthigen Verhältnisse der Theile auszuarbeiten.

Der Enthusiasmus, womit seine Landsleute in dem letzten Kriege sich vertheidigt hatten, veranlaßte ihn, einen Tyroler Landwehrmann in einem 1½ Schuh hohen Bilde von Holz darzustellen, bei welchem der sprechende Ausdruck in Stellung und Geberden einem sehenden Künstler Ehre machen würde. Die Instrumente zu seiner Arbeit pflegte er selbst zu schleifen und war darin so geschickt, daß er selbst von andern Personen darum angegangen wurde. Kleinhanns war, wie fast alle Blinde, ein großer Freund von Musik, welches ihn schon früher veranlaßt hatte, sich in der Ausübung dieser Kunst zu versuchen. Auch hierin war er sein eigener Lehrer. Durch bloßes Zuhören lernte er die Orgel, das Klavier und die Violine spielen und bald war er der gewöhnliche Stellvertreter des Organisten seines Orts. Einige Lieder, die er selbst dichtete, setzte er auch selbst in Musik. Er war immer zufrieden und heiter, sehr religiös und von der besten Moralität. In seinem Wohnorte ging er überall ohne Anstoß herum, aber auch mehrere Stunden in seiner Nachbarschaft fand er die oft beschwerlichen Wege über Brücken und Stege oder auf Berge und durch Wälder. Er war wißbegierig und ließ sich gern vorlesen. Wäre diesem Manne in seiner Jugend eine ordentliche Bildung zu Theil geworden, so würde er wahrscheinlich auch im Geistigen etwas Außerordentliches geworden sein, sowie er in dem Kunstfache, das er zu seiner Beschäftigung gewählt hatte, unter allen bekannten Blinden nicht seines Gleichen fand.

64. Haugh,

wurde in seiner frühen Jugend blind; er erfand für Blinde eine neue Art zu schreiben und ist Verfasser einiger chemischer Abhand-

lungen, wovon eine im Jahre 1813 in der gelehrten Gesellschaft zu Manchester vorgelesen wurde.

65. Poignon,

ein Blindgeborner und Zögling des Instituts des Herrn Hauy zu Paris, erhielt im Lycée-Charlemagne im Jahre 1805 den Preis in der höheren Mathematik.

66. Bünau (Fräulein von),

jüngste Tochter des Oberlandhauptmanns zu Roda, ward im dritten Jahre durch die Blattern völlig blind, so daß keine Erinnerung aus der Anschauung ihr übrig blieb. Sie hatte viele Anlagen und man schreibt ihr mehrere Erfindungen zu, unter andern die: Sie ließ sich einzelne Buchstaben auf kleine viereckige Stückchen Papier schreiben, legte sie nachher in besondere Fächer, und wenn sie dann an Jemanden schreiben wollte, so zog sie diese Buchstaben auf einen Faden. Wer nun die ihm übersandte Schnur lesen wollte, durfte die Buchstaben nur der Reihe nach herunterziehen und nebeneinander legen. Sie hat in der Folge von dem Amtschirurgus Steding schreiben gelernt.

67. Van Eyck,

aus Utrecht gebürtig und seit seiner Jugend durch die Blattern der Augen beraubt, war ein vorzüglicher Musikus und Componist; auch soll er durch bloßes Berühren der Hände die wohlgebildetsten unter vielen Frauenzimmern zu unterscheiden im Stande gewesen sein.

68. Zakreis,

ein geborner Wiener, kam mit dem 7. Jahre in die dortige Blindenanstalt und bei seinen vortrefflichen musikalischen Anlagen verlegte er sich insbesondere auf Musik und brachte es in dieser so weit, daß er nicht blos Ausgezeichnetes auf der Violine leistete, sondern auch als Direktor einer ganzen Musikgesellschaft von 16 Nichtsehenden, welche alle aus derselben Anstalt hervorgingen, vorsteht und für dieselbe componirt. Die Produktionen dieser Gesellschaft, welche nun schon länger auf Reisen sich befindet, finden den ungetheiltesten Beifall, wo sie nur immer stattfinden und die Präcision und Genauigkeit der Direktion hat selbst in München, wo diese Gesellschaft sich im Winter 1851 einen Monat aufhielt, wahre Bewunderung erregt.

Dieser Mann hielt sich vom 7. bis zum 30. Jahre in der Anstalt auf, erwarb sich nicht nur die vollkommene Zuneigung

und das Vertrauen seiner Leidensgenossen, sondern auch die vollste Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Schon während der Zeit seines Aufenthaltes innerhalb der Anstalt producirte er sich mit seinen Leidensgenossen in angesehenen Cirkeln, Gärten und andern Lokalen mit großem Beifall, erhielt dadurch die Anstalt nicht blos in Ansehen und Flor, sondern führte ihr auch nicht unbedeutende Zuschüsse zu, indem zwei Drittel des Ertrages in die allgemeine Kasse der Anstalt, ein Drittel der Gesellschaft zufiel. Die Anstalt bewegte sich auf diese Weise ganz friedlich vorwärts. Ein Wendepunkt trat ein, als nach dem Ableben des edlen Klein nach und nach die Theorie sich Geltung zu verschaffen suchte, die auch in vielen Anstalten anderwärts zum Unglück für die Blinden Institutsgrundsatz geworden, daß die Musik nicht zu dem Zweck in der Anstalt betrieben werden soll, um sie als Fach und Erwerbszweig im spätern Leben benutzen zu können, sondern sie blos als Gegenstand der Unterhaltung zu lehren, welche man diesen Unglücklichen doch nicht nehmen zu dürfen glaubte. Zu diesem Ende wurden daher nur größtentheils solche Instrumente, wie Pianoforte, verwendet, welche allmälig von dieser Absicht eines Erwerbes durch Musik abführten, und diese Art des Berufes auf immer verbannen konnten. Die Vorsteher glaubten nämlich für die Moralität auf diese Weise besser gesorgt zu haben, da viele auf bettelhafte Weise durch den Gebrauch irgend eines Instrumentes ihr Leben fortbringen könnten. Wenn allerdings diese bettelhafte Erwerbsart nicht zu billigen ist, so ist aber auf der andern Seite das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, wenn man einer einzelnen Verkehrtheit willen alle die großen Vortheile eines geregelten Musikchors verkennt. Und selbst jene Erwerbsart ist dem weniger gebildeten Blinden nicht zu verargen, da es doch besser ist, durch irgend ein Instrument sich sein Brod zu erwerben, als geradezu zu betteln; denn die Gemeindesorge erstreckt sich nicht so weit, die Existenz ihres blinden Angehörigen zu sichern; und zudem gibt es sogar viele Sehende, die auf dieselbe Art ihr Fortkommen suchen, ohne daß man sie deswegen verachtet; und dies ist ja der einzige Weg des Erwerbs für einen solchen Blinden, und es wäre im Gegentheile Pflicht, ihm eine solche Erwerbsquelle, da er keine andere hat, zu öffnen, statt sie ihm zu verschließen. Zakreis schloß sich daher an seine Gesellschaft, die schon so Vieles öffentlich leistete, mit mehr Energie an und verbesserte trotz des erhobenen Widerspruches das Musikwesen der Anstalt, indem er außerhalb derselben Gelegenheit zur Fortbildung suchte, und eine selbstständige Stellung seines Chores anstrebte. Da nun innerhalb der Anstalt diesem Streben Widerstand entgegengesetzt wurde, indem man alle

seine Bestrebungen auf jede mögliche Weise zu hemmen suchte, so war die Gesellschaft genöthigt, wenn sie anders ihren Beruf noch ferner verfolgen wollte, aus der Anstalt zu treten. Aber die Verfolgung dieser Bestrebungen nach Selbstständigkeit ging noch über die Anstalt hinaus. Nachdem nämlich die Blinden ausgetreten waren, wurden sie auf Betrieb des Direktoriums in der Ausübung ihres Wirkungskreises verhindert; so wurden sie auf Veranlassung des Blindeninstituts-Präsidenten gezwungen, die nach erhaltener polizeilicher Bewilligung angekündigten Productionen, selbst unmittelbar vor deren Beginn, wenn schon das Publikum versammelt war (sie hatten schon bestimmte Plätze und Hotels, in welchen sie periodisch musicirten), wieder abzubestellen. Lange hatten sie mit dergleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis es ihnen gelang, diesem gedrückten Zustande ein Ende zu machen. Ein menschenfreundlicher Polizeicommissär, welcher zufällig mit der gedrückten Lage der Unglücklichen bekannt wurde, änderte ihr trauriges Verhältniß und bewirkte, daß sie ungehindert ihrem Berufe leben konnten. Seit dieser Zeit producirten sie sich in den angesehensten Häusern und Lustorten Wien's, fühlten sich glücklich und ihre Existenz ist gesichert. Zakreis selbst und mehrere andere dieser Gesellschaft sind verheirathet, und sie sind in diesem Augenblicke auf einer Kunstreise begriffen: ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist aber in Wien, wo sie nun ein gesichertes Auskommen finden.

69. Heberle.

Geboren zu Jungingen bei Ulm in Württemberg, kam er frühzeitig in die Anstalt zu Schwäbisch-Gmünd, wo er bei vorzüglichen Anlagen bald so ausgezeichnete Fortschritte machte, daß die Lehrer nach vollendeter Erziehungszeit ihn für fähig erklärten, seiner Leidensgenossen Lehrer zu sein, und er wurde auch in dieser Eigenschaft vielfach verwendet, wozu überhaupt Befähigtere in dieser Anstalt gewöhnlich benutzt werden. Man schmeichelte ihm mit der Hoffnung, nachdem er längere Zeit den Blindenunterricht geleitet hatte, als wirklicher Lehrer dieser Anstalt eine Anstellung zu finden; allein statt dieser würdigen Verwendung wurde er in das sogenannte Asyl verwiesen, das die Bestimmung hat, die Blinden mit Strohflechten, Netzstricken und dergleichen Handarbeiten zu beschäftigen. Da er einigen Lichtschein hatte, so wurde er sogar als Bedienter, Botengeher, um Grünes vom Markte zu holen und dergleichen verwendet, zu welchen Geschäften er durch den dortigen Vorstand und Stadtpfarrer leider mißbraucht wurde. Nach vielen Bemühungen, nachdem endlich ein anderer Nichtsehender Namens Geiger seine traurige Stellung im Asyl ersetzte,

ist es ihm gelungen, in seine Heimath zurückkehren zu können und daselbst durch eine kleine Handelschaft, die ihm das nahe gelegene Ulm erleichtert, sich eine dürftige Existenz zu gründen. Er lebt zufrieden mit dem Wenigen, das ihm der Herr beschieden, nachdem er keine Gelegenheit gefunden, sein Talent zu seinem Berufe zu verwenden, das er so schmählich vergraben muß.

Ausgerüstet mit trefflichen, geistigen, namentlich musikalischen Anlagen und Fertigkeiten (er spielte sehr gut Pianoforte), würde er unter günstigen Verhältnissen, und wenn irgend die Anstalt es beabsichtigt hätte, seine Existenz den gewonnenen Kenntnissen gemäß sicher zu stellen, als vortrefflicher Lehrer seinen Leidensgenossen manche Mühe erleichtert und in wissenschaftlichen wie technischen Kreisen zum Besten der Anstalt gewirkt haben, während seine ganze Wirksamkeit einem unpraktischen Systeme zulieb verloren ging.

70. Frauendorfer

Geboren zu Kiefenbach, Sohn eines Revierförsters, verlor in seiner ersten Kindheit in Folge der Gelbsucht das Augenlicht und kam im 10. Jahre in die Anstalt zu München. Er machte hier so gute Fortschritte, daß er in Bälde sogar die Stelle eines Lehrers der Anstalt, nämlich die ersten zwei Kurse, vertreten konnte. Er erwarb sich in wissenschaftlicher Beziehung umfassende Kenntnisse, besonders in der Dichtkunst und Geschichte, welche letztere sein eigentliches Fach ist. Der Herr Religionslehrer, Beneficiat Meyer, war es vorzüglich, der ihn mit mehreren wissenschaftlich gebildeten Männern in Verbindung brachte, denen er seine weitere Ausbildung zu verdanken hat. Durch einen Besuch der Frau Regierungs-Präsidentin von Paderborn in hiesiger Anstalt wurde ihm Gelegenheit geboten, Lehrer an der Blindenanstalt zu Paderborn zu werden. Anfangs wurden ihm Schwierigkeiten in den Weg gelegt, später aber doch in diesem Vorhaben unterstützt, auch haben sich die Verhältnisse dort selbst anders gestaltet, so daß diese Sache für jetzt vereitelt wurde. Er hat sich schon bemerkbar gemacht durch mehrere Gedichte, wie z. B. die Märzveilchen, der blinde Knabe, der heimgekehrte Blinde und dergleichen.

71. Baumann.

In Württemberg in der Nähe von Reutlingen gebürtig, seit der frühesten Jugend des Augenlichts verlustig, trat er schon frühzeitig in die Anstalt zu Schwäbisch-Gmünd. Er zeichnete sich durch Fleiß und ungewöhnliche Geistesanlagen vor allen seinen Mitschülern aus. Er vertrat, wie sein Leidensgenosse Heberle, eine Zeit lang die Stelle eines Lehrers in der Anstalt, wurde

aber gleichfalls zum Dank für seine Wirksamkeit in das dortige Asyl aufgenommen, um durch Handarbeiten dem Institute seine Unterkunft abzuverdienen. Bei seinen Anlagen, seinem Ernst und Takt im Benehmen, bei besonderer Charakterfestigkeit und schneller Auffassungsgabe würde er zu den schönsten Hoffnungen berechtigt haben und könnte mit jedem sehenden Lehrer concurriren, wenn ihm nicht jede Gelegenheit abgeschnitten wäre, wenn seine Kenntnisse gerechte Würdigung, resp. angemessene Verwendung fänden. Besondere Neigung hat er zur Poesie und Stylistik. Seine nähere Bekanntschaft ist eine wesentliche Veranlassung zur Verfassung dieses Werkes.

72. Kolb.

Aus Füssen in Bayern gebürtig, erwarb sich in München unter Herrn Inspector Stüber eine allseitige und gründliche Bildung und sein religiös-sittlicher Charakter machte ihn zum Muster der Anstalt, als deren Zierde er mit Recht angesehen werden konnte. Seine Eigenschaften erwiesen ihn als den vollendetsten Lehrer für seine Leidensgenossen, welche Wirksamkeit er auch mit voller Seele anstrebte. Aber sein ganzes Streben blieb bei der Hoffnung stehen, obgleich er selbstständig Unterricht in der Anstalt ertheilte. Nebst seinen Studien bildete er sich unter der Leitung des Herrn Hofmusikus Kahl auf der Violine aus und leistete Außerordentliches, spielte Piecen der ersten Meister, wodurch er vielfache Bewunderung erregte. Die Münzsorten aller Länder hat er so genau gekannt, daß er bloß aus dem Klange derselben ihren Unterschied auf's sicherste ermittelte. Er starb 1842 in den zwanziger Jahren. Sein Tod versetzte die Anstalt in tiefe Trauer.

73. Hannemann.

Geboren zu Nördlingen, Sohn eines Schneidermeisters, kam er im 7. Jahre in die Blindenanstalt zu Freising, bildete sich zu einem sehr guten Musiker aus, spielte mit ausgezeichneter Fertigkeit die schwierigsten Piecen von Mozart, Beethoven und Anderen auf dem Pianoforte und setzte sie mit derselben Fertigkeit von einer Tonart in die andere über. Durch Choräle und einzelne Messen bewies er auch Anlagen zur Composition. Er verließ im Jahre 1845 die Anstalt, lebt jetzt in Nördlingen zurückgezogen ohne Wirkungskreis, und es ist unverantwortlich, solche Talente unbenützt zu lassen, während die kläglichsten Mittelmäßigkeiten oft die geduldigen Ohren martern.

74. König von Hannover.

Eine Erscheinung der Neuzeit liefert uns den schlagendsten, wenn auch traurigen Beweis, daß das Unglück seine traurigen Spuren in die Paläste nicht minder trägt, als in die niedere Hütte, und dieses gemeinsame Bedürfniß, das hier sich offenbart, fordert um so mehr auf, diesen traurigen Zustand zu mildern, da er nicht gehoben werden kann.

Der junge jetzt regierende König von Hannover erblindete als spielender Knabe, indem er, mit der Börse spielend, diese sich in das Auge schlug, worauf plötzliche Blindheit des einen Auges eintrat, die sich allmälig auch auf das zweite ausdehnte.

Daß die Erziehung des jungen Königs, obgleich sie dem Zustande angemessen sein mußte, eine vollkommene genannt werden muß, dürfte außer Zweifel sein, und es sind damit um so mehr jene Vorurtheile auf's gründlichste zurechtgewiesen, die die Brauchbarkeit und Fähigkeiten der unglücklichen Blinden für ein selbstständiges Verhältniß im allgemeinen bürgerlichen Leben, wonach sie rastlos, aber größtentheils vergeblich ringen, noch immer in Frage stellen.

75. Paul Chybiorz

wurde im November 1827 zu Schwarzwasser im Teschener Kreise (österr. Schlesien) geboren. Seine Eltern, arme Taglöhner, nahmen ihn schon als kleines Kind zu ihrer Arbeit mit auf's Feld, und hier wurde denn auch bei dem neunmonatlichen Knaben der erste Grund zu allem nachfolgenden Elende durch Unvorsichtigkeit und Unwissenheit gelegt. Man hatte den Kleinen der brennenden Sonnenhitze unbedeckt ausgesetzt; er bekam davon eine heftige Augenentzündung und erblindete endlich. Trotzdem verstrichen ihm die nächsten Lebensjahre in Heiterkeit und Jugendlust. Er kletterte munter mit auf Bäume und that es darin seinen sehenden Altersgenossen gleich. Von seinen geistigen Fähigkeiten zeigte sich damals noch keine Spur, denn sie bildeten sich erst in Folge langer Uebung und Beharrlichkeit unter Mithülfe der — Langeweile aus. Wäre der Knabe nicht blind geworden, so würde er jedenfalls derselbe gewöhnliche Mensch geblieben sein wie seine Kameraden. Er selbst zweifelt nicht im Mindesten daran, glaubt aber auch, durch dasselbe Mittel — beharrliche Uebung — alle möglichen Fertigkeiten erlangen zu können. — In seinem siebenten Jahre kam der Knabe nach Brünn in ein Blindeninstitut, ein Privatunternehmen, das durch Gaben der Wohlthätigkeit erhalten wurde. Reich flossen die Spenden an Geld, Victualien und Holz (oft in einem Winter über 60 Klaftern); doch den Blinden kam das

Wenigste zu Gute; bei schlechter Behandlung wurden sie vielmehr an die herbsten Entbehrungen gewöhnt. Sie schliefen in einer ungeheizten Kammer, in welcher Ofen und Fenster zerbrochen waren, so daß in einer Winternacht acht Knaben die Füße erfroren. Wochenlang wurden die Kleinen mit erfrornen und ungesalzenen Kartoffeln gespeis't, deren sie drei zum Frühstück und drei zum Abendbrode erhielten. Im Sommer tummelten sie sich auf einigen Quadratfuß Garten herum, wenn nicht die Zeit durch Unterricht in Anspruch genommen war.

Der Direktor der Anstalt unterrichtete selbst kaum drei Mal jährlich; er hielt zwei Musiklehrer und für die Religionslehre einen Geistlichen. Einer der ersten, Johann Terer, ein außerordentlich tüchtiger Mann, unterrichtete die Blinden auf Blechinstrumenten, und Schrömmer in Streichmusik. Einmal wöchentlich war Religionsstunde, zwei Mal täglich Musikunterricht und eben so oft Repetition desselben. Unter den vortrefflichen Lehrern brachten es die Kinder bald zur Virtuosität auf ihren Instrumenten. Nach auf Papier gepreßten Noten lernten sie erst die Melodie singen, dann folgte das Einüben auf den Instrumenten. Zur Verwerthung ihrer Kunst machte der Director mit seinen Zöglingen Reisen. Das Mitleid gab reichlich (in zwei Sommermonaten wurden 4500 Gulden verdient), doch die Bemitleideten hatten Nichts davon; sie erhielten oft acht Tage lang nichts Warmes zu essen. Auf diesen Reisen wurden Olmütz und selbst Wien besucht; in der letzten Stadt hörte einmal auch der Kaiser mit Beifall dem Concerte der sechs Kinder zu, deren Leistungen bei der vortrefflichen Wiener Militärmusik Bewunderung fanden.

Im dreizehnten Jahre wurde unser blinder Freund gefirmt, und es war ihm wohl kaum zu verdenken, daß er mit noch fünf Unglücksgenossen das Institut und dessen Director verließ. Mit einem sehenden Begleiter anfangs, dann aber allein (weil jener sie übervortheilt hatte), reisten sie in ganz Oesterreich herum und dann nach Bayern. Aber das Unglück verfolgte sie, und sie hatten geringe Einnahmen. Kündigten sie ein Concert im Freien an, so regnete es; sollte es im geschlossenen Lokal stattfinden, so lockte die Pracht des plötzlich heitern Wetters Alles in's Freie. Sie reisten dann über Plauen, Eibenstock, Schneeberg, Freiberg und Dresden und traten auch in Pillnitz vor dem Könige von Sachsen auf. Mil Beginn des Winters trennte sich die Gesellschaft stets und ein Jeder begab sich in seine Heimath, um im Frühjahre am festgesetzten Tage und Orte von Neuem einzutreffen und nach achttägigen Proben und Uebungen das Wanderleben

wiederum zu beginnen. In der Heimath fand Chybiorz seine Eltern alt und hülfsbedürftig, später seine Mutter als Wittwe. Der Bruder, welcher sich in bessern Umständen befand (er hatte durch Heirath eine Mühle erworben), verschloß sein Herz der Noth der Mutter und den Bitten des blinden Bruders, so daß diesem allein ihre Unterstützung und Erhaltung oblag. Die Ersparnisse des Sommers wurden deshalb völlig aufgezehrt, ja sie reichten oft nicht hin, und der blinde Sohn gerieth in Schulden.

Fünfzehn Jahre lang wurde dies Reiseleben fortgesetzt und Chybiorz war Cassier der kleinen Gesellschaft. Im Anfange legte er täglich Rechnung ab, dann wöchentlich, aber bald hatte er es so weit gebracht, daß er am Ende eines Monats genau noch sagen konnte, was jeder Einzelne verzehrt hatte, wie viel er Antheil bekam und wie groß die tägliche Einnahme gewesen war. Auf diese Art entwickelte sich sein außerordentliches Gedächtniß.

In seinen letzten Wanderjahren traf ihn ein schwerer Unglücksschlag. Bei stürmischem Wetter wanderte er an der Seite der Chaussee und hörte einen dicht am Graben fahrenden Wagen etwas spät; er wollte zur Seite in den Graben treten, befand sich aber gerade auf einer geländerlosen Brücke und stürzte hinab, nicht in tiefes Wasser, in dem der gute Schwimmer keinen Schaden genommen haben würde, sondern auf harten Weg. Unbekümmert fuhr der Fuhrmann weiter, und der jammernde Unglückliche blieb stundenlang liegen, bis endlich Hülfe kam. In Folge dieses Sturzes lag er lange schwer danieder; die Aerzte pflegten ihn, wußten jedoch nichts zu thun und sahen nur in baldigem Tode die Erlösung von unsäglichen Leiden. Seine Collegen fanden endlich einen Arzt, der eine Parforcecur versuchte. Sie schlug zwar an; aber drei Jahre lang durfte der Kranke nichts Geistiges oder Aufregendes trinken, nichts Salziges, Saures oder Reizendes essen, und er verlor die Kraft, das Waldhorn zu blasen, auf dem er Virtuos war. Diese drei Jahre lang lebte er nur von Brod und Wasser und er hätte auch nicht viel mehr erschwingen können, da die Aerzte und die theure Arznei all' sein Geld in Anspruch nahmen. Im Jahre 1856 blies er bei Troppau zum letzten Male sein Instrument. Aber nicht nur die Kräfte der Brust, sondern auch die des ganzen Körpers schwanden ihm. Als vierzehnjähriger Knabe hatte er einst sieben Tage lang je 7—8 Meilen zurückgelegt, um in seine Heimath zu gelangen, und am achten noch mehr; jetzt war an dergleichen Leistungen im Entferntesten nicht zu denken.

Seiner Erwerbsquelle beraubt, lebte der Blinde zu Hause bei seiner armen Mutter in Schwarzwasser. Dort hatte der Ka-

plan Schmidt, jetzt bischöfl. geh. Secretair in Breslau, mit zwei Lehrern ein Streich-Terzett arrangirt, und er forderte den Chybiorz auf, die Bratsche zu spielen, um das Quartett vollständig zu machen. Vermöge seiner Geschicklichkeit und seiner Musikkenntnisse (er war in Brünn gut in der Generalbaßlehre unterrichtet worden) übte sich unser Blinder bald ein, und das Streichquartett florirte, so auch ein bald daraus entstehendes Singquartett, in dem er den ersten Tenor übernahm. Seine Stimme war damals noch sehr wohlklingend und ungewöhnlich umfangreich. Diese Musikübungen dienten jedoch mehr zum Vergnügen als zum Broderwerbe, nur bisweilen trugen sie ihm ein Abendbrod ein. Zu einer solchen musikalischen Soirée des Herrn Vicar waren einst der Herr Landespräsident und der Herr Landesbaudirektor, welche durch Schwarzwasser reisten, eingeladen. Nach dem Musiciren kam das Gespräch auf's Rechnen, worin der Blinde vermöge seines Gedächtnisses schon früher viel geleistet hatte. Der Landesbaudirector stellte ihm Aufgaben, die auch glücklich gelöst wurden, und versprach ihm, wenn er einmal in Noth wäre und zu ihm kommen wollte, für ihn etwas zu thun. Bald trat dieser Fall ein, und Chybiorz lieh sich das Geld zur Reise; allein der Herr Baudirector wollte ihn nicht kennen oder doch nichts von seinem Versprechen wissen. Wie ein Donnerschlag traf dies den Armen, der nur noch einen 6 Kreuzerschein (ca. 8 Pf.) übrig hatte. Auf der Polizei suchte er um Erlaubniß zu einer Produktion seiner Rechnenkünste nach, um wenigstens die Heimreise bestreiten zu können, er wurde aber abschlägig beschieden. Betrübt irrte er nun in der Stadt herum und trug, wie er offen und reuig gestand, seine letzten Pfennige in einen Branntweinladen. Das ungewohnte Getränk versetzte ihn in einen gelinden Rausch, und so begann er auf's Neue seine Irrfahrten in der Stadt. Endlich fragte er junge Leute, die er traf und bald als Gymnasiasten erkannte, nach ihrem Director. Einer führte den Blinden in die Direktionskanzlei, wo der Director sich gerade aufhielt, klopfte an und entfernte sich; die Thüre ging auf und, sofort nüchtern, stand der über seine Kühnheit erschrockene Chybiorz vor dem Director. Sehr freundlich hörte dieser die Erzählung des Unglücklichen und die Bitte um Erlaubniß zu einer Produktion im Gymnasium an, bestellte ihn zum Nachmittag wieder und verkündete ihm, daß am andern Morgen 10 Uhr das versammelte Gymnasium in der Aula ihn zu hören bereit sein würde. Voll Furcht und Hoffnung erwartete Chybiorz die große Stunde, die ihm entweder Schande oder Brod bringen sollte und er — hungerte sehr.

Schon halb 10 Uhr erschien er zitternd am Gymnasium.

Endlich führte man ihn in den gefüllten Saal. Als er da auf dem Katheder stand, hatte er Muth, da Furcht ihm Nichts geholfen hätte und ein Rücktritt unmöglich war. Der Mathematikus Michael Schenk, ein liebenswürdiger Mann, fing klug mit Leichterem an und schritt, als er dies ausgezeichnet gelöst und den Muth des Mannes gewachsen sah, zu Schwererem. Er stellte die Aufgabe: Ein Cylinder mit gewölbter Kuppel hat 12 Klafter Durchmesser und ist bei 1 Klafter starken Wänden 3 Klafter hoch; in diesen Wänden befinden sich 6 Bogenfenster, 7′ (nebst der Wölbung) hoch und 5′ breit; wie viel Ziegel von einer bestimmten Größe sind nöthig, um die Wände ohne Kalk herzustellen? Nach kurzer Zeit folgte das Resultat der Kopfrechnung, richtig bis auf einen Bruch! Da sprach der Director: „Es ist genug!“ — er entfernte sich und händigte dann dem Rechnenmeister 14 fl. 45 kr. aus, so wie Nachmittags ein Zeugniß über seine Leistungen. Am andern Tage las man in der Zeitung einen Bericht hierüber und nun erfolgten Einladungen von der Ober-Realschule und der Handelsschule, welche beide das erste Zeugniß bestätigten und besiegelten. Glücklich eilte unser Freund in seine Heimath und schwelgte in den seligsten Hoffnungen. Er sah es schon, wie er einst einmal 800 fl. gespart haben würde. Dann, meinte er, sei er der reichste Mann in Europa, denn er wünsche sich nichts mehr und könne glücklich und zufrieden bis an sein Ende leben. Wie er dies anfangen wollte, ist uns freilich räthselhaft, jedoch leicht begreiflich, wenn wir ihn anhören. Er würde nämlich von jener Summe ein Gütchen kaufen und armen Leuten die Bewirthschaftung desselben überlassen unter der Bedingung, daß sie ihn gut verpflegten. Thäten sie das, so sollten sie einst das Besitzthum erben, wo nicht, so würde ein Anderer es für sie übernehmen. — Doch er sollte keine Gelegenheit finden, diese speculative Idee zu verwirklichen!

Der blinde Rechnenmeister folgte einer Einladung des Directors des evangelischen Gymnasiums in Teschen, zeigte sich auch dort im katholischen Gymnasium, in der Realschule und im Casino und wandte sich von da nach Olmütz. Vom dortigen Gymnasialdirektor war er auf übernächsten Tag bestellt, dann noch einmal und wieder, und erst am vierten „übermorgen“ war es ihm gestattet, seine Produktion zu geben. Durch diesen langen Aufenthalt war seine Baarschaft sehr geschmolzen; mit desto größerer Hoffnung sah er daher der baldigen Einnahme entgegen. Doch bitter war die Täuschung; der Director hatte nämlich selbst eine Zahl in den Cubus erhoben und nannte sie zur Ausziehung der Cubikwurzel. Chybiorz fand aber (nach einer eigenthümlichen Me-

thode) sofort, daß der Cubus unvollständig war. Der Director verneinte dies und als der Rechner bescheiden meinte, daß der Schüler, der es vielleicht ausgerechnet hätte, sich doch leicht versehen haben könnte, sagte jener beleidigt, daß er selbst den Cubus erhoben habe. Heftig erschrack Chybiorz; die Lehrer rechneten nach und lächelten, da sie den Cubus um 20,000 Billionen zu klein fanden. Entrüstet und beleidigt entfernte sich der Director, die Andern folgten und der Blinde stand allein, ohne Hülfe, ohne Einnahme. Was er hatte, mußte er verkaufen, um nur weiter zu kommen. Er wanderte weiter durch Böhmen, nach Preußen, Hannover und Sachsen, wo er sich jetzt aufhält.

Hier traf ihn ein neues Unglück; doch zuvor noch einiges Andere: Im Herbst 1858 stand er, den linken Fuß vorgestellt, an einem Gebäude, das gerade gehoben wurde. Da fiel 2 Stock hoch eine Art herab, ihm auf den Fuß und durchschnitt denselben, so daß er nur noch an der linken Seite festhing. Seine Ersparnisse gingen wiederum darauf. Dann wurde der Arme im März 1859 in Galizien Nachts bis auf's Hemd ausgeraubt; sogar den Apparat nahm man ihm, mittelst dessen er für Blinde lesbare Schrift fertigen konnte, bestehend aus einem lateinischen Alphabete, dessen Buchstaben durch wenig hervorragende Nadelspitzen gebildet werden, die man dann in's Papier eindrückt. Mit dem Finger über die Nadelstiche hingehend, lesen die Blinden solche Schrift sehr rasch, so wie geübte sehende Leser die Druckschrift. Unser Blinder hat jetzt kein sehr feines Gefühl mehr in den Fingerspitzen, weil er es längere Zeit nicht gebraucht hat. Er könnte es aber, wie er sagte, leicht wieder erlangen durch ein Mittel, welches andere nicht von Jugend auf Blinde noch anwenden müßten, um fein fühlen zu lernen. Da er aber dieses außerordentlich feine Gefühl nicht sehr nöthig hat, und die Operation ziemlich schmerzhaft ist, so unterläßt er sie. Er brauchte nämlich blos die Finger — in siedendes Wasser zu halten, bis die Haut abgeht.

Im August 1859 befand sich Chybiorz wieder in Schwarzwasser: da brach Mitternachts Feuer aus, und mit Mühe, als die Flamme schon in seine Kammer drang, ward er gerettet. Am andern Mittag war der Ort bei seiner leichten Bauart und nach der starken Sommerhitze bis auf 12 Häuser abgebrannt. Zwar war kein Menschenleben zu beklagen, doch mit unserm Unglücklichen der größte Theil der Einwohner aller Habe beraubt.

Auch damit sollte das Maß des Unglücks noch nicht voll sein! Im November des Jahres 1859 wanderte der arme Mann von Freiberg nach Chemnitz. Ein Wagen fuhr hart am Chaussee-

graben hin und ihm, als er ausweichen wollte, über die Zehen des rechten Fußes. Nach vierzehntägigem Leiden wurde der Unglückliche ziemlich wieder hergestellt und setzte bei der Winterkälte mit kranker Brust und zwei kranken Füßen allein seine Reisen fort, um ein kümmerliches Brod zu suchen, dessen Bitterkeit ihn sein Zartgefühl doppelt schmecken läßt. Die Hoffnung, durch geschickte Arzteshand wieder zum Augenlichte zu kommen, ist ihm seit dem vierzehnten Lebensjahre geraubt, wo er bei der Operation des grauen Staares (die Folgen seiner frühern Augenentzündung,) durch heftigstes, einen Tag lang sich fortsetzendes Brechen und Husten, nachdem der kühne Schnitt glücklich geschehen war, völlig und rettungslos erblindete.

Anfang 1860 kam Chybiorz nach Leipzig, wo er durch seine Produktionen allgemeine Bewunderung erregte und an den bedeutendsten Männern der Wissenschaft großmüthige Gönner fand. Der berühmte Professor der Physiologie an der Leipziger Universität E. H. Weber schrieb über ihn im Tageblatt: Er hat ein bewundernswürdiges Zahlengedächtniß und das Vermögen, sie sich so anschaulich vorzustellen, daß er mit großer Geschwindigkeit große Rechnungen im Kopfe ausführt.

Es ist dieses Vermögen um so wunderbarer, da er sich die Zahlen nicht als Ziffern vorstellt, sondern als gesprochene Worte und dieselben nur dann merken kann, wenn er die ihm vorgesagten Zahlworte laut oder heimlich nachspricht.

Wenn man ihm z. B. dreißig und einige einfache Zahlen ein einziges Mal langsam vorsagt, so spricht er die Summe alsbald in Quintillionen, Quadrillionen ꝛc. aus und führt, wenn man ihm dann eine zweite Reihe von einfachen Zahlen vorsagt, die Addition oder Subtraction beider Reihen aus. Die einzelnen Zahlen, die in den beiden Reihen und in der Summe vorkommen, stellt er sich so lebhaft vor, daß er, wenn man ihm eine Stelle in einer der Reihen angibt, sofort die Zahl nennt, die diese Stelle einnimmt, z. B. die 21. Zahl in der 2. Reihe von links, die 17. Zahl in der 3. Reihe von rechts u. s. w. Fordert man von ihm, daß er eine Reihe von dreißig und mehreren Zahlen in Gedanken umkehre, nämlich so, daß die linksstehenden Zahlen rechts und die rechtsstehenden links zu stehen kommen und daß er dann diese beiden Reihen addire, so führt er dieses schnell aus. Solche Reihen von Zahlen bleiben, wenn er will, noch eine Woche lang und länger in seinem Gedächtnisse fest, so daß er dann dieselben Operationen mit diesen Zahlen wiederholt ausführen kann, auch wenn er unerwartet dazu aufgefordert wird.

Dieselbe geistige Anschauung der Zahlworte und dasselbe Ge-

dächtniß zeigt er, wenn man ihm 10 und mehr dreistellige Zahlen vorsagt, um sie zu addiren. Auch im Auszeichnen von Quadrat- und Kubikwurzeln zeigt er eine bewundernswürdige Fertigkeit, und hat sich selbst Methoden ausgedacht, diese Rechnungen im Kopfe abzukürzen. Herr Professor Möbius hat auf meine Veranlassung seine Fähigkeit, geometrische Verhältnisse aufzufassen, geprüft. Obwohl man glauben sollte, daß dieses einem Blinden sehr schwer fallen müsse, so zeigte sich doch bei ihm das Gegentheil. Denn ungeachtet er niemals geometrischen Unterricht gehabt hat, so faßte er doch die ihm vorgetragenen Sätze schnell auf, wendete sie sogleich richtig an und folgte dem Vortrage sogar bei schwereren Lehrsätzen. Auch Herr Professor Scheibner hat die Güte gehabt, seine Fähigkeit zu prüfen, Sätze aus der Zahlentheorie aufzufassen. Herr Hofrath Ruete endlich hat die Gefälligkeit gehabt, die Augen desselben zu untersuchen.

Von Leipzig, wo Chybiorz die menschenfreundlichste Unterstützung und Förderung, ja eine für sein ganzes Leben nachhaltige Hülfe erfuhr, wandte er sich in die thüringischen Staaten und wird nach und nach ganz Deutschland bereisen. Möge der Vielgeprüfte vor jedem weitern Unfall verschont bleiben und möge er durch Ablegung von Proben seines eminenten Rechnentalentes sich so viel erwerben, daß er geborgen vor aller Noth im Schooße seiner Familie ausruhen kann von den Mühseligkeiten seines Lebens! —

76. Diderots Bericht über den Blindgebornen aus Paiseaux.

Wir gingen zu dem Blindgebornen aus Paiseaux, es ist ein Mann, der gesunden Verstand hat, welchen viele Leute kennen, welcher ein Weniges von der Scheidekunst versteht, und mit Erfolg die Pflanzenkunde im königlichen Garten getrieben hat. Sein Vater lehrte die Weltweisheit auf der hohen Schule von Paris. Er hatte ein ansehnliches Vermögen, mit dem er den ihm übrigen Sinnen Genüsse genug verschaffen konnte; aber der Hang zum Vergnügen riß ihn in seiner Jugend fort, man verführte ihn, seine häuslichen Angelegenheiten kamen in Unordnung und er zog in eine kleine Landstadt, von wo er alle Jahre eine Reise nach Paris macht. Er bringt gebrannte Wasser hin, die er selbst abzieht und womit man sehr zufrieden ist.

Wir kamen zu unserm Blinden um 5 Uhr des Abends und fanden ihn beschäftigt, seinen Sohn mit erhabenen Buchstaben lesen zu lassen. Er war erst vor einer Stunde aufgestanden; denn der Tag beginnt für ihn, wenn er für uns geendigt ist. Seine Gewohnheit ist, für seine häuslichen Angelegenheiten zu sorgen

und zu arbeiten, während die Andern schlafen. Um Mitternacht stört ihn nichts und er hindert Niemand. Seine erste Sorge ist, Alles an seinen Platz zu stellen, was man am Tage fortgesetzt hatte, und wenn seine Frau aufsteht, findet sie gewöhnlich Alles geordnet. Die Schwierigkeit, welche die Blinden haben, die weggesetzten Sachen wieder zu finden, macht sie zu Freunden der Ordnung, und ich habe beobachtet, daß diejenigen, die mit ihnen umgingen, diese Eigenschaft auch annahmen, sei es nun als Wirkung des guten Beispiels, sei es als Gefühl der Menschenliebe.

Ich fragte ihn, was er unter einem Spiegel verstehe? „Eine Maschine“, antwortete er, „welche die Sachen in weiter Entfernung erhaben darstellt, wenn sich dieselben in gehöriger Beziehung zu derselben gestellt finden. Sie ist wie meine Hand, welche ich nicht an einen Gegenstand zu halten brauche, um ihn zu fühlen.“ „Welches ist nach Ihrer Meinung das Gesicht?“ fragte ihn Hr. von N. „Es ist“, sagt er, „ein Sinn, auf welchen die Luft denselben Eindruck macht, wie mein Stock auf meine Hand. Denn wenn ich meine Hand zwischen Ihre Augen und einen Gegenstand bringe, so ist meine Hand Ihnen gegenwärtig, aber der Gegenstand ist Ihnen abwesend. Dasselbe kommt mir vor, wenn ich eine Sache mit einem Stocke suche und statt deren eine andere finde.“ —

Wir ließen ihn kleine Nadeln einfädeln. Er bringt das Oehr quer zwischen seine Lippen und in dieselbe Richtung wie die des Mundes, und dann zieht er den Faden mit Hülfe der Zunge und des Saugen an sich, indem derselbe seinem Athem folgt, woferne er nicht zu dick ist; denn in diesem Falle ist der Sehende nicht weniger übel daran als der Blinde

Einer von uns fragte ihn, ob er wohl das Gesicht haben möchte? „Wenn mich die Neugierde nicht plagte“, antwortete er, „so möchte ich lieber lange Arme haben; es scheint mir, daß meine Hände mich besser von dem unterrichten würden, was im Monde vorgeht, als Ihre Augen oder Fernrohre; überdies hören die Augen eher auf zu sehen, als die Hände zu tasten. Es wäre also besser, daß man in mir den Sinn vervollkommnete, den ich habe, als mir einen gäbe, der mir fehlt.

Unser Blinder trifft auf ein Geräusch oder eine Stimme so sicher, daß eine solche Uebung die Blinden sehr geschickt und sehr gefährlich macht. Er hatte in seiner Jugend einen Streit mit einem seiner Brüder, ergriff den ersten Gegenstand, der ihm in die Hände fiel, warf ihn gegen seinen Gegner, traf denselben mitten auf die Stirn und streckte ihn zur Erde. Dieser Vorfall und noch einige andere machten, daß er vor die Polizei gerufen wurde.

Die äußeren Zeichen der Macht, die uns so lebhaft ergreifen, stören den Blinden nicht. Der unserige erschien vor der Gerichtsperson wie vor seines Gleichen. Drohungen erschreckten ihn nicht. „Was wollen Sie mir thun?" sagte er zu Hrn. Herault. „Ich werde euch in einen finstern Kerker werfen lassen", sagte der Richter. — „O mein Herr!" antwortete ihm der Blinde, „darin bin ich schon 25 Jahre." — Welche Antwort und welcher Stoff zum Nachdenken!

Der Blinde aus Puiseaux beurtheilt die Nähe des Feuers nach der Wärme, die Fülle der Gefäße nach dem Geräusche, welches die Flüssigkeiten machen, die er hineingießt, und die Nähe der Körper nach der Einwirkung der Luft auf sein Gesicht. Er ist so empfindlich für die geringste Veränderung im Luftzuge, daß er eine Straße von einer Sackgasse unterscheiden kann. Er schätzt sehr richtig das Gewicht der Körper und die Weite der Gefäße und er hat aus seinen Armen so treffliche Wagschalen und aus seinen Fingern so geübte Maßstäbe gemacht, daß bei vorkommenden Versuchen ich immer für unsern Blinden gegen zwanzig Sehende wetten will. Das Glatte der Oberfläche hat für ihn nicht weniger Abstufungen als der Ton der Stimme, und es ist nicht zu fürchten, daß er seine Frau für eine andere nimmt, woferne er nicht beim Tausche gewönne. Es ist inzwischen wahrscheinlich, daß die Frauen bei einem blinden Volke gemeinschaftlich, oder daß ihre Gesetze gegen den Ehebruch sehr strenge sein würden. Es wäre den Frauen so leicht, ihre Männer zu betrügen, indem sie sich durch ein Zeichen mit ihrem Geliebten verständigten.

Er urtheilt von der Schönheit durch's Getast, das ist begreiflich; aber was schwerer zu ergründen ist, ist, daß auch der Ausdruck und der Ton der Stimme auf dieses Urtheil Einfluß hat. Die Zergliederer mögen uns belehren, welcher Zusammenhang zwischen den Theilen des Mundes und des Gaumens und der äußeren Form des Gesichts stattfindet.

Er hat sich verheirathet, um Augen zu haben, die ihm angehören. Zuvor hatte er die Absicht, sich mit einem Tauben zu verbinden, welcher ihm Augen leihen sollte, und welchem er dafür Ohren zum Tausche anbieten wollte. —

77. Chesseldens Heilung eines 13jährigen Blindgebornen.

(Diese Heilung scheint etwa im Sommer 1728 in London stattgefunden zu haben, wo Chesselden am Thomas-Hospital Wundarzt war.)

Der Blinde hatte noch den Farbenschimmer, konnte jedoch keinen Umriß der Körper erkennen. Nachdem er geheilt war, kamen ihm alle Farben anders vor, als sie ihm vorher erschienen

waren. Auch konnte er anfangs die Entfernung so wenig abschätzen, daß er meinte, alle Gegenstände berührten seine Augen eben so, wie das, was er fühlte, seine Haut. Er konnte nicht ein Ding vom andern unterscheiden, wenn auch noch so verschieden an Gestalt und Grösse; doch wenn ihm gesagt wurde, daß es die und die Dinge seien, die er vorher durch's Tasten gekannt, betrachtete er sie genau, damit er sie wieder erkennen wollte. Da er so viele Gegenstände auf einmal zu lernen hatte, so vergaß er manche, und wie er sagte, lernte er tausend Dinge an einem Tage kennen und wieder vergessen. So hatte er schon öfters vergessen, welches die Katze und welches der Hund war, und er schämte sich abermal zu fragen; er faßte also die Katze, welche er durch's Betasten kannte, betrachtete sie genau und sagte, da er sie niedersetzte: „So Miezchen! nun will ich dich schon wieder erkennen.“ Er war sehr erstaunt, daß die Dinge oder Leute, welche er am meisten geliebt hatte, seinen Augen nicht immer als die reizendsten erschienen. Gemälde nahm er anfangs nur für bunte Flächen und erkannte ihren Inhalt nicht; aber ungefähr 2 Monate nach seiner Heilung entdeckte er auf einmal, daß sie wirkliche Körper darstellen, war nun aber nicht weniger erstaunt, daß sich die Theile mit Licht und Schatten nicht rund und uneben anfühlten, sondern flach wie das Uebrige, und fragte nun, welcher Sinn lüge — das Gefühl oder das Gesicht? Da ihm seines Vaters Bild in der Mutter Uhrschlüssel gezeigt wurde, fand er zwar Aehnlichkeit, war aber sehr verwundert, daß ein so grosses Gesicht in einem so kleinen Raume dargestellt werden könne, indem es ihm so unmöglich scheine, als einen Schäffel in eine Metze zu setzen. Anfangs konnte er nur kleine Gegenstände auffassen, und Alles, was er sah, däuchte ihm sehr groß; nachdem er aber grössere Gegenstände gesehen, erschienen ihm die erstgesehenen kleiner. Er konnte nicht eine Linie über die Gränzen, die er sah, hinzudenken; das Zimmer hielt er für einen Theil des Hauses, aber er konnte nicht begreifen, daß das Haus grösser aussehen sollte. Vor seiner Heilung erwartete er wenig Vortheil vom Sehen, das Lesen und Schreiben ausgenommen; auch habe die Blindheit den Vortheil, daß er im Finstern besser sehen könne, als die Sehenden. Selbst nach seiner Heilung verlor er diese Eigenthümlichkeiten nicht sogleich und verlangte kein Licht, um bei der Nacht im Hause herumzugehen. Er sagte, jeder neue Gegenstand wäre ein neues Vergnügen, und seine Freude war so groß, daß es ihm an Ausdrücken fehlte. Die Dankbarkeit gegen seinen Arzt konnte er nicht verbergen, denn nie sah er ihn ohne Freudenthränen und andere Zeichen der Zuneigung an, und wenn Jener bisweilen nicht kam,

wann er erwartet wurde, war er so traurig, daß er nicht unterlassen konnte, zu weinen.

Ein Jahr nach seiner Heilung führte man ihn auf die Hügel bei Epson (einem angenehmen Dorf, etwa 3 Meilen südlich von London, wegen seines Bitterwassers bekannt); er freute sich der weiten Aussicht und nannte dieß eine neue Art des Sehens. Als jetzt auf dem andern Auge der Staar gestochen wurde, sagte er, daß die Gegenstände Anfangs auch diesem Auge groß erschienen, aber nicht so groß als Anfangs dem ersten, wenn er mit beiden Augen zugleich auf denselben Gegenstand sah, schien ihm derselbe zweimal so groß, als mit dem zuerst geheilten Auge allein, jedoch nicht doppelt.

78. Grants Heilung eines 20jährigen Blindgebornen.

Im Sommer 1709 sollte zu Newington (einem ansehnlichen Dorfe auf dem linken Themseufer, unfern London) einem 20jährigen Blindgebornen durch Grant der graue Staar gestochen werden. Der Prediger des Orts, die Mutter, die Brüder und Schwestern, die Geliebte und einige Bekannte des Blinden waren gegenwärtig. Der Pfarrer war ein wissenschaftlicher Mann und wünschte, daß die Gesellschaft, im Falle die Blindheit geheilt würde, sich ruhig und still halten möchte, damit der Genesene seine eigenen Beobachtungen anstellen könnte, unabhängig von den Eindrücken der andern Sinne, z. B. des Getastes oder des Gehörs. Der Schnitt geschah mit besonderer Geschicklichkeit. Als der Genesene den ersten Lichtstrahl empfing, gerieth er in solche Verzückungen, als ob er hinsinken würde vor Freude und Verwunderung. Der Augenarzt stand vor ihm mit seinem Werkzeuge in der Hand. Der junge Mensch betrachtete ihn von Kopf bis zu Fuß und schien ihn mit sich zu vergleichen und dessen Werkzeuge für Theile der Hände zu halten. Als er eine Zeit in seiner Entzückung verharrte, konnte seine Mutter nicht länger dem Drange so vieler Gefühle widerstehen, sie fiel ihm um den Hals und rief: „Mein Sohn! Mein Sohn!" — Der Jüngling erkannte ihre Stimme und konnte nichts hervorbringen, als die Worte: „O Gott, bist du meine Mutter?" worauf er in Ohnmacht fiel. Die ganze Gesellschaft suchte ihn wieder zu sich zu bringen, vor allem schrie die Geliebte ganz laut. Diese Stimme schien eine plötzliche Wirkung auf ihn zu haben, so daß er sich wieder erholte; er zeigte eine doppelte Neugierde, sie zu betrachten, als sie mit ihm sprach, bis er zuletzt in die Worte ausbrach: „Was hat man mit mir gemacht? Wohin bin ich gebracht? Ist dieß um mich her das Ding, wovon ich so oft gehört habe? Ist dieß das Sehen? Seid

ihr immer so selig, wenn ihr sagt, ihr wäret erfreut, Einer den Andern zu sehen? Wo ist Tom, der mich führte? Doch ich kann, wie mich dünkt, gehen, wohin ich will, ohne ihn." — Er versuchte zu gehen, schien aber von allen Dingen erschreckt. Als man seine Unbeholfenheit sah, sagte man ihm, daß er noch so lange vom Diener geführt werden müsse, bis er mit seinem neuen Dasein vertrauter wäre. Der Pfarrer fragte ihn, für was er den Tom gehalten, ehe er ihn gesehen. Er antwortete, daß er geglaubt, es sei nicht so viel an Jenem, als an ihm (das heißt wohl ohne Zweifel: jener sei nicht so vollkommen als er), doch habe er ihn für dieselbe Art Geschöpf gehalten. Das Gerücht von dieser plötzlichen Veränderung machte, daß die ganze Nachbarschaft zu ihm eindrang. Als er den dichten Haufen sah, bat er den Prediger, ihm zu sagen, wie viele man sehen könne. Der Pfarrer lächelte und sagte ihm, daß es gut für ihn wäre, in seinen vorigen Zustand wieder zurückzukehren und seine Augen bedecken zu lassen, bis sie die gehörige Stärke erlangt hätten. Mit vielem Widerstreben wurde er beredet, sich die Augen verbinden zu lassen. Während der Zeit seiner Finsterniß beklagte er sich auf die wehmüthigste Art und beschuldigte seine Freunde, daß sie ihm eine Zauberei vorgegaukelt hätten, wodurch er gewähnt, zu sehen.

Im sechsten Monate wurde es für dienlich gehalten, sein Haupt zu entbinden. Die Geliebte sollte ihm die Augen öffnen, sowohl um sich selbst desto werther bei ihm zu machen, als auch um seine Entzückung zu mässigen durch die Stimme, die so viel Gewalt über ihn hatte. Als die Jungfrau die Binde von seinen Augen nahm, sprach sie: „Herr William, ich nehme jetzt die Binde ab — obgleich ich, wenn ich bedenke, was ich thue, zittere, daß Ihr trotz unserer Liebe von Kindheit an dennoch erfahren könntet, daß Schönheit Euch in tausend Leidenschaften verstricke, welche Euch auf immer von mir entfernen. Doch ehe ich mich in diese Gefahr begebe, erzählt mir, wie die Liebe in Euer Herz kam, denn ihr gewöhnlicher Eingang ist durch die Augen." — Hierauf erwiederte der junge Mann: „Theure Lidia! wenn ich durch das Gesicht das süsse Beben verlieren sollte, das ich beim Hören Eurer Stimme empfand, wenn ich nicht mehr den Tritt der Geliebten unterscheiden sollte, sondern dieß süsse und öftere Vergnügen gegen das Erstaunen vertauschen, welches ich in der kurzen Zeit des Sehens neulich fühlte, oder wenn irgend Etwas mir die Empfindung rauben soll von dem, was mir jetzt als das Angenehmste erscheint, — so reißt diese Augen aus, ehe sie mich undankbar gegen Euch machen, oder vernichtet mich selbst. Ich wünschte die Augen nur, um Euch zu sehen; reißt sie aus,

wenn sie mich Euch vergessen machen." — Lidia war mit diesen Versicherungen äußerst zufrieden und scherzte über seine Verlegenheiten.

79. Wadrops Heilung eines 13jährigen Blindtaubgebornen.

James Mitchell war der Sohn eines Predigers, im Herbste 1795 im schottischen Hochlande geboren, das sechste und vorletzte Kind der Familie. Alle seine Geschwister sind vollkommen gesund. Allein bei diesem Knaben entdeckte die sehr verständige und aufmerksame Mutter, daß er blind sei, indem er kein Begehren hatte, sich nach dem Lichte zu kehren, und später sogar, daß er auch taub sei, da kein Geräusch ihn aus dem Schlafe weckte. Als er heranwuchs, zeigte er eine besondere Schärfe des Getastes und Geruchs. Als Kind hatte er eine besondere Gier, jedes Ding an seine Vorderzähne zu streifen, was er Stunden lang thun konnte, und freute sich vorzüglich über Schlüssel oder dergleichen, was einen scharfen Ton beim Anstreichen an den Zähnen gab. Auch soll er helle und glänzende Farben und das Sonnenlicht mit Vergnügen betrachtet haben.

In diesem Zustande der Blindheit und Taubheit konnte seine ältere Schwester sich mit ihm mittelst verschiedenartiger Berührung des Kopfes verständigen. Er hatte einen starken gesunden Körper, sein Gesicht zeigte keinen Blödsinn, aber beim Zorne hätte er einen sehr wilden Blick. Die Ankunft eines Fremden bemerkte er am Geruche und er suchte dem Fremden zu nahen; fühlte er Stiefeln, so ging er in's Vorzimmer und untersuchte dessen Peitsche, dann in den Stall und befühlte das Pferd, endlich den Wagen, wenn er gefahren gekommen, und untersuchte die Sprungfedern. Er liebte sehr neue Kleider und war sehr mißvergnügt, wenn sie zerrissen waren. Er legte sie sehr ordentlich in seinen Kasten, und konnte keine Verletzung derselben leiden. Wenn er hungerig war, näherte er sich seiner Mutter oder Schwester und zeigte auf die Speisekammer. Als er ein Paar neue Schuhe bekommen hatte, die ihm zu eng waren, verschloß sie die Mutter, aber bald verschaffte er sich den Schlüssel, nahm sie heraus und zog sie einem jungen Burschen an, der immer um ihn war, welches doch genaue Untersuchung voraussetzte. Hatte er Fieber, so legte er der Mutter Hand auf seinen Kopf oder sein Herz. Er war nicht heftig in seinen Gefühlen, außer im Zorne, wo er auf eine widrige Art heulte. Ward ihm etwas Wohlschmeckendes vorgelegt, so lachte er, schmazte mit den Lippen, und aß oft sehr gierig. Seine ältere Schwester hatte ihm ein anständiges Betragen gelehrt, indem sie ihm Beifall bei guter Aufführung zeigte, bei schlechter aber die Gegenstände, die er liebte, entzog.

Im Herbste 1808 brachte ihn sein Vater nach London, wo ihm Astlei Cooper beide Trommelfälle durchbohrte und Dr. Saunters auf dem linken Auge den Staar versenkte; aber Beides ohne den mindesten Erfolg.

Im Herbste 1810 reiste der Vater noch einmal mit ihm nach London, wo Dr. Wadrop ihm auf dem rechten Auge die verdunkelte Linse versenkte, da das Herausnehmen bei der Unruhe eben so wenig möglich war, als das erstemal. Diesmal konnte er einige Monate lang auf diesem Auge sehen, bis nach und nach die Linse wieder herauftauchte und das Gesicht wieder verdunkelte.

Dr. Wadrop berichtet hierüber Folgendes:

„Als die Operation geendet war, bezeigte der Knabe grosses Vergnügen, blickte umher und schien Gegenstände zu unterscheiden. Hierauf wurde das Auge bedeckt, der Knabe nach Hause und in's Bett gebracht, und am Arme eine Ader geschlagen. Am vierten Tage war die Linse wieder etwas sichtbar und bedeckte ein Viertel des Augapfels, der übrige Theil war vollkommen durchsichtig und alles Blut in der vorderen Kammer jetzt eingezogen. Er bemerkte ein Buch, das auf seinem Deckbette lag, und schien Entfernungen ziemlich zu beurtheilen. Am fünften Tage wurde er in ein mässig helles Zimmer gebracht, sein Gesicht drückte Wohlbehagen aus, aber obgleich er offenbar Gegenstände unterschied, schien er doch wenig den Eindrücken durch's Auge zu trauen, und drehte immer den Kopf weg, während er genau die Oberfläche der Körper betastete. Am sechsten Tage schien er kräftiger, und schaute mit vielem Vergnügen durch's Fenster auf die vorüberfahrenden Fuhrwerke. Wenn ein Schilling mitten auf den Tisch gelegt wurde, legte er sogleich seine Hand darauf. Am siebenten Tage war die Entzückung fast vorüber und er bemerkte ein Stück weißes Papier von dieser Gestalt ɒ auf dem Tische. Ich nahm ihn mit auf die Strasse und er schien erfreut, aber auch erschreckt durch das Gewühl. Ein Pfosten, welcher ein Gerüst unterstützte, zwei bis drei Ellen von ihm, zog vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich, er näherte sich furchtsam, tastete und streckte seine Hand aus bis er ihn berührte."

80. Eines Amerikaners Bericht über die Blinden in Spanien.

Die zahlreichste Klasse der Bettler in Madrid sind die Blinden. Sie verkaufen Lieder in der Strasse und rufen die Lotterie-Nummern aus, die noch zu haben sind. Von ihren übrigen Bettler-Collegen zeichnen sie sich durch grössere Reinlichkeit aus, da sie, um Mitleid zu erregen, nicht wie diese der Empfehlung der Lumpen und des Schmutzes bedürfen. Oft sah ich von meinem

Balken hinab auf die Puerta del Sol, wo diese Unglücklichen mit der größten Sicherheit einhergehen. Wollte Einer von ihnen nach einem bestimmten Ort in einer der acht von hier aus sich verzweigenden Strassen, so faßte er zuerst Posten an einer Ecke und nachdem er das Gebäude befühlt, und wie es schien die Stellung der Sonne und Richtung des Windes sich gemerkt hatte, bewegte er sich mit vieler Festigkeit vorwärts, den Finger der linken Hand so ausgestreckt, als wenn die Empfindung des ganzen Körpers sich in den Fingerspitzen konzentrirte. Eines Tages begegneten sich zwei dieser Blinden von entgegengesetzten Seiten und stießen mit ihren Stöcken an einander, worauf sie sich sogleich erkannten, sich herzlich die Hände schüttelten und eine lange Unterredung hielten, ohne Zweifel über ihren Gewinnst und die sonstigen Ereignisse des Tages, denn sie sind die geschwätzigsten Wesen in Spanien. Nachdem sie so, wie zwei Schiffe, die ihre Längenmessungen sich einander mittheilen, sich gegenseitig entleert hatten, setzten sie ihren Weg fort, und kamen jeder genau da an, wohin er wollte. Blindheit ist jedoch in den mittleren Provinzen Spaniens nicht auf die niedrigen Klassen der Gesellschaft beschränkt. Auf dem Pasiv sieht man täglich sehr viele Blinde aus den besseren Klassen lustwandeln, indem sie sich auf den Arm eines Freundes oder Dieners stützen. Ich schrieb die grosse Anzahl dieser Unglücklichen Anfangs der starken Sonnenhitze und der nackten kahlen Lage der Gegend zu; denn obgleich die Jahreszeit, während welcher ich mich in Spaniens Hauptstadt befand, nicht die heißeste war, so fühlte ich doch ein Drücken in den Augen, wenn ich von einem Spaziergange auf den Sandwegen, die die Stadt umgeben, nach Hause kam. Allein Peyron behauptet in seinen vortrefflichen Aufsätzen, daß das Uebel von dem unmäßigen Aderlassen herrühre, welches in Spanien heutzutage ebenso häufig ist, als in den Tagen des Dr. Sangrado, wie die grosse Anzahl der aderlassenden Barbiere in jeder Strasse beweist. Es ist gar nichts Ungewöhnliches zu hören: „Pedro war gestern ein wenig unpaß, doch ist er heute nach vier oder fünf Aderläßen wieder etwas besser.“ Eines Abends sah ich auf einem Balle ein junges, ausgezeichnet schönes Mädchen; sie tanzte viel und gut; wie groß war mein Erstaunen, zu hören, daß sie blind war!

81. Dr. Howe's Bericht über eine 9jährige Blinde, Taube und Geruchlose.

Dr. Howe berichtet über die neunjährige Laura Bridgmen, welche weder Gesicht noch Gehör noch Geruch hat, Folgendes:

Es ist außer allem Zweifel, daß sie nicht einen Lichtstrahl

sehen, nicht einen Ton hören, noch das Geringste riechen kann, doch scheint sie so fröhlich wie ein Vogel oder ein Lamm. Die Thätigkeit ihrer geistigen Fähigkeiten, die Erlangung einer neuen Idee, macht ihr lebhafte Freude, welche sich in ihren ausdrucksvollen Zügen malt. Wenn sie mit den übrigen Kindern spielt, schallt ihr schrillendes Lachen aus der ganzen Gruppe hervor. Wenn sie allein ist, scheint sie sehr glücklich, wenn sie stricken oder nähen kann. Hat sie keine Beschäftigung, so unterhält sie sich durch selbsterfundene Gespräche, oder Wiederholung vergangener Eindrücke und Buchstabiren der Namen von Gegenständen, die sie kürzlich in dem Alphabet der Taubstummen gelernt hat. In dieser einsamen Selbstbeschäftigung (self communion) stellt sie Betrachtungen und Schlüsse an; wenn sie ein Wort falsch buchstabirt mit den Fingern ihrer rechten Hand, so streicht sie mit der linken Hand darüber hin, wie ihr Lehrer zum Zeichen der Mißbilligung thut; wenn es recht ist, so klopft sie sich auf den Kopf und sieht erfreut aus. In einem Jahre hatte sie eine grosse Fertigkeit im Gebrauche des Handalphabets erlangt, und sie buchstabirte die Worte und Sätze, welche sie kannte, so fest und sicher, daß nur die, welche diese Sprache kannten, den schnellen Bewegungen der Finger mit den Augen folgen konnten. Aber bewunderungswürdig ist die Schnelle, mit welcher sie ihre Gedanken in die Luft schreibt, und noch grösser ist die Genauigkeit, mit welcher sie die von Andern geschriebenen Worte liest, indem sie die Hand des Andern in ihre eigene nimmt und jeder Bewegung der Finger folgt. Auf diese Weise unterhält sie sich mit ihren blinden Spielgefährtinnen. Wenn Laura mit vorgestreckten Händen auf einem Gange (passage way) geht, so erkennt sie augenblicklich Jeden, dem sie begegnet, und wenn es ein Mädchen ihres Alters oder ein Liebling ist, so lächelt sie freudig zum Zeichen der Erkennung, umschlingt sie oder drückt ihr die Hände.

Ihre Kenntniß der Sprache ist nicht grösser als die eines Kindes von drei Jahren, so daß sie jeden Artikel wegläßt und z. B. sich ausdrückt: „Buch geben," statt „gib mir ein Buch!"

82. Dr. v. Woldmars Bericht über die Augenpest und die Blindenzahl in Afrika.

Im Jahre 1785 reiste ich von Cadiz nach Marocco, und da der König gerade einen Gesandten in Staatsangelegenheiten nach Algier und Tunis schickte, so begleitete ich ihn als Arzt, indem er nicht ganz wohl war. Die Reise ging langsam und dauerte lange; ich hatte Gelegenheit, viele Blinde zu sehen und mich nach der Ursache ihres Uebels zu erkundigen, welches größtentheils die Wirkung von Reisen war, welche in der heißen Jahreszeit durch die

Sandwüste gemacht worden, welche ihnen Flüsse und Augenentzündungen verursachten. Nach Marocco mit dem Gesandten zurückgekehrt, ging ich nach Alexandrien in Aegypten, dem eigentlichen Ziele meiner Reise, um das merkwürdigste Land der alten Geschichte kennen zu lernen, welches ich auch im Laufe von 15 Jahren überall durchreiste. Ueberall fand ich Blinde, und auf meine Fragen erfuhr ich, daß fast immer die Augenentzündung die Ursache ihres Unfalls sei. Diese verderbliche Krankheit ist sehr häufig in Aegypten, vorzüglich in der Zeit der Nilschwelle; aber ich erkannte auch, daß die Kranken durch ihre eigene Nachlässigkeit von dieser Krankheit geplagt wurden, indem sie sich in den kalten und feuchten Nächten nicht genug, vorzüglich den Kopf, bedeckt hatten und dann aus Mangel an guter ärztlicher Behandlung erblindet waren.

Diese Entzündung zeigt sich häufig als trockene (echte), bisweilen auch als feuchte (unechte). Zuerst entzünden sich die Augen und später erzeugt sich ein Schnupfen als Folge einer unterbrochenen Ausdünstung, vorzüglich am Kopfe, welches leicht in der Nacht vermittels des starken Thaues geschieht, welcher die Luft sehr abkühlt und feucht macht, vorzüglich wenn das Erdreich von dem Nilwasser überschwemmt ist. Der sehr feine, vom Winde aufgeregte Staub, welcher dem Reisenden zur Zeit der größten Hitze in die Augen getrieben wird, und das Rückprallen der Sonnenstrahlen von dem weißen Sande, bringen die eigentliche Augen-Entzündung hervor.

Der Kranke empfindet zuerst ein Jucken und Stechen in den Augen, als wenn grobe Sandkörner darin wären, worauf brennende Schmerzen in den Augen nebst Kopfweh und heftigem Fieber folgen. Die Augen werden hierauf schwer, entzündet und roth, und bald schwillt die Bindehaut an, welche das Weiße des Auges überzieht und die eigentliche Kugel des Auges mit der Augenhöhle und den Augenlidern verbindet, welche letztere auch anschwellen. Hierauf folgt ein starkes Thränen und ein heftiger Schmerz im ganzen Auge, und auch in dem Sehnerven, sobald der Kranke sich zwingt, die Augen zu öffnen, um einen Gegenstand zu sehen, und es ist ihm unmöglich, das Licht des Tages oder auch nur den Schein einer Lampe zu ertragen.

Gewöhnlich tritt der höchste Grad dieser Krankheit am vierten oder fünften Tage ein. Am siebenten oder achten Tage fängt die Zertheilung an mittelst kleiner eiternder Punkte, welche man am Rande der Augenlider sieht. Diese Art Augenseuche, wofern sie nicht leichterer Art ist, ist sehr gefährlich, wenn man sich bloß auf die Kräfte der Natur verläßt und man muß durchaus die Zertheilung mittelst Arzneien bewirken.

Wenn diese heftige (acute) Entzündungskrankheit vernachlässigt wird, so geht sie oft in einen langwierigen (chronischen) Zustand und endigt mit Erschlaffung, oder geht in den Zustand einer langsamen Verschleimung (Phlegmasie) über und verursacht andere traurige Zufälle und selbst die Blindheit.

Was nun die feuchte (unechte) Augenentzündung betrifft, so entwickelt sich diese langsamer und bringt nicht so traurige Wirkungen hervor, als die trockene (echte), und in diesem Falle kann man die Krankheit zufällig (symptomatisch) nennen. Die feuchte Augenentzündung zertheilt sich leicht von selbst, entweder mittelst Schweißes oder durch vermehrte Thränenabsonderung, oft auch mittelst Durchfalls. Wie jedoch diese Augenkrankheit sein mag, immer schwächt sie das Gesicht und führt leicht zum grauen Staar, zu Thränenfisteln, zum schwarzen Staar und zur Nachtsichtigkeit (Tageblindheit), das heißt der Eigenheit, nur in der nächtlichen Dunkelheit Etwas wenigstens zu sehen und am Tage ganz wie blind zu sein. Wenn ich die Menge der Blinden überrechne, die ich in Mauritanien und Aegypten gesehen habe, so finde ich, daß die Weißen die Mehrzahl sind, und ich glaube, daß man deren 5 auf 1 Schwarzen und 1 auf 100 Sehende rechnen kann.*) Man muß glauben, daß die Schwarzen mehr als die Weißen an die Sonnenhitze gewöhnt und weniger dem Schwitzen unterworfen sind, da sie von Jugend auf nackt gehen.**) Die Reisenden der Wüste fürchten diese Krankheit sehr und verhüllen sich deßhalb gut vor den brennenden Sonnenstrahlen, weil sie lieber schwitzen als mit unbedecktem Kopfe von der Sonne verbrannt sein wollen; und um zu vermeiden, daß der Sand vom Winde ihnen in die Augen getrieben werde und Augenentzündungen verursache, waschen sie die Augen oft mit Wasser, um den Staub herauszuspülen. In Aegypten haben Viele die Gewohnheit, Opium zu kauen. Ich habe beobachtet, daß wenn diese von der Augenentzündung befallen wurden, sie nicht genasen, sondern erblindeten. Das Opium bringt selbst bei den Stärksten eine Schlaffheit und Magerkeit des Körpers hervor, ihr Kopf wird dick, die Stirn hervorstehend, das Rückgrat krümmt sich, sie gehen mit Mühe, sind der englischen Krankheit unterworfen und enden mit völligem Blödsinn.

---

*) Volnei in seiner Reise nach Syrien und Aegypten sagt sogar, daß man auf der Strasse in Kairo unter 100 Menschen 20 Blinde, 10 Einäugige und 20 Augenkranke trifft.

**) Vorzüglich wirkt, daß die unteren Augenlider der Neger wulstiger sind und dadurch die vom Sande rückprallenden Sonnenstrahlen nicht so aufnehmen.

Anhang IV.

1. Entstehung der Blindheit.

Wenn das Kind aus der dunklen Nacht des Mutterschoßes an den hellen Tag des Sonnenlichtes hervortritt, stürmen ungewohnte Lebensreize auf den zarten Fremdling ein: Luft dringt in seine Lungen, Licht in seine Augen. Beide Reize sind wohlthätig, wenn der Mensch Gottes weise Gesetze nicht stört! Beide Reize verderblich, wenn man den stillen Gang der Natur unterbricht! Wie ein unnatürliches und gewaltsames Verfahren bei der Geburt mittelbar schädlich auf die Sehkraft des jungen Menschleins wirken könne, hat nach Meßmer vorzüglich Ziermann in der kleinen Schrift: Die naturgemässe Geburt des Menschen, Berlin 1817, zu zeigen gesucht. In der Mutter Leibe ging der Blutlauf durch die Nabelschnur in die Leber des Kindes, nach der Geburt soll allmählig die Lunge an die Stelle der Leber, und die Luftröhre an die Stelle der Nabelschnur treten. Wird dieß zu gewaltsam beschleunigt, indem man die Nabelschnur zerschneidet, so lange sie noch klopfend Leben zeigt, und ehe die Nachgeburt gekommen ist, so gerathen die in jenem Lebensfaden noch fließenden Säfte in Stockung und Fäulniß. Diese innere Schärfe wirft sich entweder unmittelbar auf die Augen und wird eine Hauptursache der Augenentzündung der Neugebornen, oder kann mittelbar der Sehkraft dadurch schädlich werden, daß sie das Blattergift, „jenen schwarzen Drachen, der wie fahle Blitze sein Gift in's Gesicht bläst“ (wie der blinde Pfeffel von der blinden Paradis singt), entweder nach Meßmer geradezu erzeugt, oder wenigstens nach einer alten Meinung verstärkt. So erzählt Dr. Ennemoser aus Tyrol, daß in den inneren Alpenthälern der Volksglaube herrsche, die Menschen wären kraftvoller und gesünder gewesen, als noch die Mütter auf naturgemäße Art bloß mit Hilfe ihrer Verwandtinnen geboren hätten, wären aber schwächer und kränkelnder geworden, seit sich Hebammen bei den Niederkünften eingefunden, namentlich hätten seitdem die Blattern grosse Verwüstungen angerichtet.

Der zweite Lebensreiz, das Licht, kann sofern verderbend für den jungen Ankömmling werden, als es zu schnell und grell in die Augen, die vorher in tiefer Finsterniß geschlossen waren, eindringt. Man beobachte auch hier das Thier! An abgelegenem Ort bereitet es sich das Lager, wo es seine Jungen gebärt und vor blendendem Sonnenglanze schirmt. Ja bei solchen Thieren, wo eine plötzliche Störung zur Zeit des Gebärens stattfinden kann, wo die Mütter oft genöthigt sind, ihre Jungen im Munde fortzuschleppen und dem Lichte preis zu geben, bei den Bewohnern der Wildniß, den Raub- und Nagethieren*), hat die Natur durch eine zarte Augendecke in der ersten Zeit des jungen Lebens die Sehkraft ihres Pfleglings geschützt, ja die Vögel haben diese Augendecke Zeitlebens. Deinem Kindlein, o Mensch, gab sie keine schützende Augenhülle, aber Kraft, ihr nachzuahmen in schützender Sorgfalt. Darum vermeide jede Mutter bei ihrem Neugebornen den zu plötzlichen Lichtreiz, diese zweite Ursache der Augenentzündung der Neugebornen. Und ist schon eine leichte Entzündung der Augen und ein ätzender Schleim eingetreten, so reinige sie fleißig mit lauer Milch die erhitzten Theile und dieselbe wohlthätige Flüssigkeit, die das Leben des Kindes erhält, wird auch dessen vom Verderben ergriffene Augen erhalten. Auch versäume sie nicht, einen erfahrenen Arzt darüber zu Rathe zu ziehen.

Eine sehr gewöhnliche Ursache der Blindheit sind die Skropheln oder Drüsenverhärtungen, welche meist durch zu schwere oder zu reichliche Fütterung der Kinder entstehen. Die Mässigkeitsvereine müssen schon von der frühesten Kindheit beginnen und Hunger thut weit weniger Schaden als Ueberfüllung. In den Brantweinländern kommt zu der Verfütterung der Kinder auch die Verviehung durch Brantwein. Nach Hecker sind feuchte Wohnungen auch eine Hauptquelle der Drüsenübel.

Eine andere frühere Hauptquelle der Erblindung waren die Blattern**), welche durch die wohlthätige Entdeckung der Kuhpocken gestopft ist. Denn wenn auch diese Schutzblattern nach gemachten Erfahrungen nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf einige Jahre sichern, so ist doch noch wohl kein Beispiel vorgekommen, daß die an Geimpften ausgebrochenen Afterblattern oder Varioloiden Blindheit hervorgebracht haben. Ob dieß jetzt häufigere Wiedererscheinen natürlicher Pocken durch Ausartung des Impfstoffes oder durch

---

*) Die Blindheit der neugebornen Säugethiere besteht nach Lichtenstein in einer Auftreibung der Hornhaut, die sich bis zum siebenten, bis neunten Tage immer mehr aufklärt.

**) Dufau gibt den Bruch der Blatterblinden zu hoch $1/3$ an, da er nur $1/7$ ist.

zu wenige Impfstiche veranlaßt werde, darüber ist die Meinung der Aerzte noch getheilt.

Ein wirkliches Blindgeborenwerden ist nur äußerst selten. Die 3 Brüder Wahn aus Jüterbog, und 3 Geschwister Krug aus Posen sind blind aus dem Schoße ihrer Mutter hervorgegangen; ebenso die 4 Geschwister Zimmermann aus Pommern, und 4 Gebrüder Rumpel aus Mühlhausen. In allen diesen Familien sind übrigens auch sehende Kinder mit den blinden gemengt, ohne eine bestimmte Regel der Abwechselung.

Ueberhaupt scheint das Licht, wie bei der Geburt, so bei jeder Entwicklung, wo sich die Thätigkeit der Natur in einer Häutung äußert, die Augen anzugreifen. So erblinden Viele in den Masern und Scharlachfieber. Schon Reich bemerkte sehr richtig, daß die Raupen bei der Häutung sich an schattige Orte begeben und sie scheinen dabei eben so sehr den Lichtglanz als die Hitze zu fliehen. So möchte es also naturgemäß sein, Maser- und Scharlach-Kranke ebenso sehr vor grellem Lichte wie vor drückender Hitze zu bewahren.

Häufig entstehen Augenentzündungen und oft auch Erblindungen aus unterdrückter Ausdünstung, vorzüglich an den Füssen. Hier wirken Wannen- oder Dampfbäder am kräftigsten. Sollten sich Flüsse (Rheumatismen) auf's Auge werfen, so kann man außer andern Mitteln, welche ein erfahrener Augenarzt verordnen wird, auch Einreibungen von Veratrin*), welches der englische Arzt Turnbull vorzüglich in Aufnahme gebracht hat, in der Gegend der Schläfe oder Stirn um das krankhafte Auge anwenden.

Ich übergehe die Fälle, wo die Blindheit durch äußere Verletzungen entsteht. So erblindete ein junges Mädchen (Julie Keller) in der Berliner Anstalt, indem Jemand aus einer Kalkgrube ihr Kalk in die Augen warf, und die ihr zu Hilfe Eilenden statt mit Oel die ätzende Flüssigkeit im Auge zu umhüllen und unschädlich zu machen, ihr mit kaltem Wasser das Auge auswuschen und so dasselbe verbrannten. Ein junger Mann (Wilhelm Engel), Flötenlehrer der Berliner Blinden-Anstalt ward von einem Spielgenossen in seiner Kindheit auf der Jagd mit Vogelschrott in beide Augen geschossen. Einem andern jungen Manne (Heinrich Grothe), Flügellehrer derselben Anstalt, erblindete durch einen Stoß mit Pappe das eine Auge, durch einen Fall aus dem Bette das andere. Seine Mutter war bei seiner Geburt erblindet.

So gibt es der äußeren Verletzungen gar manche. Ich mache

*) Merkwürdig ist daß schon Plinius in seiner Naturgeschichte Einreibungen von Veratrum gegen Kopf- und Zahnschmerzen empfiehlt.

bei dieser Gelegenheit auf eine sehr häufige innere Verletzung, nämlich Abstumpfung der Sehnerven aufmerksam, welche durch zu grosse Anstrengung des Auges im blendenden Sonnenlichte oder auch in der Dämmerung, durch übermässigen Genuß des Brantweins und des Geschlechtstriebes entsteht. Möchten diese Zeilen Manchen vor dem Verluste eines so edlen Sinnes bewahren!

Ich kann nicht umhin, hier der so furchtbaren Augenentzündung zu erwähnen, welche seit dem grossen Völkerkampfe vom Jahre 1812 unter französischen, englischen und deutschen Heeren wüthete, und welche in wenigen Tagen nach dem Ausbruche die Augen gänzlich zerstörte. Während die französischen Aerzte diese Augen-Pest (wie man sie wegen der Schnelle im Zerstören und wegen ihrer Ansteckungsfähigkeit genannt hat) von den ungewöhnlichen Strapazen jener Feldzüge, der furchtbaren Hitze jener Sommer, der grausenvollen Kälte jener Winter, dem immerwährenden Staube, Wachtfeuerrauche und Pulverdampfe herleiten, und dies Augenübel deßwegen schon die Kriegsaugenkrankheit genannt worden ist — während dessen leiten die englischen Aerzte sie aus Ansteckung von den englischen und französischen Feldzügen in Aegypten her und nennen sie die ägyptische Augenseuche, so daß sie wahrscheinlich eine und dieselbe Erscheinung mit der Augenkrankheit ist, woran vor etwa sechs Jahrhunderten so viele Krieger des französischen Heeres unter Ludwig IX. oder dem Heiligen auf dem Kreuzzuge nach Aegypten erblindeten, zu deren Besten derselbe König das Hospital der 15╳20, im Jahre 1260 zu Paris anlegte, das noch bis diesen Augenblick besteht. Auch darin hat diese Augenpest Aehnlichkeit mit der Beulenpest, daß sich der Giftstoff Monate lang (ob Jahre lang ist noch ungewiß) an Orten verbirgt. Dieß hat man in brittischen Schiffen, sowie in preußischen Kriegshäusern beobachtet. Auch in dem Jahre 1833 hat diese Augenpest in dem belgischen Heere fast ein Drittel geblendet, worüber Prof. Jüngken ein eigenes lehrreiches Werkchen geschrieben hat, worin er vorzüglich Blutentziehung empfiehlt.

Sehr allgemein ist der Glaube, daß häufiger Reisgenuß blende und Kant aß deßhalb nie Reis. Eine Hindufrau leitete die häufige Blindheit in Indien vom Genusse des heißen Reises her. Dr. Howe bestätigt, daß auch in seinem Vaterlande Nord-Amerika deßhalb die Sklaven den Reis nie heiß essen dürften; endlich will man auf dem preußischen Schiffe Luise das Federvieh bei Reisfutter nach wenig Wochen haben erblinden sehen.

Nach Aussage der Versammlung der Naturforscher in Wien soll der Reis diese Wirkung nicht haben; denn keiner kannte Erblinden nach Reis und selbst heißem Reisgenusse. Prof. Blume

aus Leyden sagt, daß das Federvieh auf den ostindischen Inseln allgemein mit Reis gefüttert werde, ohne zu erblinden. Dr. Brodowisch aus Krakau und Inosemtzeff aus Charkow erklären: der Reis könne nur, wenn er mit ranzigem Leinöl genossen würde, nachtblind*) machen, wie selbst in Rußland zur Zeit der fetten Fastenspeisen häufig Nachtblindheit gefunden wurde, die sich aber wieder nachher verliere und durch ein Brechmittel gleich gehoben werde.**)

2. Beobachtung über Blinde.

1. Blindenzahl.

Das Verhältniß der Sehenden zu den Nichtsehenden ist nach den verschiedenen Erdstrichen sehr verschieden. Die Blindheit nimmt von den Wendekreisen nach den gemässigten Zonen ab, aber von da nach den kalten wieder etwas zu, so daß Hitze und Staub, so wie Kälte und Schnee gleich schädlich auf's Gesicht wirken, doch erstere noch schädlicher. Aus den Wendeländern selbst fehlen noch Angaben über dieß Verhältniß. Nach mündlicher Aeußerung unsers geistvollen Forschers Alexander von Humboldt sind die dunkeln Menschenstämme, also die schwarzen Neger und die kupferfarbigen südamerikanischen Stämme, weniger der Blindheit unterworfen als die hellen, welches noch eine genauere Untersuchung

---

*) Man sagt statt nachtblind auch hühnerblind, weil die Hühner in der Dämmerung nicht gut sehen können. Man könnte also geneigt sein, das französische Wort aveugle von latein: avicula abzuleiten, theils wegen der Nachtblindheit der Hühner, theils wegen der Tageblindheit der Eulen, theils wegen der sogenannten Nickhaut, welche allen Vögeln gemeinschaftlich ist, und welche bei einigen Arten z. B. Tauben, Sperlingen u. s. w. noch einige Tage nach dem Auskriechen aus dem Ei geschlossen ist, wenn es nicht wahrscheinlicher von aboculos unäugig (wie abnormis ungesetzlich) herkäme.

**) Professor D. Lachmann in Braunschweig hat, da sein Vaterland nur klein ist und er es vielfach durchreist hat, sehr genaue Nachrichten über die Ursachen der Erblindung in Tabellen aufgestellt:

1)	Am schwarzen Staar	$34^2/_3$	p. Ct. aller Blinden
2)	Am gichtischen, skrophulösen und Flechtenartigen Entzündungen, so wie durch äußere Verletzungen . . .	$30^3/_4$	„ „ „ „
3)	An Entzündung der Neugebornen . . .	$26^3/_4$	„ „ „ „
4)	An Pocken	$7^1/_{10}$	„ „ „ „

Es wäre zu wünschen, daß solche genaue Angaben in allen Staaten angestellt würden, wobei ich mir nur den Vorschlag erlaube, daß die gichtischen und andere chronischen Entzündungen von den durch äußere Verletzung entstandenen getrennt würden.

verdient. Hiermit stimmt die Erfahrung des Dr. v. Wolmar überein, der in Marokko, Algier und Tunis und 14 Jahre in Aegypten war, und welcher die Augenpest so lebendig in dem Briefe im Anhange 3 beschreibt. Derselbe sagt, daß in Afrika fünfmal mehr blinde unter den hellen Menschen sind, als unter einer gleichen Anzahl schwarzer Menschen gefunden werden. Ueber das Verhältniß der Blinden zu den Sehenden meint er, daß in Aegypten also zwischen dem 20. und 30. Breitengrade, etwa der 100. Mensch blind sein möge. In Japan, zwischen dem 30. und 40. Breitengrade, ist ungefähr der 300. Mensch als blind anzunehmen, denn nach Golvin hat die Hauptstadt Jedo unter 10 Millionen Bewohnern 36,000 Blinde, so daß also auf 277 Sehende ein Nichtsehender kommt. Im mittlern Europa, zwischen dem 40. und 50. Breitengrade, ist im Durchschnitt der 800. Mensch als blind zu rechnen, denn im Kanton Zürich waren nach schriftlicher Aeußerung des verstorbenen Kantonsarztes Dr. Hirzel unter 194,913 Einwohnern 261 Blinde, so daß auf 747 Sehende 1 Nichtsehender kommt.

Merkwürdig ist hiebei das umgekehrte Verhältniß vor und nach dem 30. Lebensjahre, da nur $^2/_9$ aller Blinden vor diesem Jahre und $^7/_9$ nach demselben erblinden, wogegen $^7/_9$ aller Tauben vor jenem Jahre und nur $^2/_9$ nach demselben ertauben. Noch wichtiger für Erziehung ist, daß bis zum 15. Lebensjahre nur $^1/_{12}$ aller Nichtsehenden erblinden, bagegen $^1/_3$ aller Nichthörenden ertauben, so daß jetzt im preußischen Staate etwa 830 erziehbare Blinde und 3560 erziehliche Taubstumme sind.

Im dänischen Staate, Norwegen miteinbegriffen, also etwa zwischen 55. und 77° Breite waren im Jahre 1811 unter $2^1/_2$ Mill. Einwohnern 2441 Blinde, so daß hier der 1000. Mensch als blind angenommen werden kann. Im Jahre 1861 hatte Dänemark inclusive der Herzogthümer Schleswig-Holstein, Lauenburg, 2264, wovon auf die Herzogthümer 590 Blinde kommen und zwar in Schleswig 242, in Holstein 328, und in Lauenburg 20 Blinde sich vorfanden.

Hiernach könnte man folgende Tafel in runden Zahlen aufstellen:

20—30°	Nördl.	Breite	$^1/_{100}$ blind,
30—40°	"	"	$^1/_{300}$ "
40—50°	"	"	$^1/_{800}$ "
50—60°	"	"	$^1/_{1400}$ "
60—70°	"	"	$^1/_{1000}$ "

2. Früh- und Späterblindete.

Nicht selten wirft man die Frage auf, ob die Blindgebornen

(d. h. in frühester Kindheit Erblindeten, welche ohne die Erinnerung des Sehens sind,) oder die Blindgewordenen mehr Fähigkeit haben. Es läßt sich hier keine allgemeine Regel aufstellen. Zwar ist nicht zu läugnen, daß die spät Erblindeten einen Schatz von Anschauungen mehr haben, als die früh Erblindeten; jedoch weckt nicht immer der Lichtstrahl die schlummernden Seelenkräfte, und sowie es unter den Sehenden lebhaftere und trägere Naturen gibt, so auch bei den Blinden. Dieß kann man aber als feststehende Regel annehmen, daß, wenn die früh erblindeten Kinder, wie es leider oft geschieht, von ihren Eltern nicht angeregt werden, dumpf und stumpf im Winkel sitzen bleiben, und für sich hinbrüten, — sie den Gebrauch ihrer Leibes- und Seelenkräfte verlieren. Es ist wahrlich keine Wohlthat für solche blinde Kinder, wenn ihre Angehörigen ihnen alle Handverrichtungen thun, sie an- und auskleiden, das Essen klein schneiden und wohl gar in den Mund stecken und sie unthätig hindämmern lassen. Sie glauben, daß sie es gut machen. Will man seinen Kindern den frischen Gebrauch ihrer Hände und Füsse erhalten, so gewöhne man sie an häusliche Verrichtungen, an Ausgehen, Laufen u. s. w. Ein sehr nützliches Büchlein über diesen Gegenstand hat der verstorbene Blinde, Oberlehrer Knie in Breslau: Anleitung zur zweckmässigen Behandlung blinder Kinder, 1837, geschrieben. Blinde wie sehende Kinder müssen sich schon früh leiblich wie geistig tummeln, damit nicht Leib und Geist verroste und man könnte in Nachahmung eines frühern Spruches sagen: „Leben und Tummeln, Tummeln und Leben." Zu dem leiblichen Tummeln kann man das Gliederrühren von Pestalozzi und noch erweitert von Ossira, sowie das Turnen von Jahn rechnen; zu dem geistigen die Grundanschauungen der Form und der Zahl, z. B. der Kugel und des Würfels, des 1×1 und der Jahreseintheilung.

3. Ganz- und Halbblinde.

Viele glauben, daß die Halbblinden (d. h. diejenigen, welche noch den Licht-, auch wohl sogar den Farbenschimmer haben) geschickter in Handarbeiten und körperlichen Verrichtungen seien, als die ganz Blinden. Allein auch hier bestätigt sich, daß die Halbheit zu nichts nütze ist. Jene wähnen nämlich noch durch das Gesicht Alles erfassen zu können, welches aber nicht stark genug ist, sicher zu leiten, worüber sie dann die Uebung ihrer eigentlichen 10 Augen (d. h. der Finger) oder des Getasts vernachlässigen. Ich sage absichtlich des Getasts und nicht des Gefühls, weil, genau genommen, dieß zwei verschiedene Sinne sind, wie schon Kant in seiner Anthropologie bemerkt. Der Fühlsinn, welchen

Kant den Vitalsinn, und Brandes das vitale Gewissen nennt, gibt uns die Empfindung der Wärme und Kälte, des Luftdrucks und der Körpernähe; wogegen der Tastsinn, oder nach Kant der Sinn der Betastung, uns Begriffe von der Gestalt der Körper gibt. Jenen allgemeinen Sinn, das Gefühl, haben wohl alle Thiere; diesen besondern, das Getast, hat nur der Mensch, dann der Affe, das Eichhörnchen, die Katze, in ihren Vorderfüssen, der Elephant und das Schwein in ihrem Rüssel, und vielleicht noch einige wenige Thierarten. Sonach sind 6 Sinne, wovon die 3 ersten (Getast, Gesicht, Gehör) Erkenntnißsinne, die 3 anderen (Geschmack, Geruch, Gefühl) Genußsinne von Kant genannt werden. Die 5 ersten nennt Kant Organe, d. h. Gliedsinne, den 6ten Vital- oder Lebenssinn.

Dr. Tourtual in Münster nennt sehr schön die 3 ersten höhere oder formelle Sinne, die 3 folgenden niedere oder materielle. Von den höhern sind die beiden ersten Raum- oder geometrische Sinne, der letzte Zeit- oder arithmetrischer Sinn; von den niedern ist der Geschmack Sinn des Tropfbaren, der Geruch Sinn des Gasartigen, das Gefühl Sinn des Wärmestoffs. Bei den 2 Raumsinnen finden die Unterschiede statt, daß 1) das Getast alle drei Ausdehnungen (Körper), das Gesicht nur zwei Strecken (Flächen) zeigt, 2) das Getast durch die Theile des Ganzen sich bewußt wird (synthetisch), das Gesicht durch das Ganze der Theile (analytisch). — Fast allgemein findet man übrigens, daß die Halbblinden wie die Sonnenblumen sich nach dem Lichte wenden; auch versichert Knie in seiner anziehenden pädagogischen Reise, Stuttgart 1837 S. 137 trotz seiner gänzlichen Blindheit ein Lichtgefühl zu haben.

Eine ebenso häufige Frage ist: ob die Blindgebornen oder Blindgewordenen sich unglücklicher fühlen. Wenn man allerdings zugeben muß, daß die Späterblindeten wissen, was sie entbehren, während bei den Früherblindeten das Sprichwort stattfindet: „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß,“ so sagen die ersten dagegen selbst, daß es ihnen lieber sei, durch das frühere Sehen eine Menge von Anschauungen mehr empfangen zu haben, über welche sie mit den Sehenden sich verständigen können. Ueberhaupt fühlt sich ein Blinder bei nützlicher Thätigkeit nach und nach nicht unglücklich, ebenso wenig als wir Sehende, daß wir z. B. des Fliegens entbehren.

4. Blinde und Taubstumme.

Schon oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Blinde oder der Taubstumme unglücklicher sei. Fragt man sie selbst, so

behauptet Jeder, daß er besser daran sei, als der Andere. Ebenso ist Beiden das Bejammern unangenehm. Es ist einmal von einem Schriftsteller bemerkt worden, daß bei Armuth die Taubheit, bei Reichthum die Blindheit erträglicher sei. Ist der Blinde arm, so kann er verhältnißmässig weniger erwerben, und hat doch mehr Bedürfnisse, z. B. das eines Führers; ist er reich, so kann er sich Vorleser, Gesang, Tonspiel und erheiternde Umgebung verschaffen. Ist der Taubstumme arm, so kann er sich durch Erlernung eines Handwerks ernähren; ist er reich, so kann er durch all seinen Reichthum gerade die angenehmsten Freuden, die eines belebten Gesprächs, nicht erkaufen.

5. Farbenfühlen.

Eine Frage, die ebenfalls sehr häufig geschieht, ist, ob die Blinden Farben fühlen können. In meiner Erfahrung ist mir's noch nicht vorgekommen, auch zweifle ich überhaupt, ob die Brechung des Lichtstrahls fühlbar ist. Man will zwar Beispiele haben, daß Blinde Farben durch Getast unterscheiden, allein zweierlei beachte man wohl. Erstens werden nach dem Sprachgebrauche auch sehr Blödsichtige Blind genannt; zweitens wird bei gefärbten Zeugen durch den Färbestoff die Oberfläche bedeutend verändert, z. B. macht der zur schwarzen Farbe kommende Vitriol die Härchen des Tuches härter und steifer, so daß bei gefärbtem Tuch, Leinwand u. s. w. ein Herausfinden der schwarzen Farbe möglich wäre. So sind verschiedene Versuche mit Blinden angestellt worden von weißer, schwarzer, gelber, rother, grüner und blauer Farbe, gleich feiner Tuchstücke, so daß also 15 Vergleichungen stattfanden. Unter 630 Versuchen trafen 386 und 244 nicht. Will man die Versuche über das Farbenfühlen recht gründlich anstellen, so untersuche man voran, ob nicht ein Farbenschimmer da ist, oder man stelle den Versuch in einem dunklen Zimmer an; dann nehme man nicht Tuch oder anderes gefärbtes Zeug, sondern Blumenblätter oder geschliffene Edelsteine. Mir wurden verschiedene blinde Farbenfühler genannt. Ich suchte sie auf, z. B. ein Blinder und eine Blinde hatten Farbenschimmer. Eine Blinde in Potsdam hatte die Eitelkeit, nicht für blind gelten zu wollen, erkundigte sich daher heimlich nach der Farbe des Anzuges ihrer Gespielinnen und sagte ihnen dann die Farben. Eine Blinde in Zeiz kam in den Ruf des Farbenfühlens, weil sie die stark aufgetragene Blumen im Kattun heraustasten konnte, wobei sie aber nicht die Farbe, sondern die Erhabenheit des Farbenkleckses fühlte, etwa wie falsche Spieler die dick aufgetragene Farbe des Kartenblatts. Zwei rühmlich bekannte Blinde, der verstorbene Professor

Bazko in Königsberg, und Rodenbach, Mitglied der belgischen Deputirten-Kammer, bezweifeln das Farbenfühlen gleichfalls. Das ist gewiß, daß Blinde Farben gern mit Tönen vergleichen; die hellen Farben mit hohen, die dunkeln mit tiefen Tönen. Aber im Einzelnen stimmen sie nicht mit einander überein. Einer sagte, daß ihm der Trompetenschall hochgelb, der Flötenklang blaßgelb vorkomme; ein Anderer verglich die rothe Farbe mit Trompetengeschmetter, das Himmelblau mit Flötenton. Diese Vergleichungen gibt aber nicht das Getast, sondern den Blindgewordenen frühere Erinnerung, den Blindgebornen Beschreibung der Sehenden. Verschiedene Gelehrte stellten schon die Frage: „Ob die Blinden, wenn man ihnen eine Schneefläche schildere, worauf die Sonne schien, ein Gefühl von Blendung in ihren Augen empfänden. Blindgewordene, die noch Erinnerung des Lichts haben, oder Halbblinde, welche das Licht noch schimmern sehen, haben allerdings beim lebhaften Vorstellen ein Gefühl der Blendung, sowie gewiß Jeder bei lebhafter Vorstellung des Bisses in eine Zitrone ein Gefühl der Säure im Munde verspüren wird. Blindgeborne, wenn sie nämlich stockblind sind, haben kein Gefühl der Blendung, ebenso wenig sehen sie den galvanischen Blitz.

6. Schwindel.

Schon ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Blinden beim schnellen Herumdrehen schwindlich würden, weil man meint, daß das Gesicht durch den schnellen Wechsel der Gegenstände ganz vorzüglichen Einfluß auf den Schwindel habe. Aber es ist sicher, daß Ganz- und Halbblinde, Blindgeborne und Blindgewordene so gut schwindeln wie Sehende, so daß der Schwindel nicht durch das Sehen, sondern durch den Umschwung des Blutes nach einer Richtung zu entstehen scheint. Wenn man entgegnen will, daß den Pferden in den Roßmühlen beim Herumdrehen die Augen verbunden werden, so ist zu erwidern, daß das Augenverbinden nicht sowohl denn Schwindel verhindern soll, der bei der langsamen Umdrehung ohnedieß nicht stattfindet, als vielmehr eine stetigere Bewegung befördern, den sonst müßten ja den Pferden beim Kreisen auf der Reitbahn die Augen um so mehr verbunden werden, da hier die Bewegung weit schneller ist. Ueberhaupt muß das Drehen in sehr kleinen Kreisen etwa auf der Ferse geschehen, wenn es Schwindel erregen soll. Dafür, daß der Andrang des Blutes im Spiele sei, spricht die Erfahrung, daß auf der Drehscheibe in Irrenhäusern den Kranken bisweilen das Blut aus Mund und Nase herausdringt. Merkwürdig sind die Wahrnehmungen, daß bei dem Einen oder dem Andern der Schwindel durch das Dre-

hen nach einer Seite eintritt, z. B. nur nach Rechts oder Links. Häufig findet man, daß die Blinden sich selbst um sich herum drehen und wiegen, um sich die Zeit zu verkürzen oder aus Mangel an ordentlicher Bewegung.

7. Traumbilder.

Reil in der Fieberlehre, auch Darwin und Gruithuisen behaupten, daß der Blindgeborne nicht träume. Aber darin irren sich diese geistreichen Naturbeobachter gänzlich. Die Blindgebornen träumen z. B., daß sie ihre Tonwerke spielen, springen, laufen, essen u. s. w., nur daß sie alles im Traume tappend verrichten, ohne Gesichtsanschauung. Was die Traumbilder der Blindgewordenen betrifft, so glauben sie im Schlafe Anfangs zu sehen, später sind sie sich der Blindheit bewußt. Ich sagte Traumbilder, weil ja auch Wachbilder nicht bloß bei Blinden, sondern auch bei Sehenden stattfinden, jenes Verlorensein im innern Schauen, unabhängig vom äußern, jenes Zerstreutsein in Bezug auf die Außenwelt, aber Gesammeltsein in Hinsicht auf Innenwelt.

8. Wachbilder.

Bei zwei Zöglingen der Berliner Blindenanstalt, später Lehrern an derselben, Engel und Grothe, sind diese gaukelnden Wachbilder abhängig vom Wetter. Bei heiterer Luft haben sie angenehme Erscheinungen vor ihrem inneren Auge, bei trübem Himmel aber verworrene Gestalten. Diese Wachbilder sind ihre Wetterverkündiger, und zugleich lebhafter als die Traumbilder. Sie bilden sich bei Engel vorzüglich in dem linken Auge, das auch vor seiner Erblindung das stärkere war.

9. Fieberbilder.

Die später Erblindeten, welche noch Erinnerung des äußern Sehens haben, haben sowohl im Wachen als im Schlafwachen und im Schlafe selbst Bilder mit Lichtempfindung. Die Fieberhitze ändert nichts in Hinsicht der Lichtempfindung, wohl aber in Hinsicht der Heiterkeit der Bilder, wie es gerade bei Sehenden der Fall ist. Die Fieberbilder des Wechselfiebers sind in der Regel mehr düster und ängstlich, z. B. Schleppen von Lasten, die man nicht fortbringen kann; wogegen ein anderer Blinder Wienskowski in einem Nervenfieber stets die heitersten Bilder, z. B. Erfüllung aller seiner kleinen Wünsche, gehabt zu haben versichert. — Man vergleiche hiermit eine Behauptung des Dufau, der in seiner gehaltvollen Preisschrift über den physischen, moralischen und intellektuellen Zustand der Blindgebornen sagt, daß bei Nervenkran-

heiten die Bildkraft ganz ohne Wirkung sei, daß das Uebel rein physisch sei, und daß auch die Sympathien so mächtig sie sind, bei Blinden sich schwächer äußern und namentlich die Verdauungswerkzeuge bei ihnen weniger in Nervenleiden ergriffen werden.

10. Lichtbohren.

Sehr geistreiche Beobachtung über die innern Gesichtsbilder, die man im Wachen, im Schlafwachen, im Schlafe, im Magnetismus, im krankhaften oder aufgeregten Zustande sieht, haben Professor Purkinje in Breslau, und neuerdings G. R. Johannes Müller in Berlin in seiner Schrift über die phantastischen Gesichts-Erscheinungen (Coblenz 1826) mitgetheilt. Letzterer geht sehr richtig von dem Gedanken aus, daß das Licht sich im Auge selbst erzeuge, und nur durch den äußern Strahl, sowie durch äußern Druck geweckt werde. Sehr wahr sagt er daher S. 10: „In der Blindheit bohrt sich der Geblendete noch Licht aus den Sehnerven.“ Dieses Lichtbohren findet man so häufig bei Blinden, daß man auf eine nothwendige innere Ursache schließen muß. Geben die Blinden selbst, wenn man sie fragt, meistens nur eine Angewöhnung an, so ist ihnen nur der innere wahre Grund nach langer Zeit, in welcher die Sehnerve immer abgestumpfter geworden ist, verloren gegangen; allein viele erinnern sich noch der wahren Ursache und antworten, sie könnten durch dieß Augenbohren besser sehen, z. B. Farben unterscheiden.

11. Mondsucht.

Der schon erwähnte Tonlehrer Engel war vor seiner Erblindung mondsüchtig gewesen, doch verlor sich die Mondsucht nach dem Verlust des Gesichts — ein deutlicher Beweis, daß nur der einfallende Lichtstrahl des Mondes jene unbeschreibliche Sehnsucht zum Nachtwandeln erregt.

12. Eßlust.

Diese rührt aus dem Mangel an regelmässiger Beschäftigung her. Die Langweile suchen sie durch Beschäftigung des Gaumens zu beschwichtigen. An ein Ueberströmen eines angenommenen Nervensaftes von dem mangelnden Sinne auf die übrig gebliebenen ist hierbei ebenso wenig zu denken, als bei dem verfeinerten Gefühl und Gehör der Blinden, welche lediglich durch Uebung erlangt werden. Aber es ist das Bedürfniß, statt des entbehrten Reizes auf's Auge Reize auf andere Theile zu genießen. Man sieht dieß deutlich, wenn man geistig angeregt ist, wobei man das Essen ganz vergißt.

13. Trinksucht.

Dufau führt einen blinden Knaben an, der eine unersättliche Trinksucht hatte, vorzüglich Wasser mit einer Art Hast genoß, dabei aber keine feste Nahrung zu sich nahm, und dennoch weit blühender aussah als die andern Zöglinge. Wenn man meint, daß die Blinden eine besondere Neigung zum Trinken haben, so folgt dieses natürlich nur aus denselben Verhältnissen wie bei den Sehenden, da der Organismus ihres Körpers kein anderer ist, als der der Sehenden.

14. Feines Gehör.

Eine Beobachtung, die man bei Blinden gemacht hat, ist, daß sie die Schönheit an der wohlklingenden Stimme (auch an runden Umrissen) erkennen wollen. Manche meinen sogar die Pokkengruben an einem leisen Sprechen durch die Nase herauszuhören, und in der Regel treffen sie es richtig, wenn die Blatternarben sehr stark und häufig waren. So auffallend dieß scheint, so natürlich ist im Grunde der Zusammenhang, da die Blattern auch die Nasenhöhlen angreifen und dadurch jenes leise Näseln veranlassen.

15. Formsinn.

Es wurden die Versuche gemacht, Blinden, was sie getastet, zeichnen zu lassen, z. B. Welttheile, Figuren u. s. w. Es gerieth ihnen dieß recht kenntlich, allerdings nicht wie von sehenden Meistern gezeichnet.

16. Blindenstolz.

Eine Bemerkung, die schon Rath Klein in Wien und Professor Batzko in seinem gehaltvollen Buche über die Blinden gemacht haben, ist, daß dieselben nicht gern an ihre Blindheit erinnert werden. Letzterer führt an, wie einst ein Buckeliger ihn auf eine zudringliche Weise über seine Blindheit getröstet und Er nun Jenen über seinen Buckel zu trösten angefangen, derselbe wüthig fortgesprungen sei. Weit lieber will der Blinde bei kleinen Ungeschicklichkeiten sich auslachen als bedauern lassen; denn das Lachen (versteht sich das gutmüthige, nicht das spöttische) verrathe, daß man ihm Geschicklichkeit zutraue, das Bejammern aber, daß man ihn für zu schwach halte. Deßhalb sind in den meisten Blindenanstalten gegen das vorlaute Bejammern der Blindheit, Warnetafeln für die Sehenden aufgestellt. Damit man übrigens nicht zu gering von den Blinden denke, so soll hier nur angeführt werden, daß in Japan nach Peter Charlevoix die Geschichte des Reichs

und die Tafeln der Geschlechter dem Gedächtnisse und der mündlichen Ueberlieferung der Blinden anvertraut werden, so daß diese die Reichsurkundner von Japan sind.

17. Tastsinn.

Diderot hat in seinem Briefe über die Blinden zwei Fragen aufgestellt: 1) wie bildet sich ein Blindgeborner Begriffe von Gestalt? 2) wird ein geheilter Blindgeborner das, was er durch's Getast kannte, durch's Gesicht wieder erkennen? — Auf die erste Frage ist die Antwort: durch's Getast. Selbst die sehenden Kinder lernen mittelst des Antastens erst richtig sehen, da das Auge alles Erscheinende nur für eine obere Fläche hält, wie es dem Sehendgewordenen des Chesselden ging. Die zweite Frage wird von Molineux und Loke verneint, von Gondilac bejaht. Denn wie schwer wird es den Sehenden, die das Getast noch nebenbei haben, mit zugemachten Augen eine ungewohnte Sache durch's Tasten zu erkennen, z. B. Länder auf einem Tast-Erdball. Auch bestättigen dieß die zwei engländischen Berichte über Staarheilung der Wundärzte Grant und Chesseltden, welche, da sie anziehend und lehrreich zugleich sind, im Anhange 3 dieses Buches verzeichnet sind. — Freiherr von Seld in seinem geistreichen Blatte: Berlin von innen und außen, bemerkt über das Vorwärtsgebücktsein der Blinden, daß sie mit dem Kopfe fühlen, ob ein Körper in der Nähe sei, und will auch bei erblindeten Pferden ein Kopfhängen bemerkt haben. Viele Blinde geben selbst diese Ursache ihres Krummgehens an, und Stirn und Wangen sind gleichsam als ihre Fühlhörner zu betrachten.

18. Grausamkeit.

Was die Grausamkeit betrifft, die Diderot den Blinden vorwirft, indem er meint, der Blinde könne es nicht unterscheiden, ob Jemand sein Blut vergieße, oder sein Wasser abschlage, so ist das kein Beweis; denn Mitleid kann nur stattfinden, wenn das Leiden Anderer wahrgenommen wird. Hört der Blinde einen Seufzer, ein Weinen und Klagen, so rührt es ihn sofort und wird wie der Sehende, wenn nicht noch tiefer in seinem Innern ergriffen. Wenn irgend ein Blinder gerne Thiere schlachten hört, so liegt dieses nicht in der Eigenthümlichkeit der Blinden, sondern in den gleichen Verhältnissen wie bei den Sehenden, z. B. Erziehung, Umgebung u. s. w. Schon der geist- und gemüthvolle Hans Paul Richter hat im Titan (III. S. 240) die Behauptung Diderot's gründlich widerlegt. Auch Herder, Ideen zur Phil. der Geschichte der Menschheit, Buch IV. 6, 3, sagt: Sonderbar ist's, daß das

Gehör so viel mehr als das Gesicht beiträgt, das Mitgefühl zu erwecken und zu verstärken" u. s. w.

19. Selbstsucht.

Wenn D. Guillie, Vorsteher der Pariser Blinden-Anstalt, in seiner Schrift über die Unterweisung der Blinden, die Meinung äußert, daß für die Blinden die sittliche Welt nicht vorhanden sei, so ist dagegen einfach zu fragen, ob nicht das Gefühl der Theilnahme an ihrem Geschick des Mitleids und uneigennütziger Liebe, welche die Blinden erfahren, ihnen die Ueberzeugung über das Vorhandensein einer sittlichen Welt geben.

20. Schamhaftigkeit.

Ebenso spricht Guillie den Blinden die Schamhaftigkeit ab. Es kommt hiebei viel darauf an, was man darunter versteht. Im Zustande der Bewußtlosigkeit oder Unbefangenheit, wie er im Paradiese gedacht wird, fand noch keine Scham statt. Die Scham entsteht erst mit dem Gefühle, daß ein Gesetz, sei es ein inneres (nothwendiges) oder ein äußeres (durch Uebereinkunft festgesetztes) verletzt sei. Sie kündigt sich durch das Erröthen der Wangen an, welches man die Abendröthe der Unschuld, und die Morgenröthe des Selbstbewußtseins (jenes Baumes der Erkenntniß) nennen könnte, und welches eine ebenso ewige Beglaubigung der Menschheit ist, als nach Schillers Don Carlos die Thränen. Will man nun die Schamhaftigkeit nach dem Erröthen beurtheilen, so kann man den Blinden dieselbe nicht absprechen.

Häufig ist allerdings das Laster der Onanie oder Selbstbefleckung bei den Blinden. Aber ist dieß nicht auch bei Sehenden? und wer ist Schuld daran, als die Angehörigen, daß sie nicht wachen, warnen und Thätigkeit und Körperübung erhalten?

21. Unglaube.

Ein Vorwurf, der den Blinden schon von Diderot gemacht wird und den Guillie einigermassen zugibt, ist der, der Gotteslängnung. Wollten wir auch nur den äußern Beweis für das Dasein Gottes aus der Wahrnehmung der Werke der Schöpfung anerkennen, so ist ja ein Blinder dafür nicht unempfänglich; denn fehlen ihm auch die Eindrücke durch's Gesicht, so bleiben ihm ja doch immer die durch die andern Sinne, und überdieß die Kraft, auf eine erste Ursache aller dieser empfangenen Wahrnehmungen zu schließen. Ueberdieß liegt der innere oder sittliche Beweis für das Dasein einer Gottheit dem Blinden nicht ferner als dem

Sehenden. In der That findet man bei den Blinden durchweg einen frommen gottinnigen Sinn.

22. Undankbarkeit.

Wenn Guillie den Blinden im Allgemeinen den Vorwurf der Undankbarkeit macht, weil ein Einzelner sich in seiner Anstalt gegen seinen Lehrer und Wohlthäter undankbar bewiesen haben soll, so geschieht dieses mit Unrecht; man bedenke, daß bei unsern bisherigen Verhältnissen, und wie sie leider noch immer im Betreff der sozialen Stellung des Blinden liegen, den Blinden selten Gelegenheit wird, dieß durch die That beweisen zu können. Seine Berechtigung findet auch das, was der verstorbene blinde Oberlehrer Knie in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Guillie's Werk darüber sagt: „Schon deßwegen erscheint der Blinde meistens weniger dankbar, weil die Aeußerungen seines Dankes kurz und weniger umständlich sind. Auch die Gewohnheit, von Jugend auf, er mag nun arm oder nicht arm sein, durch fühlende, ihn bemitleidende Seelen Wohlthaten empfangen zu haben, und der bisweilen wohl auch stattfindende Gedanke, er habe einen gerechten Anspruch auf solche, mag ebenfalls hierzu beitragen."

23. Wahnsinn.

Sowohl Rodenbach als Dufau bemerken, daß die Blinden weniger dem Wahnsinne unterworfen seien. Raserei ist allerdings selten, desto häufiger aber Blödsinn.

V.

Berichte von Blindenanstalten.

Das erste Institut für Blinde wurde von Ludwig dem Heiligen im 13. Jahrhundert zu Paris gestiftet. Es war bestimmt für 300 Blinde, als Versorgungshaus Erwachsener, unter den Namen Hospice des aveugles, gewöhnlich Hospital des quinze vingts genannt. Nachdem aber der edle Hauy in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts seine Erziehungsmethode für Blinde erfunden hatte, wurden auch kleine Kinder zur Erziehung in die Anstalt aufgenommen und mit angemessenen Arbeiten beschäftigt. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Musik zugewendet. In diesem Institute spielten schon damals die meisten Blinden irgend ein musikalisches Instrument, manche sogar vortrefflich. Darunter waren aber besonders 40 Musiker, die ein ganzes Orchester bildeten. Als Ludwig XVI. seine Residenz zu Paris nehmen mußte und seine unbezahlt gebliebene Kapelle sich zerstreute, der König aber bei seinem Gottesdienste die gewöhnliche Instrumental-Musik nicht zu entbehren wünschte, wurden ihm die bei der Nationalgarde angestellten Hautboisten zugesandt, die nun während der Messe die Marseiller Hymne und ähnliche Gesänge spielten. Der König wurde hiedurch äußerst gebeugt. Hauy, den dies rührte, brachte es nun durch Vermittelung der Madame Necker dahin, daß für's Künftige die Aufführung der Musik bei dieser Messe seinen Blinden übertragen wurde. Er ließ die Partitur dieser Messen in erhabenen Noten drucken, und sie wurde sehr gut exekutirt und erregte allgemeine Rührung.

Als der edle Hauy dieses Institut der Erziehung für Blinde auf eigene Kosten gründete, hatte er mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, worüber nähere Notizen hier Platz finden mögen.

Valentin Hauy, königlicher Dolmetscher bei der Admiralität von Frankreich und dem Pariser Stadtrathe und Mitglied der Akademie der Inschriften und Auslegung der Denkmäler, dieser edle Mann sah im September 1771 zehn blinde Bettler, die täglich

an einem öffentlichen Orte, aber höchst erbärmlich, musicirten, und, um dennoch Zuhörer anzulocken, sich selbst durch einen Aufzug schändeten, der sie dem Gespötte preisgab. Der Eine unter ihnen, als Midas mit langen Ohren und einem Pfauenschweif auf dem Rücken, sang, die übrigen accompagnirten, äußerst burlesk gekleidet, mit hohen spitzen Mützen auf dem Kopfe und großen Brillen von Pappe ohne Gläser auf der Nase; selbst die Noten, welche vor ihnen lagen, sollten noch das Lächerliche mehren. Bei diesem Anblicke erwachte der Unwille des edlen Hauy, und als er erfuhr, daß ein Kaffetier, um sich einigen Absatz zu verschaffen, diese Blinden zusammengesucht, die empörende Posse veranstaltet und zu diesem Concerte durch eine besondere Bekanntmachung eingeladen habe, entschloß er sich, diesen unglücklichen Menschen aufzuhelfen. Indem er sie mit Mitleid betrachtete, folgerte er, daß sie, die das ihnen gegebene Geld durch's Gefühl erkannten und gehörig beurtheilten, auch die Kenntniß von Buchstaben und durch diese manche wissenschaftliche Kenntniß erlangen würden, wenn man sie ihnen fühlbar machen könnte. Elf Jahre brütete er über diesen Gedanken und brachte ihn endlich 1784 zur Ausführung, in welcher ihn der edle Abbé de l'Epée bestärkte und unterstützte. Verschiedene andere Zufälligkeiten brachten ihn seinem Plane näher. Um diese Zeit kam nämlich die berühmte Therese Paradies, die im zweiten Jahre blind geworden war, aus Wien nach Paris, und ließ sich in den geistlichen Concerten in der Fastenzeit mit ausgezeichnetem Beifall hören. Herr Hauy, der sich für sie sehr interessirte, bemerkte bei ihr verschiedene Geräthschaften für Blinde, als Landkarten und eine Taschendruckerei, vermittelst der sie mit dem Bergrath von Kempelen und dem blinden Weissenburg zu Mannheim correspondirte. Ueberzeugt von der Ausführbarkeit seiner Ideen suchte Hauy nur einen Schüler. Die erste Prüfung mit diesem und eine Rede, die er in der Akademie der Wissenschaften über die Methode beim Unterricht der Blinden vorlas, machten die Theilnahme des damaligen Polizeilieutenants und Präsidenten der Akademie, des Herrn le Noir, in so hohem Grade rege, daß die Minister Breteuil und Vergennes den le Sueur, den 18jährigen Blindenzögling in ihrer Gegenwart prüfen ließen und ihn durch Geschenke aufmunterten. Eine Gesellschaft von Menschenfreunden setzte für 12 Blinde 144 Livres monatlich aus und hierdurch stieg die Zahl der Schüler Hauy's auf 14. Die Akademie der Wissenschaften stellte Herrn Hauy im Jahre 1785 ein höchst vortheilhaftes Zeugniß aus, und jetzt liefen von allen Seiten wohlthätige Beiträge ein. Die Blinden wurden in einem eigenen Gebäude in der Straße Notre dame des vic-

toires, das die Aufschrift trug: „Zum Besten der leidenden Menschheit,“ untergebracht, worin sie den Unterricht in der Musik erhielten, indem man ihnen gedruckte Noten vorlegte, ferner sie aus Büchern lernen ließ, deren Buchstaben, wie Visitenkarten, äußerst vertieft und auf der andern Seite erhaben gedruckt waren. Es wurden mehrere Werke zum Besten der Blinden auf diese Art gedruckt, welche sie durch das Gefühl lesen lernten. Sie druckten selbst solche Bücher, sowie solche Artikel, wovon die Schriften stehen blieben, wie Frachtbriefe, Pässe und dergleichen. Sie rechneten vermittelst Tafeln, worin die Zahlen, die den Buchdrucker-Buchstaben ähnlich waren, in gerade untereinander stehende Löcher gesteckt wurden. Die Geographie lernten sie mittelst Landkarten kennen, auf denen Grenzen, Flüsse, Gebirge und Städte durch erhabene Linien und Punkte kenntlich waren. Ebenso erhielten sie Kenntnisse in mancherlei Handarbeiten, wie Stricken, Spinnen, Schnurmachen und dergleichen; sie verfertigten Bänder und flochten in Stroh und Rohr, welche verschiedene Arbeiten nach der Verschiedenheit des Geschlechtes vertheilt waren. Diese Produkte kaufte das Publikum bei der Schlußprüfung um die gewöhnlichen Preise, und diese, sowie die Wohlthaten von Privatpersonen und die der Regierung unterhielten die Anstalt. So entsprang 1791 das National-Institut industriöser Blinder; die meisten Zöglinge waren Söhne von Handwerkern, nur wenige von Künstlern oder Gelehrten.

Der Unterricht zerfiel nach Hauy's Plan in vier Zweige:

1. Handarbeit.
2. Wissenschaftliche Erziehung.
3. Buchdrucken.
4. Vokal- und Instrumental-Musik und Composition.

Die wissenschaftliche Erziehung bestand im Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie, Geographie, Literatur, Geschichte, den fremden Sprachen u. s. w.

Die Anstalt wurde unter allen Stürmen der Revolution, selbst von Robespierre, unterstützt. Hauy bewirkte ein Gesetz, daß bei allen Stellen im Institute bei gleichen Fähigkeiten der Blinde dem Sehenden vorgezogen werden sollte, und gemäß dem Gesetz vom Juli 1796 sollten mehrere Institute in den angesehensten Städten Frankreichs zur Erziehung blinder Kinder errichtet werden. Allein mittlerweile begannen die Feindseligkeiten gegen die Bestrebungen Hauy's. Man beschuldigte ihn der Charlatanerie, und um die Blinden-Erziehung wohlfeiler und für den Staat einträglicher zu machen, wurde im Oktober 1805 ein durch Männer niederer Denkungsart entworfener Plan genehmigt, um die

Blinden vortheilhafter in den Tuch- und Tabacks-Manufacturen zu beschäftigen. Sie wurden nun darin zur maschinenmäßigen Arbeit angehalten; für ihre Geistescultur, die Milderung ihres unglücklichen Schicksals, wurde nichts weiter gethan, und der auf Kosten ihrer Wohlthäter für sie zum Unterricht angeschaffte Apparat wurde verkauft. Das Institut Hauy's wurde mit dem der Taubstummen, dem ein römisch-katholischer Priester vorstand, vereinigt, und da dieser lauter Geistliche, obwohl sie damals allgemein verachtet und verfolgt waren, zu Lehrern nehmen wollte, unter dem Vorwande, keine Verehelichten im Institute dulden zu können, so wurde Hauy's Mitarbeiter verdrängt, welcher endlich, da die Uneinigkeit immer höher stieg, vom Institute völlig zurücktrat. Von nun an wirkte er unabhängig zum Besten der Blinden. Als seine Neider und Gegner behaupteten, der Blinde sei allein nur bildungsfähig für die Tonkunst, wozu doch nur Wenige Talent hätten, und sie könnten deshalb nur zu den einfachsten mechanischen Arbeiten gebraucht werden, widersprach ihnen Hauy mit der Erklärung: „Daß es nur wenige Künste und Wissenschaften gebe, worin es der Blinde nicht weit bringen könnte," und führte den Beweis durch die Leistungen seines Privatinstituts.

Mit dieser Niederlage nicht zufrieden, suchte man den Charakter des Blinden zu verdächtigen, der blos durch einfache und mechanische Beschäftigungen dem Müßiggange entzogen und dadurch den Lebensunterhalt zu erwerben in den Stand gesetzt werden müßte, um der bürgerlichen Gesellschaft nicht lästig zu fallen; ja man ging so weit, diesen Unterricht sowohl für die Blinden selbst, wie für den Staat, als gefährlich darzustellen. Daß diese bodenlose Opposition für das Interesse der Blinden höchst nachtheilig war, ist klar.

Nun wurden Hauy's Zöglinge aus dem Sicard'schen Institut in die schon seit dem 13. Jahrhundert bestehende Versorgungsanstalt gebracht, um bei einer dort angelegten Wollmanufaktur und Tabacksfabrik, von der schon oben die Rede war, zu arbeiten. Doch wurde auch hier noch durch Hauy's Einfluß gedruckt, gelernt und gearbeitet; weil aber die Regierung alle milden Stiftungen einzog, befanden sich im Jahre 1798 nur noch ungefähr 50 Blinde, welche ihren Unterhalt auf höchst jämmerliche Weise erwerben mußten, in dem früher so weit ausgedehnten Institute.

Diese Zahl nahm wieder zu, als man den aus Aegypten zurückgekehrten erblindeten Soldaten darin eine Unterkunft anwies. Hauy legte auf eigene Faust abermals eine Blindenanstalt an, die anfangs nur 4 Zöglinge hatte, und wirkte dahin, daß auch in

andern Ländern solche Institute erstehen sollten, wozu er seinen Beistand anbot und zugleich die Lehrer dafür erzog.

Hauy's Anstalt war damals in einem hülflosen Zustande, indem weder er noch die seit Jahrhunderten bestandene Versorgungsanstalt von der Regierung irgend eine Unterstützung fanden. Erst nach der traurigen Rückkehr so vieler erblindeter Franzosen aus Aegypten wurde die Theilnahme für diese Unglücklichen auf's Neue geweckt, und im Jahre 1804 waren wieder 600 Blinde im Hospital. Hauy's Anstalt kam wieder in Flor. Es wurde ein eigenes Journal für Blinde gegründet, das in der Anstalt erschien. Das Hauy'sche Institut erhielt Zöglinge aus den entferntesten Ländern, selbst aus Amerika, und Professor Hellmann, der nach einer zwanzigjährigen Blindheit noch Zögling des Instituts wurde, lernte in kurzer Zeit schreiben, lesen, rechnen und die Typographie, und versicherte sogar, daß seine Kenntnisse, die er zuvor sich erworben hatte, durch diese Methode an Gründlichkeit und Festigkeit gewonnen hatten. Kaiser Alexander I. von Rußland beauftragte den General Kitrof, die Organisation dieser Stiftung zu untersuchen und von den Unterrichtsmitteln Modelle in russischer Sprache verfertigen zu lassen, was sehr gut ausgefallen ist. Auch dem österreichischen Kaiser wurde von dem Grafen Wallis bei seiner Rückkehr von Paris nach Wien Bericht erstattet. Eine Gesellschaft dieser Blinden gab wöchentlich in öffentlichen Lokalitäten Concerte, die sehr stark besucht wurden. Wie damalige Berichte mittheilen, so waren ungefähr 20 Zöglinge Hauy's verheirathet, 12 davon Hausväter und zugleich Erzieher ihrer sehenden Kinder. Von den darin erzogenen Blinden war le Sueur ein guter Geograph und Mathemathiker, Huard ein gelehrter Mann und guter Buchdrucker, Guillot ein guter Violinist und Componist, und das Institut enthielt 10—12 gebildete Menschen und 30—40 gute Köpfe in der Mechanik. Hauy glaubte auch, daß ein solches Institut von 50 Zöglingen, wenn es gut geführt wurde, die Kosten durch sich selbst aufbringen müßte, und es ist auch wirklich ausführbar, nur muß am Anfang der gute Wille nicht fehlen. Nach Hauy's Abgang von Paris nach Petersburg, 1806, führte der blinde Professor Hellmann die Direction. Die Anstalt wurde in eine öffentliche Erziehungsanstalt für blinde Kinder umgewandelt. Der heiße Wunsch Hauy's, daß die Sache der Blinden auch weiterhin Anerkennung und seine Bestrebungen Nachahmung finden möchten, ging theilweise in Erfüllung. In mehreren Städten Europa's entstanden Institute und das Mutterinstitut zu Paris fand immer mehr Ausdehnung und Würdigung bis auf den heutigen Tag.

Amsterdam.

In demselben Jahre stifteten auch die Freimaurer eine Blinden-Anstalt in Amsterdam, in der die Zöglinge in allen Schul- und wissenschaftlichen Kenntnissen, wie in der Musik und in Handarbeiten Unterweisung finden.

Barby
in der preußischen Provinz Sachsen.

Diese Anstalt ist von den Ständen der Provinz Sachsen zu Ehren des hochseligen Königs gegründet und derselbe hatte ihr als Protektor den Namen „Friedrich-Wilhelms-Provinzialblindenanstalt" gegeben; eröffnet wurde dieselbe i. J. 1858 und zählt gegenwärtig etwa 36 Zöglinge. Außer dem Vorsteher Hebold unterrichten noch ein Lehrer, eine Lehrerin, ein Handarbeitslehrer und der Musiklehrer des dortigen Schullehrerseminars. Durch die Berührung und den Verkehr der Blindenanstalt und des Seminars, können nur beide Anstalten entschieden gewinnen.

Berlin.

Im Jahre 1806 wurde auch in Berlin eine Anstalt für Blinde gegründet, in welcher sie in Schul- und wissenschaftlichen Fächern und in der Musik unterrichtet werden; ebenso werden auch Handarbeiten betrieben. Höheres Interesse erregte die Blindenangelegenheit, als in dem französischen Eroberungskrieg in Deutschland eine beträchtliche Anzahl preußischer Krieger erblindete. Um hier aufzuhelfen, entstanden in mehreren Provinzen der preußischen Monarchie Unterrichts-Anstalten für Handarbeiten, durch welche diese Blinden ihre Unterkunft finden konnten. Auch hatte sich ein Privatverein zur Unterstützung dieser erblindeten Krieger und zur zweckmäßigen Verwendung der für dieselben eingegangenen bedeutenden Zuschüsse gebildet. An der Spitze der Direktion stand ein würdiger Mann, Zeune, welcher ganz der Erziehung sich hingab. Aus seiner Anstalt gingen unter andern zwei Individuen hervor, eine Sängerin und Harfenistin und ein Musiker, welche große Kunstreisen machten und sich heiratheten, obgleich man große Schwierigkeiten ob der Blindheit Beider in den Weg legte. Aus dieser Ehe gingen mehrere Kinder hervor, welche alle gesund und vollsinnig sind.

Die jetzige Blindenanstalt hat ein eigenes Haus in der Wilhelmstraße, worin sich gegenwärtig 30 Zöglinge befinden; ihr steht z. Z. Direktor Ulricy vor, welchem als Mitarbeiter: Lehrer Rösner, als Musiklehrer: Cantor Schmidt, als Arbeitslehrer: Breetz mit dem nöthigen Dienstpersonal zur Seite stehen.

Gegenüber dieser Blindenanstalt befindet sich eine sogenannte Beschäftigungs- oder Versorgungs-Anstalt für erwachsene Blinde, in der aber nur 5 männliche Blinde sind, weil die Blinden es vorziehen, wegen der ihre individuelle Freiheit allzusehr verkümmernden Einrichtungen, außerhalb der Anstalt ihr dürftiges Fortkommen zu suchen.

Sie wird von einem Directorium aus Privaten in Gemeinschaft mit Ulricg geleitet.

Bern.

Eine Gesellschaft von Menschenfreunden gründete auch hier eine Anstalt zum Besten der unglücklichen Blinden. Sie hat sich eines glücklichen Fortschrittes unter der Leitung eines ausgezeichneten Vorstandes zu erfreuen und verspricht eine gute Zukunft.

Braunschweig.

Hier verdankt das Blindeninstitut seine Entstehung dem edlen Menschenfreunde, Professor Lachmann Dr. med. Er zog zur Erreichung dieses edlen Zweckes zuerst Männer und Frauen aus den höchsten Ständen in sein Interesse, die sich zu einem Vereine bildeten, der sich die schöne Aufgabe stellte, theils für Aufbringung der Mittel zur Gründung eines feststehenden Capitals und eines eigenen Hauses für Blinde zu sorgen, theils aus eigenen Mitteln jährlich das Seinige dazu beizutragen. Auch leistet die Regierung alljährlich einen bestimmten Zuschuß.

Die Anstalt steht unter dem herzoglichen Staatsministerium. Dem Magistrate hat das anzustellende Lehr- und höhere Dienst-Personal den Pflichteid zu leisten. Das Institut wie die Verwaltung des Vermögens wird nach den von Lachmann entworfenen Statuten geleitet.

Der vor wenigen Jahren verstorbene Lachmann stand als Director seiner Stiftung selbst vor. Dem Director steht eine aus Pädagogen zusammengesetzte Prüfungs-Commission zur Ueberwachung des Unterrichts und eine Aufsichts-Commission zur Controlle der Oekonomie und der häuslichen Ordnung zur Seite. Außerdem wirken als Lehrpersonal ein sehender und ein blinder Lehrer; ein Arbeitslehrer, eine Pflegemutter, die zugleich den Unterricht in weiblichen Arbeiten zu ertheilen hat, und eine Oekonomie.

Neben der Erziehungsanstalt besteht auch eine Art Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde.

Bremen.

Auch von hier wurde dem Verfasser die freudige Mittheilung, daß eine Blinden-Erziehungs-Anstalt, in Folge seiner dort

gehaltenen Vorträge, errichtet werde. Für's Erste leider in Verbindung mit der Taubstummen-Anstalt, doch steht zu erwarten, daß bald das Unpraktische und daher Verwerfliche einer solchen Vereinigung wird eingesehen werden. Ein nicht unerhebliches Kapital, die „Asverus-Stiftung" genannt, erleichtert das Unternehmen.

Breslau.

Ein Verein wohlthätiger Privaten bemühte sich, eine Erziehungsanstalt zu Stande zu bringen, die die Versorgung der Blinden insbesondere im Auge haben sollte und welcher ein blinder, wissenschaftlich gebildeter junger Mann, Johann Knie von Erfurt, als Lehrer vorsteht, der das Unternehmen durch einen Entwurf einer Erziehungsanstalt für Blinde in Anregung und Ausführung brachte. Er ist verheirathet; seine Frau und eine vollsinnige Tochter besorgen die häuslichen Angelegenheiten der Anstalt.

Bristol.

Nach dem Pariser Muster wurde hier eine ähnliche Anstalt gegründet.

Brünn.

Im Jahre 1813 trat unter der Leitung von Beutel hier eine Privat-Blindenanstalt in's Leben; er lehrte vorzugsweise Musik und außerdem Religion und Rechnen; erstere benutzte er, um Reisen mit den Zöglingen zu machen, angeblich um die Mittel der Anstalt zu vermehren, die er aber, nach den Aussagen seiner Zöglinge, weniger für die Anstalt als zu seinem Privatvortheil verwandte. Beutel wurde beseitigt und jetzt steht der Anstalt ein Curatorium unter dem Vorsitz des Grafen v. Bukuwsky vor. Unter diesem Curatorium hat die Anstalt bedeutend gewonnen; es sind sechs Lehrer, eine Lehrerin und zwei Werkmeister an derselben thätig und haben etwa 30 Blinde Aufnahme gefunden.

Cairo.

In Cairo ist eine große Anstalt für Blinde, worin dieselben ihre Ausbildung erhalten. Nirgends werden sie so geachtet, als in der Türkei, wo ihnen die höchsten Staatswürden offen stehen. Man gibt ihnen, im Bewußtsein ihrer besonderen geistigen Fähigkeiten, Gelegenheit zum Besuche der höheren Unterrichtsanstalten wie der Universität und verschafft ihnen Eingang in das ganze öffentliche Leben. Namentlich werden gebildete Blinde zu religiösen Ver-

richtungen verwendet, sowie sie als Professoren an Hochschulen dociren und überhaupt einen großen Einfluß üben auf die Bildung des Volkes.

Christiania.

Hier wurde im Juni 1861 auf Staatskosten eine Blindenanstalt errichtet. Da die hiesigen leitenden Organe mit der Anstalt in Kopenhagen in genauester Verbindung stehen, so läßt sich von derselben nur das Günstigste für die künftige Lebensstellung der dortigen Blinden erwarten.

Dresden.

Im Jahre 1806 trat unter der Aegide des Herrn Flemming auch in Dresden eine Anstalt in's Leben, welches Unternehmen vom Staate Unterstützung fand. Der Unterricht wurde auf gleiche Weise, wie in den übrigen Blindeninstituten, ertheilt und hat schon Gedeihliches für ihre Zöglinge zu Tage gefördert. Diese Anstalt hat namentlich in neuester Zeit das Meiste geleistet, was für Blinde je geschehen ist zur Brauchbarkeit für's Leben. Leider entfloh ein ehemaliger Vorstand mit Hinterlassung eines Cassendefectes.

Der jetzige Direktor heißt Georgi. Unter ihm gelangte die Anstalt zu einem trefflichen Besitzthume, das aus einem zweckmäßig eingerichteten Gebäude nebst schönem Garten besteht. Die Räume vermögen ohne das Anstaltspersonal 60—100 Blinde aufzunehmen. Hier werden außer der gewöhnlichen Schulbildung die meisten Handarbeiten gelehrt. Georgi hat neben der Anstalt einen sogenannten Unterstützungsfond für die ausgetretenen Blinden durch Wohlthäter geschaffen. Dem Blinden wird nämlich, jedoch nur unter den äußersten Umständen, eine geringe Aushülfe an Geld oder Material zu Theil, deren Werth er aber, sobald er nur irgend kann, wieder an die Anstalt zurückzuerstatten hat. Diese kaum nennenswerthe Unterstützung macht Georgi auch noch davon abhängig, daß er den ausgetretenen Blinden unter die Aufsicht einer von ihm auserwählten Persönlichkeit in dem Orte stellt, wo er sich aufhält, welche mindestens jährlich einmal über sein ganzes Verhalten an den Vorstand der Anstalt Bericht zu erstatten hat, welches Verfahren Georgi als „liebreiche Bevormundung" bezeichnet.

Von der Anschauungsweise, Urtheilsfähigkeit, von dem ganzen Charakter einer solchen den Blinden zu beaufsichtigenden Persönlichkeit hängt dann die fernere Verabreichung der ohnehin nothdürftigen Unterstützung an den Unglücklichen ab. Und leider be-

mühen sich selbst die in jüngerer Zeit erstandenen Anstalten, wie z. B. in Nürnberg 2c., diesem Systeme nachzuahmen.

Edinburgh (in Schottland).

Dieses Institut, das einer Gesellschaft Menschenfreunde, besonders Frauen, seine Entstehung zu danken hat, faßt 100 Zöglinge, nach einem Berichte vom Jahre 1829—30, und ist größtentheils mit Handarbeiten beschäftigt.

Freiburg im Breisgau.

Die im Jahre 1828 in Bruchsal unter der Leitung von Müller errichtete Blindenanstalt wurde 1837 nach Freiburg verlegt und nach dem 1852 erfolgten Tode Müller's, der seitherige Lehrer am Taubstummeninstitut in Pforzheim Seilnacht zum Vorsteher und Hauptlehrer ernannt. Außer diesem sind noch 5 Lehrer, nebst 1 Arbeitslehrer, und 2 Arbeitslehrerinnen angestellt; das Dienstpersonal besteht aus 5 Personen. Die Zahl der Zöglinge beträgt 24 Knaben und 15 Mädchen. Das Kapital der Anstalt ist durch milde Stiftungen auf über 35,000 fl. angewachsen. Die Privatwohlthätigkeit sorgt für ausgetretene Zöglinge durch eine 1848 gegründete „Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde."

Friedberg.

Der erste Aufruf zur Gründung einer Blindenanstalt in Friedberg erging im Jahre 1849 und fand so lebhaften Anklang, daß die Anstalt schon in demselben Jahre den ersten Zögling aufnehmen konnte. Mit der Zahl der Zöglinge wuchs auch die Einnahme, so daß der Begründer Schäffer, der seine seminaristische Ausbildung in Benken bei Basel erhalten, sich veranlaßt sah, seine Beschäftigung als Taubstummenlehrer aufzugeben, um sich ausschließlich der neuen Anstalt zu widmen. In diese finden nur 30 Blinde Aufnahme und werden dieselben vorzugsweise dazu verwandt, durch angestrengte Arbeit die Einnahme der Anstalt zu vermehren, daher dem eigentlichen Schulunterrichte nur wenig Zeit gewidmet wird.

Gmünd.

Die Anstalt von Taubstummen, welche in Gmünd im Württembergischen von Herrn Alle seit Jahren unterhalten wurde, gab die Veranlassung zur Errichtung eines gemeinschaftlichen Taubstummen- und Blindeninstituts, mit welchem ein Asyl als Beschäftigungsanstalt verbunden wurde. Es gibt Vereine in Würt-

temberg, welche die Arbeiten der Blinden unentgeltlich in Commission zum Verkauf nehmen. An der Spitze dieser Anstalt, die eine private, steht ein Verwaltungsrath. Sie verarmte fast in Folge eines Cassendefectes, den sie durch einen entflohenen Vorstand des Verwaltungsrathes erlitt. Der Cassendefect betrug 20,000 Fl. Die Regierung, wie das königliche Haus, geben jährliche Beiträge zur übrigen Privatwohlthätigkeit, auf der das Institut beruht, das mit dem Asyl ungefähr 20 bis 30 Blinde aufnimmt.

Hamburg.

Hier erhob sich durch Private ein Institut durch Richard, einen gebildeten Blinden. Es bestand schon früher ein solches, welchem ein Sehender vorstand, welches aber in Folge der Gründung von Richard's Institut einging und größtentheils mit dem des Letzteren sich vereinigte. Die Regierung unterstützt das Unternehmen.

Hannover.

Pastor Schläger in Hammeln und Hofrath Dr. Holscher in Hannover legten besonders im Jahre 1836 den Grund zu der jetzt daselbst ansehnlichen Erziehungs- und Bildungsanstalt für Blinde. Sie und mit ihnen noch andere edle Menschenfreunde veranstalteten Privatsammlungen, welche sich mit den Zuschüssen von Seite der Regierung so mehrten, daß ein eigenes, zweckmäßig eingerichtetes Gebäude mit Garten hergestellt werden konnte. An diese Anstalt wurde der Schwager des Georgi in Dresden, Dr. Flemming als Director berufen. Er wird von dem nöthigen Lehrer- und Dienst-Personal unterstützt. Die Anstalt wird nach denselben Prinzipien wie die Dresdener geleitet, und nach diesen in derselben gelehrt und unterrichtet.

Japan.

Auch im japanesischen Reiche ist für Blinde gesorgt. Kaum sollte man es glauben, daß in Ländern, denen man alle Civilisation absprechen zu müssen glaubt, gerade am meisten für Blinde Sorge getragen wird. Hier bildet das Institut gleichsam einen Staat im Staate. Ein General-Vorstand steht als Gesetzgeber und Herr über Leben und Tod an der Spitze der Anstalt. Ungefähr 3—4000 Blinde sind in derselben vereinigt, deren Beschäftigung in die verschiedensten Zweige der Cultur getheilt ist. Ein eigenthümliches Gesetz, das glücklicherweise selten oder nie Anwendung findet, charakterisirt das Wesen und das Verhältniß dieser

Anstalt. Die Erziehungszeit dauert nämlich 6 Jahre. Wer binnen dieser Zeit für gar keine Beschäftigungsweise sich ausbildet, der wird enthauptet.

Kiel.

Hier bildete sich in Folge der vom Verfasser in der dortigen Universitäts-Aula gehaltenen Vorträge über die Hebung des Blindenwesens ein Verein aus allen Ständen zum Zwecke der Errichtung eines Blinden-Erziehungsinstitutes für Schleswig-Holstein, der sich nach einem vom Verfasser entworfenen Schema über ganz Holstein verzweigte, und schon im Jahre 1862 mit dem Monat Mai eine Anstalt in Kiel in's Leben rief, die zur Zeit 20 Zöglinge mit dem nöthigen Anstaltspersonal birgt.

Kopenhagen.

Im Jahre 1811 gründete ein Zweig der Freimaurer, „Kette" genannt, eine Erziehungsanstalt für Blinde in Kopenhagen. Da der Raum der älteren Blindenanstalt nicht mehr ausreichte, erbaute die Kette mit einem Aufwande von 60,000 Thlrn. ein neues Haus; um dem Unternehmen eine Ausdehnung und Wirksamkeit für die Erziehung der Blinden im ganzen Königreiche zu geben, veranlaßte die Kette die Regierung zur Uebernahme der neuen Anstalt, die zur Aufnahme von 60—80 blinden Kindern berechnet ist. Nach erhaltener neuer Organisation durch die Regierung, wurde die Anstalt im November 1858, ausgestattet mit einem Lehrerpersonal von 13 Personen und 9 Dienstboten eröffnet. Zweck der Anstalt ist, nach dem Grundsatz der Kette: daß jedem Blinden im Königreiche die Gelegenheit geboten werde, seine Anlagen und Kräfte auszubilden, daß er den Mangel des Auges möglichst wenig empfinde, mit einem Worte: sie will, daß jeder Blinde im Königreiche sich geistig und körperlich wohlfühle. Mit einem Aufwandte von 22,500 Thlr. hat die Kette im Jahre 1861 eine Vorbereitungsschule für blinde Kinder errichtet, an welcher die aus der königlichen Anstalt hervorgehenden blinden Mädchen als Erzieherinnen verwendet werden. Die Kosten der Blindenanstalt werden zur Zeit jährlich 15,000 Thlr. betragend, von der Regierung bestritten. Die Zahl der Blinden in der dänischen Monarchie beträgt nach der neuesten Statistik 2264.

Lausanne.

In der hiesigen Anstalt werden in neuerer Zeit in Bezug auf die Lebensstellung der Blinden ähnliche Zwecke erfolgt, wie durch die Genossenschaft der Blinden in London und Kopenhagen.

Linz.

Hier wurde nach dem Muster Klein's eine Anstalt gegründet, der Herr Westermeyer vorsteht, welcher mit vielem Eifer diesem schwierigen Geschäfte sich hingibt.

Liverpool.

Das erste Blindeninstitut in England wurde zu Liverpool im Jahre 1790 von einem Privatmanne errichtet. Der Unterricht in diesem Institute ist blos auf Handarbeiten und Musik beschränkt. Die Blinden wohnen nicht in der Anstalt, sondern lernen und essen nur daselbst.

London.

Nach dem Muster von Liverpool wurde auch in London im Jahre 1800 eine Anstalt für Blinde errichtet. Die Kinder werden hier in Religion, Handarbeiten und Musik unterrichtet, und besonders im Bibellesen in erhabener Druckschrift unterwiesen. — Ebenso wurden Zweiganstalten in einigen Kirchspielen der Stadt errichtet. 300 Zöglinge ungefähr sind untergebracht.

Vor wenigen Jahren wurde vorzugsweise durch Blinde daselbst eine Blindenassociation hervorgerufen, die zur Zeit nicht weniger als 56 blinde Männer und Frauen beschäftigt, und die von Blinden verfertigten Arbeiten durch einen besonderen Verkaufsladen, der lediglich nur die Produkte von Blinden führt, an die Käufer bringt. Hier findet man Körbe, Korbstühle, Matten aus Kokusnuß-Fasern geflochten, überflochtene und übersponnene Reitgerten, Darmsaiten, Matrazen, Bürsten, Spinnereien aller Art, Klöppel-Arbeiten, Flechtereien in Stroh, Weiden, Rohr, Schilf, Draht ꝛc., verschiedene Gewebe, verfertigte Schuhe, kurz Arbeiten aus fast jedem Handwerke, wobei das Tastorgan den Mangel des Gesichts zu ersetzen vermag. Diese Blindenassociation setzt selbst diejenigen ihrer leidenden Mitmenschen in Thätigkeit, welche kein besonderes Geschäft erlernt haben: 16 von solchen sind blos damit thätig, die Waaren zu veräußern, Bestellungen einzuholen und solche zu befriedigen.

Lyon.

Auch hier ist nach Hauy's Muster ein Institut errichtet worden.

Mailand.

Dieses Institut hat eine sehr große Ausdehnung gefunden. Alle Unterrichtszweige werden darin betrieben, alle fremden Sprachen und dergleichen. Doch werden die Zöglinge mit Dingen ge-

plagt, die rein Gegenstand der Charlatanerie sind, wie z. B. Farben zu errathen und dergleichen, was in jedem Institute vermieden werden sollte.

Marseille.

Auf gleiche Weise wie in Lyon entstand ein Institut in Marseille.

München.

Schon im Jahre 1816 wurde eine Anstalt in's Leben gerufen zu Regensburg, aber der mit der Gründung betraute Robertson, ein Engländer, entfloh mit der Casse. Diese Anstalt wurde wieder aufgenommen durch die Munificenz Seiner Majestät des Königs Ludwig von Bayern im Jahre 1826. Der Grund derselben war Erziehung der Blinden, nach deren Vollendung sie wieder mit verhältnißmäßiger Unterstützung in die Heimath zu befördern seien, um dort Gelegenheit zur praktischen Ausübung des im Institute Gelernten zu finden. Nachdem aber beabsichtigt worden war, mit der Erziehungs- zugleich eine Beschäftigungsanstalt zu verbinden und die Blinden lebenslänglich darin zurückzubehalten, so wurde auf Allerhöchsten Beschluß die Erziehungsanstalt, welche damals in Freising sich befand, nach München verlegt, ein eigenes Gebäude aufgebaut, und zugleich eine Beschäftigungsanstalt darin angelegt, in welcher die Blinden jedoch nur so lange verbleiben können, als sie gesund und kräftig und daher der Anstalt nützen; im andern Falle werden sie, mögen dieselben auch schon eine Reihe von Jahren der Anstalt ihre Kräfte gewidmet haben, ihren Gemeinden wieder überwiesen. Diese Anstalt birgt nach dem jetzigen Einrichtungsverhältniß hinsichtlich der Lokalität und der Mittel 90 bis 100 Zöglinge. Da aber Oberbayern allein schon gegen 500 Blinde laut statistischen Nachrichten zählt, von denen doch mindestens jährlich 50 erziehungsfähig sind, so ist es unmöglich, diese Wohlthat auch den übrigen bayerischen Blinden zukommen zn lassen. Allerdings ist der Erfahrung, daß, wie ärztliche Beobachtungen nachweisen, in Anstalten selten ein Blinder das 40. Jahr überlebt, eine traurige Hoffnung gegeben, daß nach und nach mit dem Ableben einzelner Blinden andere in der Anstalt wieder Platz finden; aber wie hemmend eine solche Einrichtung auf das ganze Blindenwesen einwirkt, liegt auf der Hand.

In der Münchener Anstalt werden die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände gelehrt nebst Handarbeiten und Musik.

Seine Majestät König Ludwig interessirte sich noch leb-

haft für diese Schöpfung und verbesserte sie durch namhafte Privatunterstützungen.

Nicht unbedeutende Kräfte, sowohl in wissenschaftlicher als musikalischer Beziehung, haben schon dieser Schöpfung des edlen Königs ihre Entwickelung zu verdanken, und die junge Anstalt, die nur einer durchgreifenden Reform zu unterwerfen ist, verheißt große Hoffnungen für die Zukunft.

Neapel.

Auf dieselbe Weise wurde auch in Neapel für die unglücklichen Blinden gesorgt.

Nürnberg.

Durch mehrjährige Anregung und Gewinnung mehrerer edler Menschenfreunde durch den Verfasser entstand am 19. Juli 1854 die dortige Blindenanstalt, die ursprünglich nach dessen Prinzipien organisirt wurde. Vorstand des Comité's ist Kaufmann Zahn; in pecuniärer Hinsicht hat Fabrikant Zeltner das Unternehmen sehr gefördert, durch ihn hauptsächlich wurde der Anstalt ein fließendes Kapital von 15,000 Fl. an Beiträgen, Legaten ꝛc. gesichert.

Die Anstalt wurde mit 6 Zöglingen eröffnet; beim Abgange des Verfassers (Mai 1856) befanden sich 9 Zöglinge in der Anstalt (6 Knaben und 3 Mädchen). Haus-Vater an der Anstalt ist gegenwärtig der Volksschullehrer Böhmländer; ihm steht ein Gehilfe mit dem nöthigen Personal bei.

Paderborn.

Auch hier wurde eine Anstalt errichtet, größtentheils nach dem Muster der Münchener Anstalt.

Peking.

Eine ähnliche Anstalt, die 2000 Blinde enthält, ist auch im chinesischen Reiche zu Peking.

Pesth.

Auch in der Hauptstadt Ungarns wurde eine Anstalt gegründet, welche unter der Leitung eines Herrn Dorytscheck in bestem Zustande sich befindet.

Philadelphia und Boston.

Hier sind großartige Institute für Blinde, welche in erhabener Schrift religiöse Bücher besitzen. Die Zöglinge müssen die Bibel lesen und sie ist ihr vorherrschendes Buch. Ein Comite steht an

der Spitze, aus Privaten bestehend, welches sich wöchentlich in das Institut begibt und die Fleißigsten belohnt. Ueberhaupt ist für die Erziehung und Versorgung der Blinden in Nordamerika auf umfassende Weise Sorge getragen. Blinde werden als Lehrer verwendet und auf andere Weise im bürgerlichen Leben untergebracht und versorgt. Die Engländer trugen mit der Cultur zugleich die Ideen der Erziehung selbst der unglücklichen Blinden in alle Länder.

Petersburg.

Der bekannte Blindenfreund Valentin Hauy wurde, wie schon oben erwähnt, nach Petersburg berufen, um die Gründung eines Blindeninstituts zu leiten, nachdem schon vorher verschiedene Vorrichtungen nach dem Muster der Pariser Anstalt anzufertigen, vom Kaiser Alexander I. befohlen war. Diese Anstalt trat nun unter dem Schutze des Kaisers im Jahre 1809 wirklich in's Leben. Der größte Theil der Zöglinge wird auf öffentliche Kosten, der übrige aber auf Rechnung ihrer Eltern erzogen. Diese Anstalt befindet sich, nach den neuesten Nachrichten, nicht in besonders günstigen, fortschreitenden Verhältnissen.

Prag.

Im Jahre 1808 gründete ein Privatverein ein Institut für blinde Kinder und Augenkranke, deren Heilung durch Operation neben dem Unterricht der Zöglinge in Schulkenntnissen, Handarbeiten und Musik in demselben stattfindet.

Schaffhausen.

Ein blinder, aber in Folge einer glücklichen Operation wieder sehend gewordener junger Mann, Altdorfer in Schaffhausen, stiftete im Jahre 1811 eine Verbindung zur Unterstützung der Blinden, welche durch milde Beiträge schon ein ansehnliches Capital besitzt und bereits viele Blinde zu unterstützen im Stande ist.

Stettin.

Zu der in Neu-Torney bei Stettin errichteten Anstalt gab im Jahre 1850 den Anstoß der blinde Groepler aus Dessau, der sich seine Vorkenntnisse in der früher zu Halle bestandenen Blindenanstalt erworben. Wesentliche Unterstützung fand er nicht nur durch das Cultusministerium, sondern vorzüglich durch die menschenfreundliche Unterstützung des Rittergutsbesitzers Herrn von Borcke auf Krienke und Altwigshagen, welcher gleich bei ihrem Entstehen ein Geschenk von 1000 Thalern machte, dem er noch

weitere 5000 Thaler hinzufügte; sowie denn auch von andern Privatleuten bedeutende Beiträge der Anstalt zugewendet wurden. Groepler begann seine Thätigkeit mit einem Blinden, und hatte die Freude, daß trotz vieler Schwierigkeiten die Zahl der Blinden zunahm, so daß sich jetzt in derselben 28 blinde Knaben befinden und in der für blinde Mädchen bestimmten Anstalt deren 15 Aufnahme gefunden haben. Die Anstalt führt seit 1852 den Namen „Pommersche Blindenanstalt."

Stockholm.

Vor 50 Jahren stiftete P. A. Borg ein allgemeines Institut für Blinde und Taubstumme; für erstere wurde aber, da das Verwerfliche einer solchen Vereinigung sich bald herausstellte, eine eigene Anstalt errichtet, welcher der Reichstag des Jahres 1844—1845 einen Staatsbeitrag von 2812 Thaler bewilligte, den er 1859 auf 4500 Thaler erhöhte; das Fehlende wird durch Privatbeiträge zugeschossen; außerdem werden auf Kosten des Königs ein Blinder, auf den der Königin Wittwe zwei Blinde und durch besondere Legate drei Blinde unterhalten. — Es befinden sich in der Anstalt 39 Blinde, von denen nur vier ihre Kosten selbst tragen. Die Zahl der Blinden im ganzen Lande ist 2538, von denen also nur sehr wenige sich einer Erziehung aus Staatsmitteln erfreuen können.

Stuttgart.

Dieses Institut hat ebenfalls der Privatwohlthätigkeit seine Entstehung und den Fortbestand zu verdanken. Es wird geleitet von dem Volksschullehrer Wagner, der sich der Sache angenommen hat.

Versailles.

Hier errichtete Herr Fournier, ein Blinder, einer der vorzüglichsten Zöglinge Hauy's, den er nach Petersburg begleitet hatte, wo er sich längere Zeit aufhielt, ein Pensionat für blinde Kinder, dem er selbst vorstand.

Warschau.

Auch hier gab eine Taubstummenanstalt, welche vom Rector Falkowsky aus eigenem Antrieb errichtet und von einer Provinzialstadt nach Warschau verlegt wurde, Veranlassung zur Gründung eine Blinden-Anstalt, die mit der Taubstummen-Anstalt verbunden wurde.

Wien.

Das große Blindeninstitut zu Wien verdankt dem edlen Klein, welcher demselben eine Reihe von Jahren als Director vorstand, sein Entstehen. Im Jahre 1804 entschloß er sich, einen Versuch zu machen, blinde Kinder zu erziehen und sie in gewöhnlichen Lehrgegenständen und Handarbeiten auf eine ihrem Zustande angemessene Weise zu unterrichten. Er nahm zu dem Ende im Monat Mai einen neunjährigen, von der ersten Jugend an blinden Knaben, zu sich und fing an, denselben nach einer selbst ausgedachten Methode, denn die Hauy's war damals noch nicht bekannt, zu unterrichten. Er war genöthigt, in den meisten Fällen die Hülfsmittel zum Unterrichte selbst zu erfinden und zu fertigen, und sich so nach und nach dem Ziele zu nähern, das er sich vorgesteckt hatte. Diese Probe gelang vollkommen. In dem ersten Jahre schon wurde diesem Knaben das Lesen erhabener Schrift durch's Gefühl beigebracht, das Schreiben einer leserlichen gewöhnlichen Handschrift, die vier einfachen Rechnungsarten mit der Rechenschnur und im Kopfe. Ebenso lernte er die Anfangsgründe der Geographie mit erhaben gezeichneten Landkarten und fühlbare Noten zum Singen und Harfenspielen kennen. Als Handarbeiten hatte er in dieser Zeit das Stricken, das Schnurmachen, das Netzmachen und die Papparbeit erlernt. Die ganze Bildung des Zöglings entsprach den Hoffnungen des edlen Erziehers, und als er durch eine öffentliche Prüfung die allgemeine Theilnahme des Publikums erregte, wurde im Jahre 1808 der Unternehmer durch die Staatsverwaltung in den Stand gesetzt, sich diesem Berufe ausschließend zu widmen; es wurden demselben mehrere blinde Kinder auf öffentliche Kosten übergeben, die Anstalt erhielt einen eigenen Fond und ein Haus mit Hofraum und Garten. Die Unterrichts- und Arbeitsgegenstände wurden von den Zöglingen mit Eifer erlernt und betrieben, je nachdem sie Fähigkeiten und Kenntnisse hatten, oder nach ihren Verhältnissen und künftigen Bestimmungen die eine oder andere Richtung verfolgt wurde. Für einen Zögling wurden 300 fl. C.-M. bezahlt, und aus allen Ländern und Provinzen der österreichischen Monarchie sowohl, als auch aus fremden Ländern, wie aus Alexandrien in Aegypten, wurden blinde Kinder in das Institut gebracht. Das Institutsgebäude ist sehr zweckmäßig eingerichtet und befindet sich in der großen Steingasse nächst der Mariahilfer Linie. Aus demselben gingen schon viele gebildete Blinde hervor, unter andern namentlich der Musik-Director Zakreis, welcher ein ganzes Musikchor von Blinden dirigirt, mit welchem er Kunstreisen unternommen hat,

und z. B. auch in München mit vielem Beifall mehrere Produktionen aufführte. Er ist Compositeur, und seine Mitglieder zählen ausgezeichnete Musiker in ihrem Corps. Das Lehrpersonal besteht, außer dem Director, aus 3 Lehrern für den Schulunterricht, 3 Musiklehrern, 4 Arbeitslehrern, 3 Arbeitslehrerinnen und 1 Turnlehrer; die Dienerschaft aus 3 männlichen und 7 weiblichen Personen. Die Zahl der Zöglinge, 37 männliche und 24 weibliche, ist im Ganzen 61.

Würzburg.

Gegründet im November 1852 durch den Grafen von Bentheim-Tecklenburg, welcher ein Comité bildete. Inspector der Anstalt ist ein Domcapitular; Lehrer an derselben ist ein äußerst strebsamer, für das Blindenwesen sehr warm fühlender junger Mann, Namens Marschall. Die Anstalt wird durch einen Verein, dessen Mitglieder monatlich 5—12 kr. zahlen, aus namhaften Stiftungen und Zuschüssen von einer hohen Königlichen Regierung unterhalten.

Zürich.

Im Jahre 1809 entstand in Zürich eine Anstalt. Dr. Hirzel, Präsident der Hülfsgesellschaft, war der Gründer derselben, und ein Blinder Namens Funk, war zum ersten Lehrer der Anstalt ernannt. Der Unterricht bestand ebenfalls in Schulkenntnissen, Handarbeiten und Musik. An der Gründung betheiligten sich besonders die Geistlichen, welche durch einen Aufruf Hirzel's dafür gewonnen wurden. Eine Zählung der Blinden ergab das Resultat von 261 Blinden unter 195,000 Einwohnern.

Anmerkung: Deutschland hat circa 24 Blindenanstalten die zusammen 1000 Blinde zu bergen vermögen, eine Zahl, welche bei weitem dem Bedürfnisse für die vorhandenen erziehungsfähigen Blinden nicht entspricht. Nach einer Statistik des Professors Lachmann und des Blinden-Directors Hindsch hat Deutschland über 36000 Blinde, und darunter sind mindestens 6000 erziehungsfähig. — Europa hatte im Jahre 1864 40 Blindenanstalten, Nord-Amerika 6.

VI.

Gründungs-Plan von Blinden-Anstalten.

§. 1. Die Gründung von Blinden-Anstalten soll in jedem Lande von einem Vereine von Menschenfreunden unter dem besondern Schutz der einzelnen Regierungen übernommen und der Anfang der Institute, je nach den Verhältnissen und Mitteln, mit 20—30 aufzunehmenden blinden Landesangehörigen gemacht werden; die Aufnahme Vermögensloser selbst wird, ohne einen andern Unterschied, nach Würdigkeit und Dürftigkeit bestimmt, bis der Stand der Anstalt es erlaubt, alle blinden Landesangehörigen aufzunehmen.

§. 2. Die einzelnen Gründungsvereine übernehmen die Geschäfte unentgeltlich unter der Leitung eines besonderen Ausschusses, der dem Vereine Rechenschaft schuldig ist, die in einem jährlichen Bericht und in Einsicht in die Papiere und den Stand des Vermögens der Anstalt besteht.

§. 3. Das Institut scheidet sich in ein männliches und weibliches, welche beide aber in Beziehung auf den Schulunterricht so lange vereinigt sind, bis der Umfang eine Trennung zuläßt. Die Scheidung des Unterrichts tritt nach Umständen bei der Wahl des Berufes ein.

§. 4. Der Wirkungskreis der Institute besteht in der Ertheilung des gewöhnlichen Schulunterrichts, der auf Gemeinnützigkeit beruht. Die einzelnen Lehrgegenstände, welche in drei Klassen abgehandelt werden, sind folgende:

1. Religionsunterricht (Glaubenslehre, biblische Geschichte, Religions- und Kirchengeschichte),
2. Deutsche Sprache,
3. Schreibekunst,
4. Rechenkunst,
5. Geographie,
6. Vaterlandsgeschichte,
7. Allgemeine Geschichte,

8. Naturgeschichte,
9. Naturlehre, populäre Chemie,
10. Gewerbskunde mit Landwirthschaftslehre,
11. Französische und englische Sprache,
12. Musik,
13. Turnen, Schwimmen.

Dieser Unterricht wird vom 6. Jahre bis zum 12. ununterbrochen ertheilt, vom 12. bis 18. Jahre die Fortbildung nach Maßgabe der Berufsverhältnisse geordnet.

§. 5. Die Handarbeiten werden in einer eigenen Arbeitsschule gelehrt und gefertigt und sollen in größtmöglicher Mannigfaltigkeit geboten werden; diese wird nach Maßgabe der Fähigkeiten und Neigung sowohl, als nach dem Grade der Nützlichkeit geregelt.

§. 6. Wenn für einzelne Handarbeiten keine Gelegenheit zum Unterricht gegeben ist, so hat die Anstalt zu sorgen, daß die Zöglinge in den einzelnen Industriezweigen außerhalb der Anstalt Unterweisung finden.

§. 7. Bei der größern Ausdehnung der Wirksamkeit des Instituts soll besondere Rücksicht auf landwirthschaftliche Kultur genommen werden, wozu jede Gelegenheit zu ergreifen ist. Zu dem Zwecke sollen die Institutslokalitäten wo möglich auf dem Lande oder zunächst der Stadt mit kleineren oder größeren Oekonomieen in Verbindung stehen, so daß Ackerbau- und Industrieschulen sich gegenseitig die Hand bieten zur Hebung der Anstalt. Besonders nothwendig ist der Besitz eines Gartens für die Zöglinge.

§. 8. Die aus der Anstalt hervorgegangenen Produkte sind theils in einem eigenen zur Anstalt gehörigen Verkaufslokale zu veräußern, theils verschiedenen Menschenfreunden im ganzen Lande in Commission zu geben, doch so, daß dieselben keine Provision dafür beanspruchen, sondern das Geschäft neben ihrem eigenen rein aus Liebe zu der guten Sache besorgen. Die Rührigkeit in dieser Beziehung soll besonders Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit von Seite der leitenden Organe sein, und überhaupt die ganze Anstalt ein reges Leben nach allen Seiten hin entfalten.

§. 9. Ist die Erziehung für abgeschlossen zu erkennen, so besteht die Sorge der Anstalt darin, daß die einzelnen Glieder einer sichern Lebensexistenz zugeführt werden. Diese kann sowohl innerhalb der Anstalt in irgend einem Beschäftigungszweige, der sich bis zum selbstständigen Institutslehrer und noch weiter ausdehnen kann, als auch außerhalb derselben gesucht werden. Der freie Wille, gewonnene Kenntnisse und Fertigkeiten und der Zweck der Anstalt, deren Glieder in einer gewissen moralischen Ver-

pflichtung zu ihr stehen, treten hier bestimmend auf, und die Weisheit und Humanität der Leitung der Anstalt wird diese Frage zum Besten der einzelnen Glieder wie des Ganzen lösen helfen.

§. 10. Die Anstalt soll dem Blinden eine stets willkommene Zufluchtsstätte, ein Asyl sein.

§. 11. Der Geist der Anstalt soll der des wahren Familienlebens sein. Geistige und physische Pflege soll in gleicher Weise genährt werden.

§. 12. Zu diesem Ende sollen Männer gewählt werden, deren Kenntnisse und Erfahrungen zur Hoffnung berechtigen, daß die Anstalt wirklich ihren menschenfreundlichen Zweck erreicht, der eben dahin geht, durch Erziehung und Unterricht die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten nach und nach allen Blinden für das Leben mitzugeben. Die Wahl der Leitung der Erziehung und des Unterrichts bestimmt der Verein durch seine Organe nach dem Bedürfniß der Anstalt und den zu Gebote stehenden Mitteln.

§. 13. Oberster Grundsatz der Erziehung muß sein, keine träge Ruhe zu dulden, sondern die Zöglinge beständig in Thätigkeit zu erhalten, sei es durch eine einträgliche Arbeit, oder durch lebendige Spiele (Leibesübungen). Bei der Erziehung und dem Unterrichte soll ferner der Grundsatz gehandhabt werden, daß das ältere Glied das jüngere, das befähigtere das minderbegabte unterstütze und lehre, wodurch einerseits die mühsame Aufgabe des Lehrers erleichtert, andererseits das Institutspersonal selbst zum Besten der Anstalt verringert werden kann und noch besondere Vortheile bezüglich der Gründlichkeit und Fertigkeit der gewonnenen Kenntnisse erwachsen.

§. 14. Die verschiedenen Unterrichtsmittel, Arbeitswerkzeuge und Maschinen sollen, wenn sie nicht im Institute selbst gefertigt werden können, von den verschiedenen Handwerkern gewonnen werden. Das Institutslokal selbst kann in jedem beliebigen Gebäude, das die Räumlichkeiten bietet, angebracht werden, so daß der Bau eines besonders eingerichteten Gebäudes die Mittel der Anstalt nicht zu erschöpfen braucht, denn der Blinde findet sich in jedem Hause zurecht, und es wäre gegen das Interesse der baldigen Hebung des Blindenwesens, einer unbegründeten Befürchtung das Wohl so Vieler, deren Loos um so früher verbessert wird, zu opfern.

Muster der Vereinfachung der Institutslokalitäten und deren Einrichtung liegen vor, man darf sie nur in die Hand nehmen, um mit wenigen Mitteln das ganze Institut zweckmäßig herzustellen.

Ein Lehrzimmer und ein Arbeitszimmer, wenn sie in einer gesunden Lage sich befinden, sind für die Zöglinge hinreichend, wobei das Lehrzimmer zugleich für das Schlafzimmer durch zweckmäßige Einrichtung, wenn es anfänglich an Raum gebricht, hergerichtet werden kann, wie es in manchen Instituten in Paris mittelst Hängematten und dergleichen geschieht.

§. 15. Die Hausgesetze sind folgende:

a) Die Zöglinge des Instituts stehen zugleich mit den übrigen Angehörigen des Hauses im Sommer um halb 6, im Winter um halb 7 Uhr auf.

b) Den älteren Institutsangehörigen bleibt es unbenommen, früher aufzustehen, um irgend ein wichtiges Geschäft innerhalb der ihnen angewiesenen Thätigkeit zu verrichten.

c) Nachdem sie angekleidet und gewaschen sind, wird Musterung wegen der Reinlichkeit gehalten, zu welchem Zwecke sie in besonderer Ordnung aufgestellt werden.

d) Hierauf folgt das gemeinschaftliche Morgengebet, an welchem alle Angehörigen des Hauses Theil zu nehmen haben, woran sich das gemeinschaftliche Frühstück reiht.

e) In einer halben Stunde muß das ganze Institut den Geschäften obliegen, je nach den verschiedenen Pflichten, die das einzelne Glied zu erfüllen hat. Die einzelnen Abtheilungen der Geschäftsstunden werden durch ein Zeichen mit der Glocke regulirt.

f) Die Zwischenzeit vom Frühstück bis 8 Uhr wir der bloßen Uebung in Handgriffen bei den verschiedenen Arbeiten und in der Musik gewidmet.

g) Um 8 Uhr fängt der Unterricht an und dauert bis 10 Uhr.

h) Von 10—10½ Uhr freie Bewegung, 10½—11½ Uhr nützliche Beschäftigung.

i) 12—1 Uhr Erholungszeit.

k) 1—2 Uhr Unterricht.

l) 2—4½ Uhr Beschäftigung.

m) 4½—5 Uhr gymnastische Uebungen.

n) 5—5¼ Uhr Nachmittagsbrod.

o) 5¼—6 Uhr Vorlesung.

p) 6—7 Uhr Unterhaltung in Gesprächen und Spielen.

q) 7—7½ Uhr Abendessen.

r) 7½—9 Uhr Sprachübungen unter einander.

s) 9 Uhr gehen die Zöglinge unter besonderer Beaufsichtigung zu Bett.

§. 16. In alle diese abwechselnden Unterrichts- Beschäftigungs- und Erholungsstunden theilen sich die Glieder des Institutspersonals bezüglich der Aufsicht, worüber der als Director an der Spitze stehende Lehrer die Oberaufsicht führt.

Ebenso wird das Personal, welches von den ältern Blinden darin unterstützt wird, die Ordnung im Hause aufrecht zu erhalten haben, wofür ein angemessenes Honorar geleistet wird. Hat das Institut eine dem Zwecke entsprechende Ausdehnung gewonnen, so beschäftigt sich der Director ausschließlich mit der Leitung des Instituts und der Beförderung der Anstaltszwecke.

Ihm zur Seite steht ein Hausvater, der als Bürgersmann durch irgend ein Geschäft der Anstalt nützen, so wie dessen Frau sich mit der Pflege der weiblichen Blinden beschäftigen kann.

§. 17. Vom sechszehnten Jahre an, in welchem die Schulerziehung abgeschlossen ist, wird die Zeit auf Arbeit und Verdienst verwendet, doch sind Vorlesestunden zur weitern Ausbildung, so wie einzelne Stunden der Woche zum Unterricht und zur Unterweisung in der Gewerbs- und Industrielehre bestimmt.

§. 18. Die Vergehen innerhalb des Hauses werden nach dem Verhältnisse der Familie beurtheilt und mit angemessenen bestimmten Strafen belegt, die mit dem Grade des Vergehens in Proportion stehen. Väterliche Ermahnungen und Belehrungen, sowie ein streng beobachtetes Familienleben werden gröbere Fehler gegen die Haussittengesetze zu verhüten vermögen; im Gegentheil wird gebührende Rüge und Strafe die Verletzung des Gesetzes sühnen, wobei die Besserung Hauptgrundsatz ist.

§. 19. Die höchste Strafe ist die Schmälerung der gewöhnlichen Kost, zeitgemäße Absonderung von der Gesellschaft der Mitgenossen und Freunde. Sollte es nöthig sein, einen Zögling wegen häufiger Uebertretung und Nichtachtung der Hausgesetze, wegen unverbesserlichen Unfleißes, hartnäckigen Ungehorsams gegen seine Vorgesetzten und dergleichen aus dem Institute zu entfernen, so soll diese Entfernung auf Antrag des Directors unter Beisein und Anhörung des ungesitteten Zöglings vom leitenden Ausschuß als zeitweise Strafe beschlossen werden.

Doch kann der Zögling nach erfolgter Besserung wieder um Aufnahme nachsuchen. Diese Entfernung geschieht jedoch nur in dem Falle, wenn das Institut keine Gelegenheit findet, den zu strafenden Zögling innerhalb der Anstalt angemessen durch Absonderung zu strafen und wenn diese daher außerhalb derselben gesucht werden muß.

§. 20. Der Besuch der Anstalt von Seiten der Eltern ist jederzeit gestattet. Es ist sogar der Letztern Pflicht, daß sie ihre

Kinder für die Pflichten gegen die Anstalt anzueifern und zu gewinnen suchen; doch müssen sich dieselben zuvor beim Director der Anstalt oder dessen Stellvertreter melden.

§. 21. Der Gottesdienst wird theils im Institutsgebäude gefeiert, theils und zwar wöchentlich einmal oder mehrmals (was von der Gelegenheit der Nähe einer Kirche abhängt) in der zunächst liegenden Kirche abgehalten. Sonn- und Feiertage werden theils zum Gottesdienst, theils zu Vorlesungen und Gesprächen, sowie zu Unterhaltungen, welche vorzugsweise in gymnastischen Uebungen und kräftigen Spielen, im Sommer auch im Schwimmen bestehen sollen, verwendet, um wieder die kommenden Wochentage mit frischen geistigen und physischen Kräften zu beginnen und muthvoll weiter zu bauen zur möglichst großen Selbstständigkeit im Wirken.

§. 22. Der Besuch von Bekannten und Verwandten an Sonn- und Festtagen ist nur nach vorheriger Anzeige beim Director gestattet.

§. 23. Die Gesundheitspflege hat ein eigener Arzt zu besorgen, der dieses Geschäft gegen mässiges Honorar oder nach Umständen unentgeltlich übernimmt.

§. 24. Jährlich wird eine Prüfung im Institute abgehalten und der Bericht des Standes des Unterrichts mit dem Berichte über den Stand des Vermögens verbunden.

§. 25. Die Ferien dauern 4 Wochen, die Erlaubniß wird an diejenigen ertheilt, welche nicht besonderer Nachläſſigkeit sich schuldig machten, die Verweigerung ist als Strafe zu betrachten.

§. 26. Der Zögling soll vom 16—18. Jahre ausschließlich seinem speciellen Berufe zugewendet werden.

§. 27. Der austretende Zögling hat nicht nöthig, sich einer besonderen Zunftprüfung zu unterwerfen, um, nachdem er einmal von der Anstalt für tüchtig erkannt wurde, in einem Geschäftszweige sich zu bewegen; sie ist durch eine Controle der aus Sachkundigen bestehenden Prüfungscommission ersetzt.

§. 28. Der ausgetretene Zögling steht mit der Anstalt in beständiger Verbindung, gleich der Verbindung des Sohnes und der Verpflichtung desselben gegen das Vaterhaus. Er hat jährlich wenigstens einmal getreuen Bericht an die Anstalt zu erstatten über seine Lebensverhältnisse. Die Anstalt hingegen übernimmt die Pflicht, den ausgetretenen Zögling vor allen Mißgriffen und Mißbräuchen, die von verschiedenen Seiten gegen ihn sich erheben könnten, zu schützen, wozu sie den Schutz der Behörden wie der Ortsgeistlichkeit in Anspruch nimmt.

§. 29. Gründungsvermögen:

a) Fonds, welche nach Maßgabe des Bedürfnisses und der vorhandenen Mittel für die Blindeninstitute von den Regierungen jährlich geleistet werden.

b) Die bisherigen Unterstützungen für Blinde von Seite der Magistrate und der Gemeinden sollen dem Blinden-Schulfond zugewendet werden.

c) Jede Gemeinde, in welcher ein Blinder lebt, soll einen Erziehungs-Beitrag leisten, wenn der Blinde kein Vermögen hat.

d) Ist eine Gemeinde arm, so sollen die anderen Gemeinden eines Bezirkes durch eine Gemeindeumlage zu Hülfe kommen.

e) Die Beiträge der reichern und vermöglichen Blinden.

f) Freiwillige jährliche Privatunterstützung.

g) Aufnahmsgebühr zu 2 Thaler oder 3 fl. 30 kr. für das eintretende Institutsglied.

h) Vereinfachung der Verwaltung der Institute wie der zu Gebote stehenden Mittel, ebenso Verwendung der erwachsenen Blinden zu verschiedenen Geschäften des Instituts, zu Lehrern und dergleichen.

Ebenso wie die Verwaltung unentgeltlich von Privaten geführt wird, soll auch die Besorgung des Hauswesens ökonomisch und möglichst einfach gehalten werden.

i) Die Jahresberichte sollen an die verschiedenen Pfarreien und Gemeinden ausgeschickt werden, um jährliche Sammlungen bei bestimmten Festen, sowie zu wohlthätigen Stiftungen zu veranlassen.

k) Man stellt Männer an die Spitze, die sich kräftig der Hebung des Unternehmens annehmen, so wie menschenfreundliche Männer verschiedene Zweige des Unterrichts, z. B. den Religionsunterricht und dergleichen, unentgeltlich versehen möchten.

l) Sammlungen von Naturalien und dergleichen Gaben, wodurch der Oekonomie des Hauses aufgeholfen würde.

m) Ein bestimmter Beitrag bei Hochzeitsfesten und Kindstaufen oder bei der Kuhpocken-Impfung, welcher unter dem Namen Blinden-Taxe gewiß lieber bezahlt wird, als manche andere unfreiwillige Taxe.

n) Jährlich mehrmals wiederholte Musikproduktionen, deren Reinertrag in die Blindencasse fällt.

o) Gewinnung von Oekonomieen zum Vortheil der Anstalten, welche daraus Naturalien gewinnen und zugleich Gelegenheit haben, den Blinden mit der Landwirthschaft bekannt zu machen.

p) Lokalitäten zum Beginne der Institute sollen vom Staate selbst angewiesen werden, wenn nicht schon verfügbare Gebäude

in den einzelnen Distrikten oder Gemeinden zur Benutzung überlassen werden; daher der Sitz eines solchen Instituts anfänglich nach Lokalverhältnissen sich richtet.

q) Herbeischaffung verschiedener Institutsbedürfnisse von Seite der Privatwohlthäter, z. B. Einrichtungs-Gegenstände oder Materialien dazu für die Institutslokalität, Geräthschaften von Handwerken für den Unterricht und Betrieb der verschiedenen Industriezweige; so auch Materialien zu Kleidungsstücken und dergleichen Bedürfnisse.

Diese und andere Mittel, deren Aufbringung von der lebendigen Geschäftsführung abhängt, die freilich keine Mühe zu scheuen hat, kein Mittel unversucht lassen darf, mögen als Anhalspunkte dienen, der Gründung von Anstalten für Blinde, deren Nothwendigkeit auf der Hand liegt, einen augenblicklichen Anfang und gesicherte Zukunft zu geben.

VII.

Mnemotechnik.

Diese beruht auf Vergesellschaftung der Begriffe.

Zur gleichsam mechanischen Erleichterung werden bestimmte Buchstaben und Zahlziffern benützt.

Man ist also im Stande, an einem Worte, welches in einer direkten Begriffsverbindung mit dem zu behaltenden Gegenstande steht, zugleich die Sache und ein bestimmtes nummerisches Verhältniß treu und schnell im Gedächtniß wieder zu finden.

Nach Reventlow's Anweisung aber werden die Zahlen in Begriffe dadurch verwandelt, daß man Konsonanten statt der Ziffern und zwar:

t, d,	statt 1,	b, p, pf,	statt	6,
n, v,	„ 2,	f, ph,	„	7,
m, w,	„ 3,	h, j,	„	8,
q, r,	„ 4,	g, ch, k, ck,	„	9,
s, ſ, ß, ſch,	„ 5,	l, z, tz,	„	0,

setzt und mit Hilfe der Vokale, die keinerlei Bedeutung als Zahlzeichen haben, einzelne Wörter oder Wortverbindungen bildet, beliebige Zahlen also in sogenannte nummerische Wörter oder Ausdrücke umgestaltet.

Unschwer dürfte nach diesen wenigen Andeutungen zu erkennen sein, daß die Zahlen:

1 durch Eid, Oede, Ode, Taue, ꝛc.
10 „ Adel, edel, eitel, viele, ꝛc.
100 „ Tell, toll, Till, Tölz, ꝛc.
321 „ Mond, Wand, Wind, Mund, ꝛc.

vertreten werden können.

Die Wahl gewisser Konsonanten als Substituten gewisser Ziffern ist nämlich durchaus nicht eine zufällige, das t der deutschen Kurrentschrift erinnert durch seine Formähnlichkeit an 1; d aber ist lautverwandt mit 1. Die in n und v enthaltenen zwei Grundstriche führen uns ebenso auf die Ziffer 2, wie die 3 Grundstriche in m und w auf 3. q, als der erste und r als der letzte Kon-

sonant in den Wörtern quatuor, quatre, quatro, welche zu deutsch „vier" bedeuten, werden leicht als Vertreter der Ziffer 4 behalten. Die Aehnlichkeit zwischen S und 5, zwischen b und 6, zwischen h in der deutschen Kurrentschrift und 8, endlich zwischen g und 9 ist durchaus nicht in Abrede zu stellen; b und p, g, ch, k und ck, s, ſ, ß und sch aber sind lautverwandt, und j kann als dem h nächststehender Konsonant oder als untere Hälfte des h in der Kurrentschrift betrachtet werden. Die Wahl des f für 7 ist willkürlich, wenn man nicht in der Form des F in lateinischer Kurrentschrift einige Aehnlichkeit mit 7, finden kann; ph aber lautet wie f. Im Worte „Null" ist l der letzte, in dem italienischen Worte, zero, aber, das gleichfalls Null bedeutet, ist z, der erste Konsonant, tz, kann unbedenklich gleich z gesetzt worden, weil die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo die unnütze Form tz ganz außer Gebrauch gesetzt sein wird. Ist mit Hilfe dieser Hinweisung die Bedeutung der Konsonanten als Zahlzeichen dem Gedächtniß bis zu möglichster Geläufigkeit eingeprägt, so kann es gewiß Niemand mehr schwer, fallen aus jedem nummerischen Ausdrucke die darin enthaltene Zahl heraus zu lesen, wenn dabei als Regel festgehalten wird, daß in jedem nummerischen Worte nur die ersten drei Konsonanten eine nummerische Bedeutung haben, alle folgenden Konsonanten und sämmtliche Vokale aber gänzlich außer Acht gelassen werden, woraus sich noch von selbst ergibt, daß Wörter mit einem Konsonanten eine einzifferige, Wörter mit zwei Konsonanten eine zweizifferige, Wörter und Wortverbindungen mit drei oder mehr Konsonanten aber nur eine dreistellige Zahl bezeichnen können. Der Realienlehrer Wich in der Gewerbschule zu Bayreuth hat im Programm zum Jahresbericht 1864 darauf hingewiesen, wie leicht das von Reventlow aufgestellte Schema dem Gedächtniß einzuprägen sei.

Einen chronologischen Fehler von tausend Jahren kann, wer mit Geschichte nur einigermaßen sich beschäftigt, kaum begehen. Man kann daher in allen vierstelligen Geschichtszahlen die Tausender unbedenklich „wegwerfen." Diesen Satz voranstellend, weist er nun darauf hin, daß Geschichtszahlen nur dadurch leicht und sicher behalten werden, daß man jene Zahlen in solche nummerische Ausdrücke verwandelt, welche mit dem treffenden Faktum in einem so innigen Zusammenhange stehen, daß der nummerische Ausdruck nicht gedacht oder genannt werden kann, ohne an das Faktum errinnert zu werden, und das Faktum nur berührt werden darf, um sofort des nummerischen Ausdrucks und damit natürlich auch der treffenden Jahreszahl sich bewußt zu werden.

In diesem Sinne nun wählte er für die hier beispielsweise

angeführten Ereignisse die mit fetter Schrift gedruckten nummerischen Wörter:

270 — Die ersten Reben am Rhein und an der Donau — **in Fülle.**
380 — Die erste Wassermühle an der Mosel — **Mühle.**
1265 — Die ersten Dukaten geprägt — **unbeschnitten.**
1325 — Die ersten Wechsel in Venedig — **wünschenswerth.**
1464 — Die ersten reitenden Posten in Frankreich — **erbärmlich.**
1534 — Rauchtaback nach Europa gebracht — **schwer.**
1580 — Kartoffeln nach Europa aus Amerika — **Aushilfe.**
1524 — Seifensiederei — **schöner.**
1317 — Frauenlob's Tod — **mit Frauen.**
1142 — Abälard's Tod — **Trennung.**
325 — Kirchenversammlung zu Nicäa — **Mensch.**
1521 — Erfindung der Bomben — **scheintodt.**
1505 — Die ersten Negertransporte — **schließen.**
1680 — Die ersten Regenschirme — **abhalten.**

Dieses Reventlow'sche Verfahren, obgleich es als das zweckmäßigste bis jetzt erkannt ist, wird jedoch wie jede andere Wissenschafe der weiteren Ausbildung und Vervollkommnung entgegenschreiten, wie bereits schon mehrere Versuche von Andern darin gemacht wurden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherer, Friedrich

Die Zukunft der Blinden fünf Vorträge über Blindenverhältnisse und Blindenerziehung

Regensburg 1866

Paed.th. 4985
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10764109-0